Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Ausgewählte Werke

von

Fernan Caballero.

Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke.

Zehnter und Elfter Band:

Clemencia.

Paderborn,
Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Clemencia.

Ein Sittenroman

von

Fernan Caballero.

Deutsch von L. G. Lemcke.

Paderborn,
Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Brief

an meinen Leser in Las Batuecas. *)

Sehr geliebter Leser!

Du wirst Dich, glaube ich, erinnern, daß Du an mich geschrieben hast; Briefe wie die Deinigen vergißt Derjenige nicht, welcher sie schreibt, und noch weniger Derjenige, welcher sie liest.

Du hast mir Deinen Namen nicht genannt; deshalb bist Du aber doch mein gleichgesinnter Freund; denn, wie man zu sagen pflegt, der Name thut nichts zur Sache. Ueberdies könnte sich's ereignen, daß ich, nachdem Du ihn mir gesagt hättest, noch eben so weit wäre wie vorher; denn es ist möglich, daß Dein Name eben so unbekannt ist wie

*) Nachdem der Verfasser in seinem Romane Lagrimas sich mehrmals an einen gleichgesinnten Leser, angeblich in Las Batuecas wohnend, gewandt hatte, schrieb ihm ein Mann von viel Talent und Witz im Heraldo einen Brief, der so unterzeichnet war. Anm. d. Verf.

der Name Fernan Caballero, weßhalb dieser Arme sich die Unannehmlichkeit hat gefallen lassen müssen, die Leute darüber streiten zu sehen, ob er echt oder bloß angenommen ist. Hieße ich doch Tostado! Dieser Name, obwohl nicht grade sehr hübsch, würde doch nicht die Inconvenienz haben, unvereinbar mit der Feder zu sein.

Willst Du wohl glauben, daß ein Schriftsteller, und zwar einer von den guten, den tüchtigen, denen von gutem Klange, wie wir hier zu Lande sagen, nach Andalusien geschrieben hat, um zu erfahren, ob Fernan Fernan sei oder vielleicht Louis Napoleon, Kossuth oder Lola Montez? Und dieser selbe Schriftsteller hat unter dem Namen eines Mönchs geschrieben, und Fernan ist ehrlich genug gewesen, ihn dafür zu halten, und noch heut zu Tage existirt für ihn dieser Mönch, ohne daß damit ein hochverdienter und berühmter Geschichtschreiber aufgehört hätte zu existiren. Und Du mußt wissen, daß nicht er allein unter der literarischen Aristokratie es gewesen ist, der fest behauptet hat, ich sei nicht ich, und zwar dergestalt, daß es ihm beinahe gelungen ist, mich zu verwirren und mich zweifelhaft zu machen, ob ich existire oder nicht. Meine Köchin, die Du schon kennst, war sehr unruhig, als sie mich

fortwährend aufgeregt in meinem Cabinette hin- und hergehen und in schauerlichem Tone Hamlet's Monolog to be or not to be, that is the question declamiren sah.

„Señor," sagte sie, „das Frühstück!"

„Sein oder nicht sein, das ist die Frage," antwortete ich.

„Señor, das Mittagessen!"

„Sein oder nicht sein."

Meine Köchin mit der großen Dosis gesunden Menschenverstandes, wodurch sie sich auszeichnet, ging nach der Pfarre und holte mir meinen Taufschein und ein Certificat vom Pfarrer, worin derselbe bezeugte, daß das im Taufscheine genannte Individuum nicht begraben worden sei. Seitdem habe ich mich beruhigt, mein Grübeln aufgegeben und mich überzeugt, daß ich existire zu Deinen und aller Derer Diensten, welche mich für einen sylphenartigen Schriftsteller halten, für einen Schriftsteller, der zwar einen Namen, aber keine Person hat, für ein spontanes Echo.

Diese seltsame Behauptung erinnert mich an eine Anekdote, für deren Wahrheit ich Dir einstehe.

Eine strenge Mutter nahm ihre Tochter zu einem Maskenballe mit, zu welchem sie eingeladen war.

„Merke Dir," sagte sie beim Eintreten, „daß ich Dir verbiete, mit irgend einem Maskirten zu tanzen."

„Señora," bemerkte das arme Mädchen, „sie sind ja aber fast Alle maskirt."

„Nun, wer mit Dir tanzen will," erwiederte die Mutter, „wird Dir zuvor seinen Namen sagen müssen."

Als sie in den Tanzsaal getreten waren, forderte sogleich eine Maske das junge Mädchen zum Tanz auf.

„Wer sind Sie?" fragte diese.

„Ich bin ein Domino; was brauchen Sie mehr zu wissen, um einen Rigodon zu tanzen?"

„Dein Name?"

„Wozu aber?"

„Es ist ausdrückliche Bedingung."

„Ich heiße," sagte der Domino, „Juan Pedro Fernandez."

Das junge Mädchen stand sehr zufrieden auf und tanzte ihren Rigodon mit Don Juan Pedro Fernandez, der ihr vollkommen eben so unbekannt war wie der Domino.

Ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, bei dieser Gelegenheit noch eine Anekdote anzuführen, welche Walter Scott in der Vorrede zum zweiten Theile seiner Werke erzählt. Ich lese immer die Vorreden, geliebter Leser, denn bisweilen sind sie das Beste am Werke.

„Es war," sagt er, „auf dem Markte zu St. Germans ein Harlekin, der die Leute sehr belustigte und äußerst beliebt war. Er erschien, wenn er seine Künste machte, immer maskirt; ein Freund rieth ihm, da er so sehr gefallen habe, die Maske abzunehmen. Er that es und — verlor die Gunst des Publicums; sein Zauber war dahin. Warum, frage man die Laune des großen Haufens."

Dies erzählt der große Schriftsteller, weil er selbst lange Zeit nur unter dem Namen Verfasser von Waverley schrieb, ohne seinen wahren Namen zu nennen. Und bewundere in dem, was ich Dir jetzt zu bemerken geben will, die verschiedene Denkungsart der Nationen; jener große Mann trug kein Bedenken, sich mit einem Harlekin zu vergleichen, und ich, ein Zwerg im Lande der Zwerge, würde mich unter ähnlichen Umständen um Alles in der Welt nicht mit einem Harlekin vergleichen.

In Deinem Briefe grüßtest Du mich im Namen Deiner Freunde und sagtest, Ihr erwartetet ein neues Product von mir. „Erzähle uns," fügtest Du hinzu, „in schlichter castilianischer Prosa, was sich wirklich zuträgt in unsern spanischen Dörfern, wie unsere Landsleute in den verschiedenen Classen unserer Gesellschaft denken und handeln." Wisse denn, daß

dies (merke wohl!) der einzige und alleinige Beweggrund gewesen ist, weshalb ich die Feder in die Hand genommen habe, um den Roman zu schreiben, den ich Dir hier schicke. Du weißt ja, was ich schreibe, sind keine Phantasieromane, sondern es ist ein Verein von Scenen des wirklichen Lebens, von Schilderungen, Charakterbildern und Betrachtungen. Auch wenn diese Art zu schreiben nicht Eingebung, Tendenz, Neigung und Vorsatz bei mir wäre, würde mich die begründete, einsichtsvolle und hochgebildete Ansicht unsers ausgezeichneten Kritikers Don Eugenio de Ochoa bewegen, auf dem eingeschlagenen Pfade zu verharren. Er sagt:

„Neuheit, Mannigfaltigkeit, überraschender Charakter und Fülle der Begebenheiten scheint uns der Erzählung eigenthümlich anzugehören; der Roman dagegen lebt wesentlich von Charakteren und Schilderungen. Seltsam! Er ist von allen Gattungen der Literatur diejenige, welche am wenigsten der Handlung bedarf; er kann ihrer allerdings nicht ganz entbehren, aber wenig, sehr wenig genügt ihm."

Der kenntnißreiche Kritiker beweist dies am Dorfprediger von Wakefield von Goldsmith, an Jonathan Wild von Fielding, am St. Ronansbrunnen von Walter Scott und dem größten Theile von

Balzac's Romanen. Hierzu können wir noch hinzufügen, was J. A. David sagt: „Den dramatischen Dichtern gehört die Handlung, den Romanschreibern die Analyse des Herzens."

Glaube nicht, geliebter Leser, daß ich, indem ich die Grenzen meiner Schöpfungen bestimme, das, was ich schreibe, herabsetzen und aus reiner Bescheidenheit eigenhändig einen Selbstmord an mir begehen will, wie ein Freund von mir sich ausdrückte, der nicht aus Villamar, Valdepaz oder Villa-Maria war, sondern ein echter Städter mit Glacéhandschuhen und lackirten Stiefeln. Du könntest es glauben, weil der Selbstmord an der Tagesordnung ist, nicht aus Bescheidenheit, sondern um einer bloßen Bagatelle willen. Ich will also nicht sagen, daß Analyse und Schilderung keinen Werth und kein Verdienst hätten, vorausgesetzt, daß sie gelungen sind und das Siegel der Wahrheit an sich tragen.

Dazu bedarf es eines richtigen Blickes, und um richtig zu sehen, muß man unter Anderm viel beobachtet haben, wie Alejo de Ralon sagt, und deren, welche viel beobachten, was sie nicht interessirt und nicht in Beziehung zu ihnen steht, sind Wenige.

Say sagt: „Die Weltkenntniß besteht nicht in der Anzahl von Dingen, die man gesehen, sondern

in der Anzahl von Dingen, über die man nachgedacht hat.“

Deshalb, geliebter Leser, sei überzeugt, daß Alles, was ich in dieser Geschichte erzähle, wahr ist. Das, was sich darin auf unser Vaterland bezieht, brauche ich Dir nicht erst zu verbürgen, weil es, glaube ich, die Bürgschaft der Wahrheit an sich trägt; wohl aber verbürge ich Dir Alles, was die ausländischen Persönlichkeiten angeht. Selbst in Bezug auf das Unglaublichste möge meine Versicherung, daß es wahr ist, Dir als Bürgschaft dienen, denn ich liebe die Wahrheit leidenschaftlich und betrachte sie als die Muse des christlichen Parnasses, deren Mission es ist, die Wahrheit poetisch zu gestalten, ohne sie zu verfälschen, wie Don Eugenio sich eben so geschmackvoll als treffend ausdrückt.

Cüstine sagt, indem er von unserm traurigen, ungläubigen und skeptischen Zeitalter spricht: „In unserer Zeit, wie man sie einmal gemacht hat, ist die Leidenschaft für die Wahrheit die einzig mögliche Religion.“

Was ich Dir in dem vorliegenden Romane vor die Augen führe, ist das Leben einer Frau mit einfachen und alltäglichen Ereignissen, wie sie sich in jedem Frauenleben finden und in jedem Roman

unerläßlich sind. Clemencia ist der Typus der lebendigen, heitern und glücklichen Frau, im Gegensatze zu Lagrimas, der schwermüthigen, schwachen und verlassenen. Es ist schwerer, sie interessant zu machen; möchte es mir gelungen sein, Sympathie für sie einzuflößen.

Ich habe nur noch wenige Worte hinzuzufügen zur Unterstützung Deiner gütigen Bemühungen, meinen Stil gegen Vorwürfe zu vertheidigen, die ich weder gehört noch gesehen habe, die mich aber empfindlich berühren, wie der kalte Wind vom Guadarrama, den man auch weder hört noch sieht.

Suard sagt mit Bezug auf die Briefe der Frau von Sevigné: „Was ist Stil? Es ist schwer, auf diese Frage zu antworten. Ein guter Stil ist derjenige, welcher für den Schreibenden und für das, was er schreibt, paßt. Der Cardinal d'Ossat kann nicht schreiben wie Ninon; Frau von Sevigné kann nicht schreiben wie Voltaire. — Welchen soll man nachahmen? Keinen, wenn man selbst etwas sein will. In der That besitzt nur der einen Stil, der einen seinem Charakter und seiner natürlichen und persönlichen Geistesrichtung eigenthümlichen besitzt, nur modificirt durch die Empfindungen, die beim Schreiben selbst in ihm entstehen. Wer schreibt am

besten? Derjenige, welcher die größte Beweglichkeit der Einbildungskraft, die meiste Lebendigkeit, den meisten Witz, die meiste Originalität, die größte Leichtigkeit und den besten Geschmack im Ausdrucke besitzt."

Aus dem Gesagten ziehe ich folgenden Schluß:

Wenn die Aeolusse des Guadarrama sich eingebildet haben, daß Dein Freund Fernan ein Gelehrter sei, ein gravitätischer Pater, ein Mitglied irgend einer Akademie, ein Doctor irgend einer Facultät oder ein Professor an irgend einer Universität, so ist offenbar sein Stil weder sein eigener noch ein für ihn passender. Da aber Dein Freund nichts von dem Allen ist, auch nicht einmal der Außenseite nach, so folgt logisch, daß der Stil eines Gelehrten, eines gravitätischen Paters, eines Akademikers, eines Doctors oder Professors nicht der Fernan eigenthümliche oder ihm zukömmliche ist.

Bezüglich der Sprache nehme ich die Vorwürfe, welche die Aeolusse des Guadarrama mir etwa machen könnten, mit aller möglichen Demuth und Unterwerfung hin; denn, geliebter Leser, ich gedenke es nicht zu machen wie jene Schildwache, die von einer portugiesischen Colonne auf ihrer eiligen Flucht am Eingang einer Brücke vergessen worden war und sich, als sie die spanische Armee ankommen sah, so-

gleich anschickte, ihr den Uebergang über die Brücke streitig zu machen.

Nein, nein, da ich das Heer von Splitterrichtern, Pädagogen und Pedanten ankommen sehe, verstärkt durch die Aeolusse vom Guadarrama, laufe ich so schnell davon, daß kein Hirsch mich einholen kann. Es fällt mir zwar ein, daß ich es machen könnte wie Jener, welcher zur Zeit des Kaiserreichs eine Orangenschale, mit Louisd'or gefüllt, auf die Bühne warf und rief: „Prenez les louis et jetez l'écorce;“ aber ich wage es nicht, sondern ich halte mich an den Grundsatz meiner geliebten und klugen Freundinnen, der Schwalben, welche, wenn sie den unfreundlichen Herbst und den kalten Winter ankommen sehen, rufen: „Flieh! Flieh! Gevatterin Beatri—i—i—iz!“

Mach mir keinen Vorwurf aus meinen vielen Citaten, etwas, das in unserer Literatur sehr wenig gebräuchlich ist. Ich führe sie an, weil ich von meinen eigenen Urtheilen keine so hohe Meinung habe, um zu glauben, daß sie nicht der Pathen bedürften, und daher ein Interesse dabei habe und Neigung empfinde, ihnen deren gute und angesehene zu verschaffen, selbst in meiner Gevatterin Beatriz.

Lebe wohl, geliebter, wohlwollender und gleich-

gesinnter Leser; ich bin nicht weitläufiger, weil Weniges genügt, allzu viel langweilig wird. In dieses freundschaftliche und vertrauliche Briefchen habe ich Alles, was ich zu sagen wünschte, zusammengedrängt, und es auf diese Weise vermieden, mich zu einer Vorrede, feierlich wie der Eingang einer Messe, zu versteigen, die nicht einmal der Factor in der Druckerei gelesen hätte.

Ich empfehle alle meine Persönlichkeiten Deinem Wohlwollen, insbesondere meinen vielgeliebten Don Galo Pando, und wenn einmal der Finanzminister durch Dein Thal reisen sollte, so bitte ich Dich, ihn demselben zu empfehlen; Du thust damit ein Werk der Gerechtigkeit.

Noch einmal lebe wohl. Den Mitbewohnern Deines Thales bestelle viele herzliche Grüße von mir und sage ihnen, daß der Genius der Sympathie mir einen und den andern ihrer Namen, welche die Fama verkündet, in's Ohr geflüstert hat. Den Aeolussen vom Guadarrama meine gehorsamsten Empfehlungen. Meiner Clemencia gib einen Platz in Deiner Bibliothek und mir einen in Deiner Freundschaft, womit meine Arbeit reichlich bezahlt sein wird.

Valdepaz, 1. Mai 1852.

Fernan.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Den Dramatikern die Handlung, den Romanschreibern die Analyse des Herzens.
J. A. David.

Um richtig zu sehen, muß man viel beobachtet haben. Alexis du Valon.

Die Gedanken, und nicht die Worte machen den Stil. Balzac.

„Geben Sie sich keine Mühe, Don Silvestre, ich sage Ihnen, jedes Haus ist eine Welt" — sprach eines Abends im Sommer des Jahres 1844 die Marquise von Cortegana zu ihrem Freunde und Gesellschafter Don Silvestre Sarmiento, während dieser mit Wohlbehagen eine Tasse Kaffee schlürfte — „nehmen Sie es, von welcher Seite Sie wollen, jedes Haus ist eine Welt, wenn Sie auch Nein sagen."

„Ich sage weder Ja, noch Nein, Señora."

„So sind Sie in Allem; Ihnen hat der liebe Gott ein Herz gegeben, so frisch wie ein Salatkopf. Als ob ich nicht schon genug an zwei Töchtern hätte, schickt mir der Himmel diese Nichte. Eine Nichte! . . . das Allerunnützeste in der Welt!"

„Sie ist eine Perle, Marquise."

„Ja, eine Perle, die für mich dasselbe ist, wie die in der Fabel für das Huhn! Sie sind im Stande, mir in's Gesicht zu behaupten, daß es ein Glück ist, und daß ich in der Lotterie gewonnen habe."

„Ich behaupte nichts, Señora."

„Aber Sie geben es zu verstehen, und das kommt auf eins heraus. Wenn Ihnen nun so unvermuthet ein halbes Dutzend Neffen in's Haus regneten? Wir wollten einmal sehen, was Sie für ein Gesicht machen würden."

„Ich bin nicht reich, Señora, und deshalb wäre es für mich natürlich eine große Last."

„Ja, wenn Sie glauben, daß das Geld Alles gut macht! . . ."

„Das glaube ich nicht, Marquise; aber ich glaube, daß das Geld die Lasten erleichtert."

„Könnte ich Ihnen doch meine Nichte aufhalsen,

die Sie eine „Perle“ nennen! Als ob mir nicht meine beiden „Perlen“ von Töchtern schon vollauf zu thun machten! Perlen! Sorgenmacher sind die Mädchen!“

„Nun, warum haben Sie denn ihre Nichte nicht im Kloster gelassen?“

„Mit sechzehn Jahren sollte ich sie im Kloster lassen, damit ganz Sevilla über mich herfallen und mich eine tyrannische Tante nennen sollte? Ist das ein Einfall!“

„Da haben Sie in der That Recht, und Sie haben sehr wohl daran gethan, sie aus dem Kloster zu nehmen.“

„Wohl gethan habe ich? Das scheint Ihnen so; aber es wird nicht an Leuten fehlen, die der Meinung sein werden, daß ich übel daran gethan habe.“

Die Marquise war eine Frau von achtundvierzig Jahren, aber ihre gänzliche Anspruchslosigkeit und übertriebene Einfachheit in Kleidung und im Wesen ließen sie älter erscheinen. Sie war seit einigen Jahren Wittwe, und genoß bedeutender Revenüen, welche sie sämmtlich, und zwar bisweilen schon im voraus, aufzubrauchen verstand, ohne daß irgend Jemand, sie selbst nicht ausgenommen, sagen

konnte, wofür. Es war dies um so auffallender, als die Dame, wenn auch nicht knauserig, doch auch nicht freigebig, zwar nicht filzig, aber auch nicht aufwandvoll, zwar nicht ordentlich, aber auch eben so wenig unordentlich war. Aehnliche Anomalien zeigte ihr übriger Charakter; denn obwohl nicht zänkisch, wiedersprach sie doch beständig, und ohne von Herzen böse zu sein, keifte sie fortwährend, und hatte gegen Alles etwas einzuwenden. So finden sich oft bei Menschen Fehler und schlimme Neigungen, die nicht Erzeugnisse des Herzens und Charakters sind, sondern schlechte Angewohnheiten, welche, weil sie nicht gleich anfangs ausgerottet worden sind, Wurzel schlagen wie Schmarotzerpflanzen. Der Hauptzug im Charakter der Dame war aber, daß sie in fortwährender Sorge lebte. Sie mußte immer irgend ein Drangsal haben, das ihr Gemüth bewegte, und war somit der Gegensatz von gewissen Kranken, die immer einer Dosis Opium zu ihrer Beruhigung bedürfen, und dabei war noch die Eigenthümlichkeit, daß im Winter eine Dachtraufe, und im Sommer ein Loch in der Leinwanddecke, welche über den Hof ihres Hauses ausgespannt war, sie weit verdrießlicher machte, als einige tollköpfige Streiche erster Sorte ihres Erstgebornen, oder der Verlust einer Ernte. Hatte

sie keine Unannehmlichkeit, die sie ausbeuten konnte, so machte sie sich eine, und genoß dann nicht allein ihrer phantastischen Schöpfung, sondern ärgerte sich auch, wenn Andere dieselbe nicht als etwas Wahres und Wirkliches betrachteten. Die Dame gehörte somit zur Phalanx des Jeremias, zu den Leuten, welche ihr ganzes Leben mit Klagen in dem ihnen eigenen weinerlichen Käuzchentone hinbringen. Sie klagen über Alles: über ihre Gesundheit, obgleich sie gut ist; über Mangel an Appetit, und sie essen vortrefflich; über Mangel an Schlaf, und sie schlafen wie Murmelthiere. Und mit derselben Verzweiflung klagen sie über die schlechten Zeiten und die Mosquitos, über die Steuern und das Briefporto, über den Tod geliebter Personen und über eine schlecht brennende Straßenlaterne, selbst über günstige Vorfälle klagen sie, denn immer finden sie an denselben ein A b e r, das ihren Klagen zur Nahrung dienen kann.

Zum Theil rührten die Fehler der Dame daher, daß sie während ihres ganzen Lebens sehr verzogen worden war, zuerst von ihren Eltern, dann von ihrem Gatten, der ein gutmüthiger Tropf war und Alles that, was sie wollte, und endlich von den Freunden des Letztern, die Alles thaten, was er that.

In Folge davon war die Marquise, eine sehr gute, wenn auch nicht sehr kluge Frau, ein selbstsüchtiges und unleidliches Wesen geworden.

Der ältere Bruder der Marquise hatte sich in Madrid verheirathet und wohnte daselbst, eben so wie eine Schwester, die kinderlose Wittwe eines sehr reichen Mannes, der in den Colonien eine hohe Stellung bekleidet hatte. Diese Dame, welche sich gern in fremde Angelegenheiten mischte und die Intriguen liebte, war das tu autem der Familie.

Von Seiten ihres Mannes hatte sie weiter keinen nahen Anverwandten gekannt, als einen Schwager, der als Militär im Felde geblieben war, und seine Frau in bedrängter Lage zurückgelassen hatte. Diese starb bald darauf bei der Geburt einer Tochter, die ihr Onkel, der verstorbene Marquis, zu sich nahm und in einem Kloster erziehen ließ, dieselbe, welche die Marquise, wie wir aus obiger Unterhaltung gesehen, wieder in ihr Haus genommen hatte. Wir haben auch die Marquise ihrer beiden Töchter erwähnen hören.

Die ältere, Constancia, welche neunzehn Jahre zählte, war ernst, in sich gekehrt, abstoßend und schweigsam. Sie war groß, äußerst mager und von nervöser Constitution. Ihre Züge waren schön und

regelmäßig, und ihre schwarzen Augen wären bezaubernd gewesen, hätte in ihnen nicht ein Ausdruck von Wildheit, Härte und Stolz gelegen, der sehr zurückstoßend wirkte. Mochte es Folge ihres Charakters sein oder der fehlerhaften Erziehung, welche ihre Mutter ihr gegeben hatte, oder auch irgend eines physischen oder moralischen Leidens, genug, ihr Wesen war im Allgemeinen unangenehm und unliebenswürdig. Ihre Mutter nannte sie die Außergewöhnliche.

In der zweiten, welche Alegria hieß und im siebzehnten Jahre stand, waren Reize des Körpers und der Seele anmuthig mit einander verbunden; sie war eine frische Staude mit starkem Stengel und spitzigen Dornen, schön verdeckt von dichtem Laube und verführerischen Blüthen. Sie war brünett, blaß und klein, aber ebenmäßig gebaut, von dem äußerst kleinen Fuße an bis zu dem reizend geformten Kopfe. Ihre prachtvollen, glänzend schwarzen Brauen und Wimpern gaben, wenn sie lächelte, ihren schelmischen aschgrauen Augen eine unendliche Anmuth und ihren Blicken etwas so Pikantes, daß ihre Verehrer behaupteten, sie habe Nadeln in den Augen. Nichtsdestoweniger verbarg sich hinter dem Ausdruck jener Blicke und der An-

muth jenes Lächelns eine gewöhnliche Seele, ein beschränkter, aber scharfer und feiner Verstand, und ein in der Selbstsucht erstickes Herz. Ihre Mutter nannte sie die Schelmische.

Alle die genannten Eigenschaften traten bei beiden Schwestern ganz offen hervor. Es gibt in unserer, wie in allen menschlichen Gesellschaften, Gutes und Böses. Es gibt Frauen (und das sind die meisten), die gut und offen sind, viel Talent haben, und diesen Eigenschaften die Krone aufsetzen durch eine, die am allerbezauberndsten und in Spanien am meisten verbreitet ist, nämlich durch Anspruchslosigkeit. Es gibt mittelmäßige, und es gibt schlechte und verdorbene Frauenzimmer. Was sich aber nur selten findet, das ist jene Arglist, jene Falschheit, jenes bewundernswerthe Verstellungstalent, jene Heuchelei, welche die Frauenzimmer, die nicht gut sind, in andern Ländern in Anwendung bringen. Bei uns zu Lande kommen bei Frauenzimmern von schlechter Erziehung und schlechten Neigungen wohl kleine Kniffe, Listen und selbst Lügen vor, womit sie ihre Ränke und Intriguen verbergen, das freilich; aber das Verstecken des eigenen Ich ist, dem Himmel sei Dank, wenigstens selten. Möglich, daß dieser achtungswerthe Stolz,

diese edle weibliche Offenheit, vermöge deren die Spanierin es verschmäht, anders zu erscheinen, als sie ist, binnen Kurzem mit der Saya*) und der Mantille vor dem Hute und den französischen Romanen verschwinden werden, ohne daß die Frauen bedenken, daß jede Nachäfferei ihnen einen Reiz, jede Affectation einen Theil ihres Zaubers raubt, und sie aus duftig-frischen Naturblumen zu steifen künstlichen Blumen macht.

Clemencia, die Nichte der Marquise, die mit sechzehn Jahren das Kloster verließ, wie ein weißer Schmetterling seine seidene Hülle, gehörte zu denjenigen Wesen, welche die Natur, wie den Maimond, mit allen ihren Blumen, aller ihrer Frische, allem ihrem Glanze und allen ihren Reizen beschenkt hat.

Von mittler Statur und vollendet schönen Formen, weiß und rosig wie ein Kind Englands, hüllte ihr goldgelbes Haar, wenn es aufgelöst war, sie ganz ein, wie ein goldener Königsmantel. Ihre großen braunen Augen hatten eine so sanfte und doch so ernste Hoheit, daß es schien, als habe der Adel ihnen den Platz in dem Antlitz der Unschuld gegeben. Ihren schönen Mund umspielte ein engelgleiches Lächeln, gleich dem, welches die Kinder in der Wiege für ihre Mütter haben.

*) So heißt das national-spanische Frauenkleid. Anm. d. Ü

Wo sie vollkommen zutraulich war, zeigte sie eine große Heiterkeit des Gemüths, jene herrliche und Liebe erwerbende Gabe, welche der Himmel seinen Günstlingen zu verleihen pflegt, das heißt den Kindern, den Armen und denen, die gesunden Herzens sind; diese Heiterkeit glänzte in ihren Augen wie Brillanten, erhellte ihr Lächeln wie das Licht, und belebte ihre Züge, wie die Musik ein Fest. Ein Beobachter würde bemerkt haben, daß ihre zarte Seele für die Eindrücke des Mitleidens und des Schmerzes eben so lebhaft und warm empfänglich war, wie für den der Freude; aber die Gesellschaft beobachtet das, was mit ihr nicht in Berührung kommt, wenig oder schlecht.

Auffallend war die Verschiedenheit in dem, was jede dieser drei Mädchen Anziehendes hatte. Constancia's Anziehungskraft lag eben in ihrer Schroffheit, ihrer gewissen Vereinzelung und in dem Geheimnisse, in welches sie, wie die Spitze eines hohen Berges in Schnee und Wolken, sich hüllte, indem sie jegliche Gemeinschaft und Vertraulichkeit kalt und entschieden zurückwies. Sie gab sich so, ohne danach zu streben oder es zu wünschen, allen Werth einer Schwierigkeit, alle Ueberlegenheit des Unmöglichen, Dinge, welche voll von Zauber sind

für den Menschen, den jeder Versuch, der den Charakter einer großen Unternehmung trägt, außerordentlich reizt.

Alegria besaß die Reize der Anmuth, das Verführerische einer Frau, welche die Mittel, zu gefallen, besitzt und zu gebrauchen versteht, das gedankenlose Sichgehenlassen des Kindes, abwechselnd mit dem unbestreitbaren weiblichen Despotismus, das ich will und ich will nicht der Launenhaftigkeit, pikanten Spott, geistreichen Witz, lauter Gaben, die so wenig werth sind und doch so viel gelten, und die es klar machen, wie weise die Griechen waren, wenn sie den Liebesgott als ein blindes Kind darstellten.

Clemencia dagegen besaß nur den lauen Zauber der Unschuld, das unscheinbare Verdienst der Bescheidenheit, und flößte in der oberflächlichen Gesellschaft nur ein herablassendes Interesse ein, gleich dem, womit alte Leute die Kinder behandeln.

Don Silvestre Sarmiento war sechzig Jahre alt, hatte einen dicken Bauch, eine Papageinase nebst entsprechenden Eigenschaften, und in seinem Gesicht eine Sammlung von Pockengruben von verschiedener Größe und Schattirung. Er war der Bruder eines reichen Majoratsherrn aus Osuna, der ihm seit vierzig Jahren eine mäßige Pension

zufließen ließ, die aber für seine bescheidenen Bedürfnisse reichlich genügte, und ihn zu einer Personification des dolcissimo far niente gemacht hatte. Man hatte nie eine hervortretende Neigung an ihm gekannt, weder zum schönen Geschlecht, noch zu den Pferden, noch zur Jagd, noch zum Fischfang, noch zum Spiel, noch zu den Büchern, noch zur Klatscherei, noch zur Politik, noch zur Homöopathie, noch zur Allopathie, noch zum Theater, noch zum Schach, noch zur Lotterie . . . nicht einmal zu den Stiergefechten. Nur zwei Gegenstände entschiedener Vorliebe und entschiedener Abneigung kannte man an ihm; der erste war, in der Sonne spazieren zu gehen, der zweite waren die Eisenbahnen.

Genug von dem guten Herrn, der in unserer Erzählung wie überall nur eine Statistenrolle spielen wird.

„Also," sprach die Marquise, „ich sage und wiederhole es, jedes Haus ist eine Welt; Sie müssen sich durchaus davon überzeugen. In dem meinigen ist heute ein Unglückstag. Wollen Sie glauben, daß mir meine Schwester aus Madrid schreibt, daß der Tollkopf, mein Sohn Gonzalo, gar nicht mehr zu bändigen ist und nach Paris gehen will? Nach Paris, diesem Herde der Verderbniß!!"

„Es ist ja aber Mode . . .“ erwiederte Don Silvestre.

„Das ist einmal ein recht triftiger Grund! Also wenn es Mode wäre, Gift zu nehmen, würden Sie es billigen, wenn mein Sohn auch Gift nähme?“

„Ich habe nichts gebilligt, Marquise.“

„Nehmen Sie dazu noch, daß mein Sohn Alphons die Artillerieschule verlassen hat und in die Bergbrigade treten will.“

„Es scheint mir, Señora, daß dies ein Fall ist, wozu man gratuliren kann.“

„Dazu gratuliren? Sie widersprechen doch immer. Und die Uniform? Und das Pferd? Und die gefährliche Stellung? An das Alles denken Sie nicht. Nehmen Sie dazu noch, daß der Juan, der dumme und undankbare Diener, nachdem er so viele Jahre in meinem Hause gewesen ist, jetzt auf die tolle Idee kommt, zu heirathen! Kann es einen größern Unsinn geben?“

„Aber, Señora, alle Welt heirathet ja.“

„Sage ich nicht, daß ich nicht ein Wort hervorbringen kann, ohne daß Sie mir widersprechen? Also Ihnen scheint es recht und ganz in der Ordnung, daß der undankbare Dummkopf mich nach so

vielen Jahren verläßt, um einer Dirne im Flanellrock willen?"

„Die Liebe, Señora . . ."

„Sprechen Sie mir doch nicht von Liebe, Sie, der Sie in Ihrem ganzen Leben nicht gewußt haben, was das ist. Aber das ist noch nicht das Schlimmste," fuhr die Marquise immer bekümmerter fort, „das Schlimmste ist, was diesen Morgen geschehen. Jesus! Mein Gott! Welches Unglück!"

„Was, Señora?" fragte Don Silvestre.

„Stellen Sie sich vor, daß ein Galizier, den die Hölle ausgesandt hat, diesen Morgen ein paar Blumentöpfe auf das Gestell um die Fontäne setzen sollte; und dabei stößt der ungeschickte Mensch an den Mercur, und bricht ihm von dem einen Fuß den Flügel ab."

„Und mit demselben ein Stück vom Herzen meiner Mutter," bemerkte Alegria, welche, obwohl etwas entfernt sitzend, diese letzte Klage der Marquise gehört hatte.

„Ich wollte lieber," fuhr Letztere, ohne auf die Bemerkung ihrer Tochter zu achten, fort, „der Karaibe hätte mir einen Arm zerbrochen."

„Jesus! Marquise! Solche Dinge! . . ." sagte Don Silvestre gelassen.

„Und mein Mercur war so schön!“ fuhr dessen Besitzerin mit kläglicher Stimme fort; „er nahm sich zwischen den Blumen so hübsch aus! Welch' ein Unglück! Nur mir begegnet so etwas! Welch' ein Unglück, mein Gott!“

„Denn nun kann er nicht mehr fliegen,“ bemerkte Alegria.

Wirklich hingen alle fünf Sinne der Marquise an dieser beinahe lebensgroßen Statue von massivem Gips und an noch vier andern, kleinern, welche die vier Jahreszeiten vorstellten und im Sommer die vier Ecken des großen Hofes ihres Hauses zierten.

In diesem Augenblicke trat eine ältliche, große und dicke Dame mit festem Schritt und imponirender Miene in's Zimmer.

„Euphrasia,“ rief ihr die Marquise beim ersten Blick entgegen, „Du, die Du so viel gesehen hast und so viel weißt, kannst Du mir nicht sagen, ob es ein Mittel gibt, meinem Mercur den Flügel wieder anzukleben?“

„Mutter,“ sagte Alegria, „laß ihm doch vom Gürtler ein paar Riemen machen, dann kann man ihm ja den Flügel wie einen Sporn anstecken.“

„Was ich wünschte, wäre, Jemand zu finden, der Dir Deine Sporen abschnitte,“ erwiederte die

Marquise, ihre Freundin ansehend, die in nachdenkender Stellung dastand.

„Fällt Dir nichts ein, Euphrasia?“ fragte sie endlich traurig.

„Höre,“ antwortete diese in volltönender Baßstimme, „ich kenne einen einäugigen Topfbinder, der sehr geschickt ist. Wenn der ihn Dir nicht wieder zurecht macht, so thut es Niemand.“

„Ich bin der Meinung,“ sagte Alegria, „Ihr ließet, anstatt des Topfbinders, die Furcht kommen, denn die steht ja in dem Rufe, den Füßen Flügel zu machen.“

„Aber, Frau,“ bemerkte die Marquise, ohne auf ihre Tochter zu achten, „man wird die Klammern bemerken.“

„Ich bin der Meinung, die Klammern müßten Charnire haben, damit sie ihn nicht am Fliegen hindern,“ bemerkte Alegria.

„Die Perlen! die Perlchen!“ sagte ärgerlich die Marquise, sich an Don Silvestre wendend. „Der Kuckuck hole sie! Schweig', unverschämte Perle, schweig'. Niemand gibt Dir die Wache bei diesem Begräbniß.“ *)

---

*) Sprichwörtliche Redensart, die so viel bedeutet, als: „Was hast Du Dich hier einzumischen?“ Anm. d. Uebers.

„Beim Begräbnisse des Mercurflügels?“ fragte Alegria.

Inzwischen sprach Doña Euphrasia tröstend zu ihrer Freundin:

„Klammern entstellen eine Statue nicht. Du kannst sie weiß überstreichen lassen, und man wird sie nicht bemerken; wenn ich aber an Deiner Stelle wäre, so ließe ich der Symmetrie wegen dem andern Fuße auch den Flügel absägen; er braucht sie ja gar nicht, und ich gestehe Dir aufrichtig, sie sind mir von Anfang an zuwider gewesen; sie sehen mir immer wie Hahnensporen aus.“

„Du hast Recht, Euphrasia; der Gedanke ist vortrefflich, wie Alles, was von Dir kommt; er wird besser aussehen. Es wird offenbar besser sein; je mehr ich daran denke, je richtiger scheint mir der Einfall.“

„Natürlich,“ fügte Alegria hinzu. „Ich weiß nicht, wie Sie, die Sie doch Alles gern auf festen Füßen stehen sehen, Ihrem geliebten Mercur geflügelte Füße haben verstatten können.“

Zweites Capitel.

Wir wollen einige Worte über die Freundin der Marquise sagen, die Wittwe des Obersten Matamoros, eines der improvisirten Befehlshaber im Unabhängigkeitskriege; nicht als ob sie eine sehr interessante Persönlichkeit wäre, oder in den Gemälden, die wir entwerfen wollen, anders als störend aufträte, sondern weil man, wenn man einmal Jemand auf die Bühne geführt hat, auch sagen muß, wer er ist.

Als ihr Gatte, der verstorbene Oberst, noch Corporal war, pflegte er der Tochter eines navarresischen Schenkwirths, einer lebhaften, entschlossenen und gesunden Dirne von physischer und moralischer Kraft, folgende Strophe vorzusingen:

„Laß die grobe Bauernbande,
Mädchen; nimm mein Wort zum Pfande,
Wenn ich einmal Oberst bin,
Wirst Du meine Oberstin.“

Und so geschah es auch; denn als in dem Kampfe gegen die französische Invasion der tapfere Corporal das Commando über ein Dragonerregiment erhielt und die Prophezeihung sich erfüllte, ritt die Wirthstochter wie ein Mann an seiner Seite, mit einem Muth und einer Gewandtheit, die würdig gewesen wären, in einem Reitercircus zu glänzen und von den jungen Amazonen unserer Zeit beneidet zu werden, die vor keinem unbändigen Füllen zurückschrecken, vor einer Maus aber schreiend davonlaufen.

Sie trug bei solchen Gelegenheiten Mameluckenbeinkleider, eine Soldatenjacke mit kurzen Schößen, an deren Aermelaufschägen drei Treffen, wie eben so viele Sonnenstrahlen glänzten. Auf dem Kopfe hatte sie eine kleine polnische Mütze, außerordentlich ungraziös gemacht und mit großen schwarzen Federn geschmückt, welche beim schnellen Reiten der Wind nach rückwärts wehte, so daß sie aussahen wie der Rauch aus einem Dampfschiffe. Außerdem war der Hut mit einer Cocarde geziert, so groß wie eine Scheibe Wassermelone. Die Soldaten geriethen jedesmal, wenn sie erschien, in Begeisterung; die unerschrockene Amazone war der Abgott des Regiments; um ihrer Oberstin und ihrer

Fahne zu folgen, wären die Soldaten nicht nur durch's Wasser, sondern auch durch's Feuer gegangen. Welch' ein tapferes junges Weib! Dies war die gewöhnliche Benennung, die man ihr, und nicht ohne Grund, beilegte, und die so lange in ihre Ohren tönte, daß sie sich dieselbe aneignete und sich damit identificirte wie mit ihrem Taufnamen.

Doña Euphrasia war, als gute Navarreserin, immer tugendhaft und einige schallende Ohrfeigen hatten ihre Achtbarkeit im Feldlager fest begründet.

Als dieser sanfte Denkzettel einmal einem alten Bekannten und Genossen ihres Vaters, Einem, der wollene Epauletten trug, zu Theil geworden war, hatte dieser sich mit dem bekannten Sprichworte getröstet: „Vom Schlage einer Stute stirbt kein Hengst."

Wäre der Gezüchtigte Einer von denen gewesen, die silberne Epauletten tragen, so würde er ihr mit dem ritterlichen und ewig wahren Spruche geantwortet haben: „Weiße Hände kränken nicht."

Zur Zeit, von der wir reden, war Alles vorbei, der Krieg, die Befehlshaberschaften, der Oberst, die Wache an der Thür und „das junge Weib." Nur das muthige war geblieben und in Folge davon hatte auch genannte Soldatin ihre laute Sprache, ihren entschiedenen Ton, ihre brüsken Ma-

nieren und ihr rasches Zuwerkegehen behalten. Sie hielt sich höchst anmaßender Weise von Natur für berechtigt, gegen Alles ihr Veto einzulegen, wie die Zollbehörde berechtigt ist, ihr Siegel aufzudrücken, und Niemand bestritt es ihr.

Dreiste Menschen genießen in der Gesellschaft gewisse Privilegien und Vorzüge, welche den Mitgliedern der Gesellschaft wenig zur Ehre gereichen, denn dies beweist, daß sie sich eben so leicht imponiren, wie schwer leiten lassen, und sich der unverschämten Anmaßung eben so leicht fügen, wie sie sich gegen die vernünftige und bescheidene Vorstellung auflehnen und empören. Dampf und Dreistigkeit sind die beiden Motoren der Zeit, jener der physische, diese der moralische.

So kam es, daß Doña Euphrasia, die Niemand leiden konnte, sich durch eigene Kraft überall einen Platz verschafft hatte, und wenn sie sich auf dem mit Sturm gewonnenen Posten, die Arme in die Seiten gestemmt, hinstellte, so hatte Niemand den Muth, sie von demselben zu vertreiben. Wenn einmal irgend ein Ungeduldiger ihr eine scharfe und beleidigende Antwort gab, so prallten diese Geschosse ab an dem doppelten Küraß, der die Amazone umgab, nämlich an ihrem Mangel an Zartgefühl, ver-

möge dessen sie deren Stiche nicht fühlte, und an ihrem groben Egoismus, an welchem sich die Schärfen abstumpften.

Die Dame war einmischungssüchtig wie das Geräusch, neugierig wie das Licht und unbequem, wie eine Uhr, die falsch geht. Was man ihr nicht sagte, darum fragte sie; wenn es durch allerhand Kunst gelang, ihren Fragen auszuweichen, so brachte sie das, was sie wissen wollte, durch die hinterlistigsten und unedelsten Mittel heraus, indem sie die Diener des Hauses fragte, in das Innere der Wohnungen ging, Papiere las, die sie fand, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, daß dies eine Nichtswürdigkeit war.

Ueber die Marquise, die schwach und, wie alle schwachen Menschen, gegen ihre Untergebenen eben so eigenwillig und despotisch, wie gegen Anmaßende unterwürfig und nachgiebig war, übte Doña Euphrasia eine unwiderstehliche Herrschaft aus, der sich die Marquise fügte, und zwar mit einer Freudigkeit, wie sie ein religiöser Mensch empfindet, wenn er seinen Willen dem eines frommen Führers unterordnet. Allerdings besaß die Oberstin, bei ihren praktischen Grundsätzen, in Haushaltungsangelegenheiten vortreffliche Ansichten; damit war aber auch

ihr Wissen und ihre Brauchbarkeit zu Ende, obwohl sie dies nicht glaubte, sondern über Alles in der Welt ihre Urtheile ausschüttete, wie eine Wolke ihren Hagel.

Wie jeder Fremde, der in häuslichen Angelegenheiten einen ungebührlichen Einfluß ausübt, war Doña Euphrasia von allen Hausgenossen der Marquise gefürchtet und ungern gesehen, besonders von ihren Töchtern, denen sie Strafpredigten von Seiten ihrer Mutter zuzog, indem sie letztere gegen sie einnahm. Wie Jeder, der, wenn er arm, unwissend und alt ist, sich nicht an seinen Platz, d. i. in den Schatten stellt, so war auch dieses weibliche Ueberbleibsel aus dem Unabhängigkeitskriege ein Gegenstand allgemeiner Verspottung und Abneigung; sie aber bemerkte es nicht, und wenn man es ihr gesagt hätte, würde sie es nicht geglaubt haben. Leute, die vor Eigenliebe blind sind, gleichen den leiblich Blinden; es gibt ihrer solche, die in Folge eines zarten Gefühlssinnes ihre Blindheit fein und geschickt zu verbergen wissen, und andere tölpisch dreiste, die keck und mit gehobener Stirn drauf losgehen, ohne sich aufzuhalten und unbekümmert darum, daß sie stolpern und an Alles, was ihnen in den Weg kommt, anstoßen. Zu dieser moralischen Kategorie

gehörte die Oberstin Matamoros. Zur Vollendung dieses Daguerreotypbildes muß noch hinzugefügt werden, daß sie sich auf's Lächerlichste kleidete, allerdings aber auch ohne Ansprüche; denn sie hatte eine herzinnige Liebe zu schmutzigen Schleifen, verschossenen Flinkern, veralteten Moden und werthlosem Geschmeide, indem sie behauptete, sich durch den Gebrauch derselben ein hauptstädtisches Ansehen zu geben. Sie trug eine Haartour, aber von solchem Umfange und so plump gearbeitet, daß sie keinem Zweifel Raum ließ, daß ihre Besitzerin eine gute Cürassierin gewesen war. Da es unmöglich war, jenen falschen Haaren ein Zeugniß der Echtheit auszustellen, so opferte sich Doña Euphrasia kühn auf den Altären der Wahrheit und gestand, daß das Vorgebirge in der Straße de Francas Nr. 5 angefertigt sei, jedoch sofort mit voller Ueberzeugung hinzufügte, sie habe ihr prachtvolles Haar frühzeitig dadurch verloren, daß sie aus einem Kruge getrunken, in welchen ein Salamander gefallen wäre. Als letzten Pinselstrich an unserm Gemälde wollen wir noch bemerken, daß die Dame unter den gebildeten Leuten, mit welchen sie umging, eine Anzahl auserlesener Ausdrücke aufgesammelt hatte, die sie ganz unrichtig aussprach und anbrachte. In Folge

der erzählten Umstände wurde Doña Euphrasia in allen Häusern, denen sie die Unehre ihres Besuches schenkte, als ein unablösliches Servitut, als ein chronisches Leiden, als ein unabsetzbarer Aufsichtsbeamter, als eine obligatorische Buße, als ein unausrottbares Unkraut, als ein nicht zu entfernender Blutegel betrachtet. Und trotz dem Allen wurde sie gut empfangen; so nachsichtig und tolerant sind wir in unserm Umgange.

Daß in der spanischen Gesellschaft die Duldung bis zur äußersten Grenze getrieben, d. h. daß sie nicht nur auf Leute ohne Erziehung, und solche, die auf einer niedern Stufe der socialen Leiter stehen, sondern auch auf Personen ausgedehnt wird, die sich schlecht und bis zum Aergerniß unehrenhaft betragen, ist ein Mangel an Anstandsgefühl und Tact, welchen Fremde von Auszeichnung vielfach und mit Recht tadeln.

Was uns betrifft, so kennen wir zwar die Richtigkeit der Gründe, auf welchen das Urtheil des Auslandes in dieser Beziehung beruht, und die großen Nachtheile, welche für den Anstand und die öffentliche Moral daraus entstehen, wenn die Gesellschaft sich ihres Rechts der Censur und selbst der Aechtung begiebt, welche nicht nur eine gerechte Strafe, sondern auch ein kräftiger und nützlicher

Zügel sein würden; dessen ungeachtet aber werden wir uns wohl hüten, die Gesellschaft wegen ihrer Toleranz zu bekämpfen. Ginge sie nur eben so sehr aus Wohlwollen, als aus Gleichgiltigkeit hervor! Daß man Niemand Freund nennt, der keinen Anspruch auf unsere Freundschaft hat, ist eben so schicklich wie zartfühlend und vorsichtig; aber seine Berührung fliehen, Steine auf ihn werfen, das mag der Anmaßende thun, der sich in seiner vermeintlichen Allmacht zum Richter aufwirft und dabei vergißt, daß Gott uns gebietet, Brüder zu sein.

Einige Anekdoten von der berühmten Tochter des Mars werden sie vollends in ihr wahres Licht stellen.

Die Oberstin besaß jenen vollständigen Mangel an Zartgefühl und Empfindlichkeit, welcher das Gemüth gegen verächtliche Behandlung und reichlichen Spott vollkommen gleichgiltig, und ihm daher den freien Gebrauch aller seiner Fähigkeiten läßt, um passend darauf zu erwiedern. Ihre raschen und rücksichtslosen Antworten waren daher berühmt und gefürchtet. Sie waren eine strenge Disciplin, welche die Veteranin, seitdem sie zum Unglück für die Armee kein actives Glied derselben mehr war, an die Stelle der militärischen Disciplin gesetzt hatte.

Sie rühmte sich dessen, indem sie oft wiederholte, daß sie „nicht hinten aufsitzen lasse," oder „daß sie böse Flöhe habe," oder „daß sie keine Haare auf der Zunge habe," oder „daß sie keine Antwort schuldig bleiben könne," oder „daß sie drei Paar Absätze habe," oder „daß sie zu finden sei, wenn man sie suche," oder „daß ihres Vaters Tochter sich nichts bieten lasse," wobei sie alle diese feinen Ausdrücke mit ihrer Lieblingsredensart endete, nämlich, „daß sie gewiß nicht an verhaltener Galle sterben würde."

Einmal erschien sie auf einem Balle, und, sei es in Folge eines Gelübdes oder ihres schlechten Geschmacks in der Toilette, genug, sie erschien von Kopf bis zu den Füßen ganz violett gekleidet.

Als die Schaar der jungen Mädchen sie aufgeblasen wie ein Schiff mit vollen Segeln eintreten sah, waren sie außer sich vor Erstaunen.

„Ach," rief Eine, „Doña Euphrasia ist in einen Färberkessel gefallen."

„Was! die halbe Weltkugel hat ja in keinem Kessel Platz," sagte eine Andere.

„Sie will wahrscheinlich als Büßende bei der Procession am Charfreitage mitgehen," fügte eine Dritte hinzu.

„Es geschieht den Veilchen zu Ehren, deren Cultur sie sich gewidmet hat, seit sie sich der der Lorbeeren nicht mehr widmen kann,“ meinte ein junger Student Namens Paco Guzman.

„Wahrscheinlich eher der Cultur des Campesche-holzes,“ bemerkte ein anderes Mädchen.

„Ihr irrt Euch alle,“ sagte Alegria; „sie ist Bischof geworden.“

Doña Euphrasia, die grade vorüberging, das Gelächter gesehen und deutlich Alegria's letzte Worte gehört hatte, stand steif aufgerichtet still und sagte, während ihre runden Augen in ihren Höhlen rollten, mit ihrer tönenden Stimme:

„Wenn dem so ist, so nehmt Euch in Acht, daß ich Euch nicht firmele.“

Und indem sie mit der offenen Hand eine bezeichnende Geberde machte, setzte sie majestätisch ihren Triumphmarsch fort.

Einige Monate vor der Zeit, in welcher unsere Erzählung beginnt, war am Namenstage der Marquise eine zahlreiche Gesellschaft bei derselben versammelt, als Doña Euphrasia eintrat, in eine Art von Ueberrock, der ganz mit Pelz besetzt war, ge-

kleidet, ihr braunes Gesicht mit einer Boa vermummt, und auf ihrer gewaltigen Perrücke ein kleines Mützchen, einen Abkömmling des frühern, gleichfalls mit Pelz eingefaßt.

„Seht doch!“ rief Alegria bei ihrem Anblick aus, „Robinson Crusoe ist wieder auferstanden!“

„Ei seht!“ sagte eine Andere, „ein Kleid von Bärenfell mit gleichem Futter; das ist ein Geschenk des Kaisers von Rußland.“

„Was?“ rief eine Dritte; „es ist eine alte Uniform von ihrem Manne, sie riecht nach französischem Pulver und ist durchlöchert.“

„Und sie auch;*) seht, was für Blicke sie uns zuwirft.“

„Soll ich ihr zum Dank dafür eine Schmeichelei sagen?“ fragte Paco Guzman, ein junger, hübscher, sehr kluger, lebhafter, leichtblütiger und etwas unbesonnener junger Mann aus einem edeln und reichen Hause von Estremadura, der unter Alegria's Verehrern den ersten Rang einnahm.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ bemerkte diese,

---

*) Wortspiel: picado heißt: durchlöchert und erzürnt.
Anm. d. Uebers.

„Doña Euphrasia gehört zu denen, die dem Morgenstern eine Grobheit sagen und die zweite schon fertig haben.“

Aber Paco Guzman hörte nicht darauf; er hatte sich der gut vermummten Dame genähert und sagte zu ihr:

„Frau Oberstin, heute erst begreife ich die ganze Bewunderung, den ganzen Eindruck, den die „gefühlvolle Russin“ erregen kann.“

„Nun ich,“ antwortete diejenige, welche das Compliment empfangen hatte, „begreife noch nicht ganz, mit welchem Rechte Sie sich zu den guten Guzmans zählen,*) da doch kein gutes Haar an Ihnen ist. Die Medinaceli's, wie alle Welt, thun sehr wohl, Sie nicht als solchen anzuerkennen.“

Mit dieser Bemerkung, doppelsinnig wie ein zweischneidiges Schwert, spielte Doña Euphrasia auf die Adelsansprüche der Familie Paco Guzman's an, die zwar begründet waren, jedoch von Einigen bestritten wurden, denen es dazu an Daten und

*) Guzman mit dem Beinamen der Gute, ein spanischer Held des dreizehnten Jahrhunderts, besonders berühmt durch seine Vertheidigung von Tarifa, welcher er seinen eigenen Sohn opferte. Anm. d. Uebers.

Beweisen fehlte, und die sich nur durch den jetzt herrschenden Geist der Gehässigkeit leiten ließen.

„Der Vortheil, den die modernen Berühmtheiten gewähren, antwortete Paco Guzman, ist der, daß ihre Herkunft offen daliegt, und daß man sie ihnen nicht streitig machen kann, besonders wenn sie aus dem Unabhängigkeitskriege stammt.“ *)

„Was soll das heißen?“ rief die tapfere Kriegerin wüthend; „will man damit dem Kriege gegen die Franzosen etwas anhängen, der doch alle Welt in Erstaunen gesetzt hat! Ich sage Dir, Marquise, die Dinge, die man in Deinem Hause hört, sind so scandalös, daß ich keinen Fuß mehr in dasselbe setzen würde, wäre es nicht wegen der ...“

„Schokolade!“ sagte ein Diener, ihr eine Tasse Schokolade und einen Teller Zwieback präsentirend, wie er seit undenklichen Zeiten zu thun pflegte, wenn er Abends die Freundin seiner Gebieterin eintreten sah.

„Juan,“ sagte Doña Euphrasia, die Schale hinnehmend und plötzlich den Ton ändernd, „sag' doch der Köchin, daß die Schokolade gestern Abend

*) Im Original sagt Paco: guerra de pendencia (Schlägereikrieg) anstatt: guerra de independencia (Unabhängigkeitskrieg). Anm. d. Uebers.

nicht genug gekocht hatte; sie muß nicht dreimal, sondern vier- bis fünfmal aufkochen und nachher muß sie nothwendig eine Zeit lang stehen. Und Dir bemerke ich, daß gestern Abend die Zwiebäcke nicht frisch waren; nimm Dich in Acht, daß Dich der Bäcker nicht betrügt."

Drittes Capitel.

Wir haben bereits erwähnt, daß es sich mit den Leiden der Marquise ähnlich verhielt, wie mit den geistlichen Würden bei Processionen, das heißt, daß die kleinern den größern vorangingen. So hatte denn die Dame auch, als sie Don Silvestre ihre Drangsale aufzählte, daß größte derselben vergessen und mit diesem müssen wir den Leser zu größerer Deutlichkeit unserer Erzählung bekannt machen.

Ihre Schwester, die Constancia's Pathe war, hatte ihr über einen Gegenstand geschrieben, welcher sie grade beschäftigte. Es war dies die beabsichtigte Verheirathung ihrer Nichte und Pathe mit dem Sohne eines Granden von Spanien, der ein genauer Freund von ihr war. Dabei hatte sie contractlich versprochen, das Paar zu Erben ihres ganzen Vermögens einzusetzen. Diese Verbindung lag ihr

um so mehr am Herzen, als der Bräutigam, welcher den Titel Marquis von Valdemar führte, ein sehr achtungswerther junger Mann war, von angenehmem Aeußern und einem Wesen, das um so feiner und ansprechender war, als es, gleich weit entfernt von nationaler Eitelkeit wie von Geringschätzung gegen das Vaterländische (insofern er nämlich nicht darauf ausging, die Franzosen oder Engländer nachzuäffen) echt spanisch war. Dieses schöne Beispiel wird (wir sagen es mit Bedauern) immer seltener, denn die Meisten und besonders diejenigen, welche sich am meisten vordrängen, affectiren entweder eine empörende Ausländerei, oder einen fratzenhaften und lächerlichen spanischen Particularismus.

Die Marquise hatte über den Gegenstand mit Constancia gesprochen und zu ihrem Schrecken gefunden, daß dieselbe wenig Neigung für die vortheilhafte und glänzende Verbindung hatte. Diese „Eigenthümlichkeit“ überstieg alle andern ihrer Tochter Constancia und war eine der Ursachen ihrer tiefen Entrüstung über den Namen „Perlen,“ womit Don Silvestre die Mädchen sehr freigebig belegte.

In der That wußte die arme Frau, als sie sah, daß trotz Vorstellungen, Bitten, Rath und Ver-

wünschungen ihre Tochter täglich fester und entschiedener in ihrer Weigerung wurde, nicht, was sie thun sollte. Es ihrer Schwester zu schreiben, wagte sie nicht, aus Furcht, dieselbe zu erzürnen, da sie wußte, daß sie sich nicht gern widersprechen ließ und besorgte, sie möchte die unfolgsame Pathe enterben.

Die Marquise, welche nichts vom Luchs hatte, suchte und sah für die Weigerung ihrer Tochter keine andere Ursache als ihre „Seltsamkeiten“ und ihren äußerst störrischen Charakter; in der That aber war eine andere Ursache vorhanden.

Zwei Jahre früher war ein junger Artillerieofficier, ein Verwandter des Hauses, Namens Bruno de Vargas, nach Sevilla versetzt worden. Frühe Unglücksfälle in der Familie hatten den Charakter des jungen Mannes ernst und verschlossen gemacht. Bei seiner Ankunft war er dreiundzwanzig Jahre alt und Constancia siebzehn, und von der Zeit an liebten sich Beide.

Da beide Charaktere die Kraft, Energie und Leidenschaft eines weniger jugendlichen Alters besaßen, so schlug in ihren Herzen jene dauerhafte und tiefe spanische Liebe Wurzeln, eine Liebe, die zwar weniger brausend ist als die nicht südliche, aber auch

nicht wechselt, nicht erkaltet, nicht abschweift; die so feste Wurzeln schlägt, daß sie nach und nach die zwingende Gewalt einer süßen Gewohnheit erhält, so ungetheilt und ausschließlich ist, daß sie allein eine Existenz auszufüllen vermag, wie ein einziges Herz die Brust.

Weil eine Verbindung zwischen dem jungen Artillerieofficier und der Tochter der Marquise von Cortegana eine absolute Unmöglichkeit war, hatten Beide aus ihrer Liebe ein tiefes Geheimniß gemacht, damit derselben kein Widerstand entgegengesetzt würde. Sie rechneten darauf, daß die so viel vermögende Zeit die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, ihre Beständigkeit dieselben überwinden und die Hoffnung sie in den Stand setzen würde, einstweilen ruhig und zufrieden zu leben. Die Hoffnung hält nicht immer Wort wie ein König, aber sie hat immer den Trost einer Mutter. Bruno de Vargas besuchte die Abendgesellschaft der Marquise wie jeder Andere, ohne daß zwischen Beiden je eine andere Unterhaltung stattgefunden hätte, als:

„Gehorsamer Diener, liebe Tante.“

„Guten Tag, Bruno, ich freue mich, Dich zu sehen.“

Alegria, das muntere Mädchen, hatte ihr Herz

noch nicht vergeben; dasselbe bewahrte noch, wie ein Sultan, sein Taschentuch, zweifelnd, wen es damit beglücken sollte. Inzwischen nahm sie den Weihrauch, der ihr gestreut wurde, wie einen schuldigen Tribut auf, ohne daß derselbe sie jedoch blendete oder verhinderte, die Hände, welche ihn boten, zu unterscheiden und zu beurtheilen.

Ihre Mutter hatte ihr zwar von der beabsichtigten Heirath ihrer Schwester nichts gesagt; da die Dame sich aber nicht verstellen und am allerwenigsten ihre Uebellaune verbergen konnte, so hatte Alegria sich Alles zusammengereimt aus den geheimen Zwiegesprächen Beider, aus der glänzenden Lobrede, die sie dem Schützlinge ihrer Schwester, dem Marquis von Valdemar, der in Kurzem ankommen sollte, gegen Jedermann hielt und ihren gleich darauf folgenden wüthenden Sticheleien auf Constancia, indem sie die eigensinnigen, ungehorsamen und selbstwilligen, „eigenthümlichen" und wunderlichen Mädchen verwünschte, die nicht auf den Rath ihrer Mütter hörten und in ihrer Jugend unsinnige Streiche machten, welche sie nachher ihr ganzes Leben lang bereuten.

Meine Schwester ist eine rechte Närrin, dachte Alegria, ein solches Glück auszuschlagen, und noch

dazu für den Hungerleider, den Bruno, der in der That ein rechter Bräutigam ist, wie man sich ihn wünschen möchte! Das Sprichwort hat wohl recht: Das Glück kommt nicht zu dem, der es sucht, sondern zu dem, der es im Schlafe erwartet.

Als Clemencia in das Haus ihrer Tante kam, wurde sie wegen ihrer auffallenden Schönheit von der Gesellschaft glänzend empfangen. Eine allgemeine Stimme erhob sich zu ihrem Ruhme; acht Tage lang sprach man in Sevilla von nichts, als von der Schönheit und Sanftmuth der jungen Nonne von Cortegana, kurz, es war ein einstimmiger und unerkünstelter Schrei der Bewunderung, wie ihn die Wahrheit einer Welt, die das Lob, wie der Geizige das Almosen, kärglich und ungern spendet, beinahe durch Ueberrumpelung entreißt.

Dagegen war ihr Empfang im Hause ihrer Tante nicht sehr herzlich. Aber in der frühen Jugend sind die Ansprüche, wenn die Natur nicht verdorben ist, so mäßig, und der heitere und gutherzige Charakter des unschuldigen Mädchens war so weit entfernt, Anforderungen zu machen, daß sie den Mangel an Herzlichkeit nicht nur nicht bemerkte, sondern ihr Herz ganz Dankbarkeit und Zufriedenheit war.

Erst allmälig und wie Wassertropfen durch einen Ziegelstein sickern, fielen die Beweise von Gleichgiltigkeit, Unfreundlichkeit und selbst Verachtung, die sie empfing, gleich Gallentropfen in Clemencia's Herz.

Merkwürdig ist es, welchen Einfluß auf unser Gefühl das Licht ausübt, in welches die Dinge und Personen gestellt werden; merkwürdig ist, wiederholen wir, die Unabhängigkeit der Ideen, die im Umgange beinahe bis zum Widerspruch gegen die Anderer, und dagegen die Unterordnung der Eindrücke, die fast bis zur eigenen Vernichtung geht.

Wir haben die Welt hinreichend beobachtet und stets diesen mächtigen Einfluß bemerkt, selbst im Schooße der Familien; und dies ist, wie wir noch hinzufügen wollen, dergestalt gewiß und allgemein, daß nur die Kraft der Ueberlegung und die Macht der Ueberzeugung, beim Anblicke augenfälliger Ungerechtigkeit, uns zuweilen, bald zum Guten, bald zum Bösen, abgehalten haben, diesem unwiderstehlichen Triebe, dieser allgemeinen Ansteckung nachzugeben.

So geschah es, daß trotz der Begeisterung, welche diese bezaubernde Erscheinung, diese lächelnde Rose, diese Lilie, welche ihren reinen Kelch öffnete und ihren Duft verbreitete, ohne zu wissen

wie und warum, fand, dennoch das strahlende Bild in den Hintergrund trat, erblich und sich verdunkelte, als ob ein Schleier über dasselbe geworfen wäre. Constancia brauchte nur schnöde zu äußern: „Das ist wieder etwas von Clemencia!“ ihren unschuldigen Lippen brauchte nur irgend eine kindliche Naivetät, Folge ihres Mangels an Weltton, zu entschlüpfen, um auf Alegria's Lippen ein spöttisches Lächeln hervorzurufen; ihre Tante brauchte ihr nur zuweilen verdrießlich zu sagen: Schweig, Kind, um Gottes Willen, schweig! ..... und sofort war der Anstoß gegeben, welchem die Gesellschaft sich beeilte zu folgen, indem sie, wenn von ihr die Rede war, stets wiederholte: „Clemencia? Ja, hübsch ist sie; es ist ein unglückliches Mädchen; sie sticht nicht und schneidet nicht.“

Wie wahr ist es, daß wir in der Gesellschaft nur das sind, was man aus uns machen will!

Das arme gedemüthigte und zurückgestoßene Mädchen weinte und wurde an sich selbst irre. Trauriges Vorrecht überlegener Seelen! Sie machte keinen Versuch, zu kämpfen, sondern angetrieben von Herzensgüte und einem angeborenen Gefühl von Würde, stellte sie sich sofort aus eigenem Antriebe an den Platz, auf welchen man sie, wie sie erkannte,

stellen wollte, damit man sie nicht mit Gewalt dahin dränge. Für das bescheidene Mädchen waren alle Plätze gut, wohin kein Anderer reichen konnte, sie zu verwunden.

Wie oft sieht man in der Welt einen Brillant, dessen Werth die Welt in ihrer Ungerechtigkeit und ihrem bösen Willen nicht erkennt, während sie ein schlechtes Stück Glas in Gold faßt und stolz zur Schau trägt! Wie viel Veilchen blühen und sterben im Schatten! Traurige Gerechtigkeit des Menschen, deren Wage sich beim leisen Hauche der Willkür, bei dem albernen Urtheilsspruche pedantischer Mittelmäßigkeit, bei dem giftigen Geschosse des Neides neigt!

Clemencia überzeugte sich, daß die erste Begeisterung, welche sie erregt hatte, ein freundliches Willkommen ihrer Tante zu Gefallen gewesen und daß Alles wieder an seinen Platz zurückgekehrt war.

Wenn es irgend einen tief rührenden Anblick gibt, so ist es der eines Menschen, welcher Ungerechtigkeiten erträgt, nicht etwa mit Ergebung und Geduld, sondern ohne sie als solche zu betrachten, der Anblick der Demuth, die ihren Werth nicht kennt, der Herzensgüte, die den Disteln ihre Stacheln,

das heißt, der feindseligen Handlungsweise ihre bösen Veranlassungen nimmt.

Wenn je zuweilen eine Unfreundlichkeit oder Härte ihr Thränen entlockten, so reichte ein wohlwollendes Wort oder ein solcher Blick hin, sie zu trösten, ihre Thränen zu trocknen und ein Lächeln auf ihre Lippen zu locken. Dies fand sie zuweilen bei ihrer Tante, die trotz ihres unliebenswürdigen Charakters im Grunde ein gutes Herz hatte. Wenn sie an einem Tage, wo sie übler Laune war, ihre Nichte weinen sah, wurde sie ärgerlich; war sie aber guter Laune, so that es ihr leid, und dann redete sie ihr freundlich zu oder erfreute sie durch ein kleines Geschenk, wofür des Mädchens Herz vor Dankbarkeit überfloß; denn die Dankbarkeit gleicht in gesunden und edeln Herzen einem Springbrunnen, der nur einer kleinen Oeffnung bedarf, um rein und lebendig hervorzusprudeln.

Wenige Tage nach dem im ersten Capitel erzählten Auftritte war einstmals gegen Abend die Marquise mehr in Nöthen und mißvergnügter als je. Die Mädchen hatten schon verschiedene Stichеleien anzuhören bekommen, wobei Constancia ein kaltes und hartnäckiges Schweigen beobachtete, Alegria mit dreister Unehrerbietigkeit antwortete und

Clemencia weinte, als ihre riesenhafte Freundin, Doña Euphrasia, welche alle Abend zu ihr kam, um Schokolade zu trinken und eine Partie L'Hombre mit ihr zu spielen, festen Schrittes eintrat.

„Jammerst Du wieder, Frauenzimmer?" sagte sie mit vorwurfsvollem Tone; „was hast Du denn jetzt?"

„Was soll ich haben? Einen tollen, verschwenderischen Sohn, der mir heute einen Wechsel auf Paris von dreißigtausend Realen aufheftet."

„Das ist Deine Schuld; warum bezahlst Du ihm die Bären, die er anbindet. Je mehr Du für ihn bezahlst, desto mehr Schulden wird er machen. Die Verschwendung ist wie der Durst bei der Hypocrisie;*) je mehr man trinkt, je mehr Durst bekommt man."

„Ich habe," fuhr die Marquise fort, „die ungezogensten, störrischsten und ungehorsamsten Töchter."

„Ist Deine Schuld; Du weißt die Disciplin in Deinem Hause nicht aufrecht zu erhalten."

„Die Constancia ist die Allerhalsstarrigste, Unfolgsamste" . . . . .

*) Sie will sagen Hydropisie (Wassersucht).
Anm. d. Uebers.

„Bei Wasser und Brot werden die Ungehorsamen weicher wie Handschuhe.“

„Schweig, sie ist ja neunzehn Jahre alt!“.... bemerkte die Marquise.

„Wasser und Brot ist ein Essen für jedes Alter,“ erwiederte die grimmige Kriegerin.

„Dann habe ich,“ fuhr die Marquise fort, „die Alegria, die an nichts weiter denkt, als sich zu amüsiren; den ganzen Tag hat sie mich gequält, mit ihr spazieren zu gehen. Ich war auch aufgelegt zum Spazierengehen!“

„Gib nicht nach: wohl gethan! Die Mädchen hübsch im Hause; das gute Brot wird im Kasten verkauft.“

„Das gute Brot wird im Kasten schimmelig,“ erwiederte Alegria mit kecker Miene.

„Schweig, naseweises Ding,“ sagte die Mutter. „Ach, Euphrasia! Und dann habe ich eine weinerliche Nichte; sie weint über Alles! Willst Du mir nicht sagen, Clemencia, Mädchen von Apfelmuß, warum Du jetzt weinst?“

„Tante,“ erwiederte Clemencia, sich die Augen trocknend, „weil Sie mir gesagt haben, ich schwiege und nähme keinen Theil an Ihrem Wortwechsel mit meinen Cousinen, um Ihnen nicht beizupflichten;

und doch thue ich es nicht darum, sondern weil ich denke, daß ich mich nicht dahineinmischen darf, weil meine Cousinen ärgerlich werden würden, und auch, weil ich Ihnen versichern kann, Señora, daß ich nichts zu sagen weiß."

„Nun, dann lerne es von Doña Euphrasia," sagte Alegria bei Seite zu ihr; „denn die hat, wie der Spruch sagt, zwar nie viel zu zählen, aber immer viel zu sagen."

„Man achtet nicht auf die Thränen des Mädchens," meinte Doña Euphrasia; „das ist das Mittel, daß die Zimperliesen nicht wieder weinen."

„Und das Schlimmste von Allem ist," fuhr die Marquise fort, „daß der Juan weggeht; es ist, als ob ihn eine Bremse gestochen hätte; Niemand kann ihn zurückhalten."

„Das wußte ich schon," erwiederte Doña Euphrasia, die Alles wußte, was in den Häusern, die sie besuchte, vorging, besonders das, was die niedere Sphäre betraf.

„Du? Woher denn?"

„Weil seine Braut in das Haus der Präsidentin, wo eine Schwester von ihr dient, gegangen ist, damit diese sich bei ihrer Herrin verwendet, daß der Juan eine Nachtwächterstelle bekommt."

„Und hat er sie denn bekommen?"

„Auf der Stelle."

„Dem Juan, der so schläfrig ist," sagte Alegria lachend, „wird es eben so gehen wie jenem andern Nachtwächter, der auch seine Bequemlichkeit liebte, die ganze Nacht sehr sanft in seinem Bette schlief und nur von Zeit zu Zeit das Fenster öffnete, das Horn nahm und die Stunde abrief."

„Aber mach Dir nur keine Sorgen, Marquise," sagte Doña Euphrasia, „ich habe einen Bedienten für Dich, den Du Dir nicht besser malen kannst."

„Wirklich, Frau?" rief die Marquise aus. „Das sollte mich ja recht freuen! Die dienende Classe taugt jetzt gar nichts. Hast Du Vertrauen zu ihm? Bürgst Du mir für ihn?"

„Ich bürge," antwortete Doña Euphrasia, ihre Stimme in den tiefsten Abgrund ihres kräftigen Basses versenkend.

„Kennst Du ihn?"

„Ob ich ihn kenne? Ich habe ihn zwanzig Jahre lang als Burschen gehabt. Es ist ein Bedienter, wie es wenige gibt und in meinen Gewohnheiten erzogen."

Das Erzogensein in den Gewohnheiten der Doña Euphrasia erschreckte die Mädchen; die Marquise

dagegen befriedigte es sehr. Dessenungeachtet fuhr sie fort zu fragen:

„Trinkt er?“

„Wasser.“

„Ist er verliebt?“

„Sieht keinem Frauenzimmer in's Gesicht, als der Königin Isabella II.“

„Ist er treu?“

„Wie ein Siegel.“

„Gutmüthig?“

„Ein Turteltäuber.“

„Raucht er?“

„Im Leben nicht.“

„Ist er reinlich?“

„Wie Gold.“

„Und versteht?“ . . . .

„Alles.“

„Nun,“ sagte die Marquise getröstet, „das ist ein Glück, das Gott mir mitten in meiner Trübsal sendet. Ach, Euphrasia, immer erscheinst Du wie ein Rettungsbrett in meiner größten Noth!“

Viertes Capitel.

„Señora," sagte am folgenden Morgen die Beschließerin, „hier ist der Bediente, den Doña Euphrasia schickt."

„Gut, laß ihn eintreten," antwortete die Marquise.

Kurz darauf trat die seltsamste Figur ein, die es geben kann. Sie war ein schlagender Beweis, was Gesichtsausdruck und Körperhaltung heißt. Denn obwohl der Eintretende durchaus nichts Ungestaltetes an sich hatte, weder groß noch klein, weder dick noch mager war, mit regelmäßigen Zügen, hübschen Augen und guten Zähnen, konnte doch Niemand ihn ansehen, ohne zu lachen, außer denjenigen, welche so unglücklich sind, niemals lachen zu können. Er war grob aber reinlich gekleidet,

nur waren seine Beinkleider zu kurz und seine Schuhe zu groß, seine Jacke zu eng und seine schwarze, lackirte Halsbinde zu breit, was ihn nöthigte, das Gesicht in ungewöhnlich anmaßender Weise zu erheben.

Sein Haar, welches ganz nach einer Seite gezogen, und mit Eiweis vollkommen glatt gemacht war, sah aus, wie ein Wachstuchkäppchen.

Sein bewegliches Gesicht ging plötzlich vom heitersten und lebhaftesten Ausdrucke, vom breitesten und zufriedensten Lächeln zum würdevollsten und imponirendsten Ernst über; und so wechselte auch in seiner Haltung ungestüme Lebendigkeit oft plötzlich mit der steifsten Unbeweglichkeit, wobei er sich dann in die regelrechte Positur eines Soldaten vor seinem Obern stellte, die Füße an einander schloß, die Arme der Länge nach an die Hüften legte, und die Augen ohne zu blinken gradeaus richtete.

Besagtes Individuum trat ein, grüßte und sprach mit dem anmuthigsten Lächeln und der markirtesten galizischen Aussprache:

„Gott schenke Euer Gnaden und der Gesellschaft einen guten Tag.“

Die Marquise war allein.

„Guten Tag, lieber Freund. Du kommst . . .“

„Von der Frau Obristin, ja, Euer Gnaden. Die Frau Obristin haben heut Magenschmerzen und fühlen sich matt in den Füßen.“

„Das thut mir leid. Dein Name?“

„José Fungueira, zu Gottes, Euer Gnaden und der Gesellschaft Diensten; meine Herrschaft hat mich aber immer Pepino genannt.“

„Und wo bist Du her?“

„Ein Galizier aus Galizien, diesseit Vigo, wenn man über die Brücke San Payo y Pontevedra geht, ehe man nach Caldas kommt, rechter Hand, man geht am Seeufer entlang . . .“

„Gut, und bist Du lange bei der Obristin gewesen?“

„Genau kann ich die Zeit nicht mehr angeben, Euer Gnaden; ich trat als junger Mensch von neunzehn Jahren dort in Dienst, und war damals weiß und roth wie eine Birne.“

„Verstehst Du den Dienst?“

„Wie sollt' ich nicht, Euer Gnaden? Die ganze Hauswirthschaft geht mir von der Hand wie Wasser.“

„Und kannst Du bei Tisch aufwarten?“

„Das will ich meinen; der Haushofmeister des Bischofs macht's nicht besser.“

„Kannst Du aber auch vollkommen gut das Silberzeug, das Glas und die Messer putzen? Bist Du auch ganz besonders reinlich?“

„Señora, ich wasche das Wasser.“

„Ich bin nämlich sehr eigen in diesem Punkte.“

„Ich noch mehr, Euer Gnaden; ich habe bei meinem Herrn die Messer so stark geputzt, daß der Stiel abbrach, bis der Herr Oberst zu mir sagte: Pepino, dummer Esel, Geschicklichkeit ist mehr werth als Kraft.“

„Merke Dir wohl, daß ich keine Liebeleien in meinem Hause dulde. Wenn Du auch nur einem der Mädchen in's Gesicht siehst, entlasse ich Dich augenblicklich.“

„Frauenzimmer! Die hole der Teufel! Sind mir mehr zuwider als Frösche! Ich kann sie nicht sehen, ausgenommen die hier Anwesenden, versteht sich.“

„Hüte Dich vor dem Trunk, und merke Dir, daß ich keinen Bedienten will, der trinkt.“

„Das ist bei mir nicht der Fall, Señora, dazu sind mir meine Cuartos zu lieb.“

„Auch darfst Du nicht nach Taback riechen; hüte Dich davor. Wenn Du rauchst, so thue es auf der Straße, denn meine Töchter können den Tabacks-

geruch nicht vertragen, besonders den von schlechtem Taback, wie Du ihn wahrscheinlich rauchst."

„Ich rauche nicht, Señora; damit verschwende ich meine Cuartos nicht."

„Das Allererste, was ich Dir zur Pflicht mache," fuhr die Marquise fort, „ist die größte Sorgfalt und äußerste Behutsamkeit mit dem Mercur im Hofe. Hast Du ihn gesehen?"

„Den Herrn habe ich nicht gesehen, Euer Gnaden. Gehört er hier in's Haus?"

„Natürlich, soll er etwa draußen hingehören? Du stäubst ihn ab mit einem Wedel."

„Mit einem Wedel? Wäre eine Bürste nicht besser, Euer Gnaden?"

„Nein, damit kannst Du ihm Schaden thun."

„Ah, der Herr haben wahrscheinlich Knochenschmerzen."

„Wenn es regnet, oder Du siehst, daß es regnen will . . ."

„Bringe ich ihm einen Regenschirm; gut, Euer Gnaden."

„Nein, Mensch, welch ein Unsinn! Du nimmst ihn mit großer Vorsicht in die Arme und bringst ihn unter Dach."

„In die Arme? Ei was! Kann er nicht gehen?"

„Wie soll denn eine Gipsfigur gehen können, Mensch?“

„Ah so! Von Gips? Jetzt verstehe ich. Das Engelchen ist ein Mercur; ich glaubte, es wäre eine Puppe. Euer Gnaden können unbesorgt sein; ich werde ihn hüten wie meinen eigenen Sohn, und als ob er von Fleisch und Bein wäre, wie ich und Euer Gnaden.“

„Sehr gut, das gefällt mir; Du nimmst ein Interesse an den Sachen. Ich gebe vier Piaster Lohn. Ueberlege, ob Du damit zufrieden bist.“

„Señora, in dem Hause, in welchem ich war, bekam ich zwei.“

„Du kannst gleich morgen früh antreten.“

„Werde nicht ermangeln, Euer Gnaden; eher könnte die Sonne ausbleiben.“

„Nun denn, Adieu.“

„Bleiben Euer Gnaden gesund.“

„Das ist ein Juwel,“ dachte die Marquise.

„Vier Piasterchen! Ich habe eine Reise nach Indien gemacht!“ dachte der Erbursche der Doña Euphrasia, und beide trennten sich sehr zufrieden mit einander.

Am folgenden Tage kurz vor Essenszeit sagte

Alegria zu Don Silvestre, der jeden Donnerstag bei ihnen aß:

„Mutter hat einen Bedienten genommen, den nur sie würdigen kann. Ein solches Fratzengesicht, ein solcher Tölpel ist eine Unzierde für ein Haus. Aber der Mama hat er in's Auge gestochen, wie eine Bremse, weil Doña Euphrasia ihn empfohlen hat, welche behauptet (und dabei machte Alegria die Baßstimme der Obristin nach), „er sei ein sehr rechtschaffener Mensch;" als ob man nur ein rechtschaffener Mensch zu sein brauche, um den Dienst zu verstehen, und als ob die Empfehlung dieser Sergeantmajorin ein Patent wäre. Was wird diese alte Dorfurkunde von guter Bedienung eines Hauses verstehen? Denken Sie nur einmal! Was kann eine Frau, die anstatt Pygmäen Pyrenäen, und anstatt Mysterien Ministerien sagt, und die Leute mit: „Gott erhalte Sie!" begrüßt, von der Feinheit wissen?"

„Schweig', schweig', naseweises Mädchen," rief die Marquise aus. „Wie kann man so von einer Dame sprechen, wie Doña Euphrasia, einer so tugendhaften, so geschickten, so kenntnißreichen Frau? Ich sage Ihnen, Don Silvestre, es ist ein wahres Glück mitten in meinen Leiden, daß man mir diesen

Bedienten verschafft hat, der ehrlich ist, nicht verliebt, kein Trinker, kein Raucher. Wie Euphrasia sagt, versteht er den Dienst vollkommen, ist den Augenblick bei der Hand, und überhaupt ein Diener, wie es wenige gibt."

„Ein guter Richter und ein noch besseres Urtheil," sagte Alegria.

„Ja, so ist es auch, Lästerzunge. Aber heutzutage gackern die Hühnchen lauter als Hahn oder Henne. So geht's! Ich will lieber einen rechtschaffenen Menschen im Hause haben, wenn er auch im Anfange etwas ungeschickt sein sollte, als einen allzeitfertigen Gaudieb, der außer dem Dienst noch allerlei Schelmenstreiche versteht."

In diesem Augenblicke trat Andrea, die Beschließerin, ein.

„Señora," sagte sie, „haben Sie nicht befohlen, Merengues *) zum Nachtisch zu holen?"

„Ja; was für eine Langweiligkeit! Wozu denn diese Frage."

„Der Bursche will sie nicht holen."

„Nicht? Warum denn nicht?"

„Er sagt, er habe so etwas nie nennen hören,

*) Eine Art kleiner Kuchen. Anm. d. Uebers.

wir wollten uns einen Spaß mit ihm machen und ihn nach etwas schicken, was nicht existirt; es sei nicht das erstemal, daß man ihm in den Häusern, wo er gewesen, diesen Streich gespielt habe."

„Er soll hereinkommen," sagte die Marquise mit Würde.

Kurz darauf trat der Famulus im Sturmschritt, die Stirn, dank der lackirten Halsbinde, hoch aufgerichtet, herein, und stellte sich in seine Positur, aber so außerordentlich nahe bei seiner Gebieterin, daß diese, welche sich vorgenommen hatte, ihm alle seine Ungeschicklichkeiten nachzusehen und ihn nach und nach zu unterrichten, zu ihm sagte:

„Weiter weg, Mensch; wenn man Dich ruft, bleibst Du an der Thür stehen, und erwartest Deine Befehle."

Pepino machte halb rechts um kehrt, und stellte sich an der einen Seite der Thür in seine Position, aber nicht, ohne beim Umdrehen dergestalt mit dem Hacken an die Thür zu stoßen, daß alle Scheiben in ihren Rahmen klirrten.

„Merke Dir," sagte die Marquise, „daß Du Alles holen mußt, was Andrea Dir aufträgt, und daß sie es Dir nicht zweimal sagen muß. Jetzt geh' und hole die Merengues."

Pepino machte halb links um und verschwand mit verdoppelten Schritten.

„Sehen Sie wohl," sagte Alegria, die bis jetzt mit großer Mühe das Lachen zurückgehalten hatte, „sehen Sie wohl, Don Silvestre, was für ein Tölpel, was für ein Dummkopf das ist! Er hat sich müßig in der Vorküche umhergetrieben, ein Gefäß zerbrochen und das Oel von einer Lampe umgegossen. Andrea hat ihm zeigen wollen, wie Alles gemacht wird, aber er behauptet, Alles schon zu wissen; er, der zwanzig Jahre bei der Obristin Matamoros gewesen sei, könne Andere etwas lehren, und brauche nichts zu lernen, die Hausarbeit sei im Umsehen gemacht."

„Niemand wird geschickt geboren," erwiederte die Marquise, „und ich sage Dir noch einmal, daß mir dieser lieber ist, als ein Spitzbube im Frack; und hüte Dich, in seiner Gegenwart zu lachen, Du schüchterst mir den armen Menschen ein."

Nicht lange, so ließen sich die schweren Tritte des schnellen Dieners hören, der mit dem strahlendsten Lächeln und den steifsten Bewegungen eintrat.

Er hielt etwas Dickes in der Hand, das in Löschpapier gewickelt war.

„Hier, Euer Gnaden," sagte er, es der Marquise reichend.

„Mir gibst Du sie nicht," sagte diese; „trag' sie in's Eßzimmer und leg' sie wohl geordnet auf einen Dessertteller."

„Wie schlecht das riecht!" rief Alegria. „Jesus! Was ist das? — Was hat denn der Mensch gebracht, das das ganze Zimmer verpestet? Laß doch einmal sehen."

Pepino drehte sich um, öffnete ein wenig das Papier und sagte:

„Es sind die Häringe, Señorita. Sehen Sie."

„Fort, schnell, wirf das weg," rief Alegria laut lachend aus, „und sag' der Andrea, sie soll kommen und räuchern."

„Welch' ein Einfaltspinsel! Welch' ein Esel!" sagte Constancia mit Schärfe.

„Haben Sie mir denn nicht befohlen, sie zu holen?" erwiederte Pepino mit beleidigter Würde.

„Geh', entferne Dich, verschwinde mit Deinen Häringen!" rief Alegria.

Pepino, erschreckt durch Alegria's Schreien, machte so rasch kehrt, daß alle Häringe auf den Boden fielen.

Bald darauf ging man zum Essen.

Der Tisch bot einen seltsamen Anblick dar. Die kunstvoll zusammengelegten Servietten bildeten Bischofsmützen, seltsam gestaltete Thürme und egyptische Obelisken. Jedes Geschirr war rücksichtsvoll in einen Flaschenkübel gestellt, und die Flaschen befanden sich in bescheidener Berührung mit dem Tischtuche.

Vor jedem für einen Tischgenossen bestimmten Platze stand ein halbes Dutzend Couverts, wir wissen nicht, ob zu dem Zwecke, sämmtliches Silberzeug zur Schau zu stellen, oder um sich die Mühe zu sparen, die gebrauchten Teller zu wechseln.

Die Marquise, welche beschlossen hatte, aus ihrem Schützling einen ausgezeichneten Schüler zu machen, hatte die Geduld, Alles mit den nöthigen Erläuterungen wieder an seinen gehörigen Ort zu stellen.

„Haha!“ sagte Pepino, „jedes Haus hat seine Gewohnheiten.“

Kaum war die Suppe aufgegeben, als Pepino mit seiner gewohnten Fertigkeit und Lebendigkeit leicht und keck die Suppenterrine wegnahm, und den Salat an die Stelle setzte.

Alegria wollte vor Lachen ersticken.

„Das ist nicht zu ertragen,“ brummte Constancia.

Ihre Mutter warf ihnen einen strengen Blick zu.

„Nimm die Salatschüssel weg,“ sagte sie mit bewundernswerther Geduld zu ihrem Schüler, „und setze statt ihrer das Gebackene her.“

„Welch' schlechtes Fleisch!“ bemerkte sie nach einiger Zeit, als sie das Fleisch der Olla zerschnitt.

„Ich habe doch vom besten verlangt,“ sagte Pepino; „aber die Fleischer sind Spitzbuben.“

„Schweig'!“ befahl die Marquise.

Pepino nahm seine ernste Miene wieder an, und stellte sich in seine Positur.

Das erste Gericht des zweiten Ganges war ein gebratenes Huhn.

„Ah!“ rief der neue Diener, indem er es mitten auf den Tisch setzte, mit der heitersten und lebendigsten Miene aus, „das ist ein schönes Huhn unter drei Freunden zu essen, von denen zwei schlafen!“

„Schweig',“ wiederholte die Marquise; „setz' das Huhn vor den Herrn Don Silvestre, und gib nicht überall Deinen Senf zu.“

„Señora,“ rief der Ermahnte, plötzlich von seiner heitern Miene zur würdevollen übergehend, „ich habe zu nichts Senf gegeben; ich weiß, was sich gehört.“

„Man macht Dir bemerklich," erwiederte die Marquise, „daß Du nicht sprechen sollst; halt den Mund und steh' nicht so da. Bring' das Uebrige; worauf wartest Du?"

„Daß die Herrschaften das Huhn aufgegessen haben," antwortete der kluge Diener.

„Geh', Mensch, und thu', was man Dir befiehlt," bemerkte seine Herrin und Leiterin mit erneuerter Geduld.

Pepino kam darauf mit einer andern Schüssel wieder, welche eine gekochte Corvine enthielt.

„Wo soll ich diese Corvette hinstellen?" fragte er.

Alegria lachte laut auf.

„Der Mensch kann nicht einmal sprechen," sagte Constancia ärgerlich.

„Ich kann nicht sprechen?" erwiederte Pepino mit seiner majestätischsten Miene. „Andere Dinge mag ich wohl nicht verstehen, Señorita, aber sprechen habe ich von meiner Geburt an gelernt."

Wir übergehen andere Zwischenfälle, die beim Nachtisch vorkamen, und begeben uns mit der Marquise und den Uebrigen in das Zimmer, wo der Kaffee eingenommen werden sollte. Kaum hatten sie sich hingesetzt, als Pepino mit dem Präsentir=

teller eintrat, den Kopf so hoch aufgerichtet und den Oberleib so vorgebogen, als ob er seiner Gebieterin eine Krone und ein Scepter überreichen wollte.

Er stellte den Präsentirteller auf den Tisch, und schickte sich behende an, den Kaffee zu serviren, indem er in einem Augenblicke die Tasse halb mit Zucker füllte.

„Geh', Pepino,“ sagte die Marquise, „das Serviren des Kaffee's gehört nicht zu Deinen Obliegenheiten.“

„Euer Gnaden sollen sich nicht bemühen,“ antwortete der dienstbeflissene Bursch, kühn die Kaffeekanne ergreifend.

Constancia riß sie ihm weg, bevor noch die Mischung der Flüssigkeit mit dem Zucker den Kaffeesyrup erzeugt hatte, der nothwendig daraus hervorgehen mußte.

Einige Zeit nachher sah die Marquise die Hoffnungen bestätigt, welche sie auf die Treue und Moralität des Erburschen der Doña Euphrasia gesetzt hatte; denn in einer vertrauten Privatunterredung, welche sie mit ihm hatte, entdeckte er ihr voll Empörung und Schmerz: erstens, daß die Köchin rauchte, zweitens, daß die Ausgeberin tränke, drittens, daß die Näherin Abends verschiedene Eß-

waaren mit nach Hause nähme, viertens, daß das Hausmädchen einen Bräutigam habe, der Zusammenkünfte vor dem Fenster mit ihr habe, und fünftens, daß Andrea um alle diese Abscheulichkeiten wisse und ihnen durch die Finger sehe.

„Unmöglich!“ rief die Marquise bei diesen schrecklichen Enthüllungen entsetzt aus.

„Nun, dann glauben es Euer Gnaden nicht,“ erwiederte mit seiner ganzen Würde der treue Diener, der sich gekränkt fühlte, daß seine Gebieterin an seiner Wahrhaftigkeit zweifelte; „glauben es Euer Gnaden nicht; es ist ja kein Keuschheitsgelübde.“

Pepino wollte sagen Glaubensartikel.

Das machte gewaltig böses Blut im Hause. Auf Pepino regneten die Zornesblicke wie Pfeile, und er wurde die Zielscheibe der wüthendsten Stichelreden. Aber kühn gemacht durch den zunehmenden Schutz seiner Gebieterin, blickte er auf alle mit derselben stolzen Verachtung, wie eine Backsteinmauer auf die muthwilligen Kinder, die mit Bällen nach ihr werfen.

Einige Zeit nachher aber hatte die Marquise den Schmerz, ihren Günstling beim Serviren des Frühstücks in traurigem Zustande zu sehen. Er

hinkte und war halb lendenlahm; eins seiner Augen war in einer dicken Geschwulst vergraben, aus deren Hintergrunde sein wehmüthiger Blick wie ein dünner Mondstrahl durch eine Spalte hervordrang.

Am Abend vorher, als er einen Brief auf die Post tragen wollte, hatten ihn im Dunkel unsichtbare Hände nach Herzenslust durchgeprügelt und ihm erklärt, dies sei für das erste Mal, beim zweiten würde man ihm die Zunge abschneiden.

Voll Mitleid rief die Marquise aus, so werde in dieser Welt immer die Tugend vom Laster verfolgt, und gab ihrem tugendhaften, geheimen Policisten vier Piaster als Entschädigung für die Unfälle, welche sein Amt mit sich brachte.

Beim Anblicke des Geldes verwandelte sich erwähnter wehmüthiger Mondstrahl in einen glänzenden Sonnenstrahl.

Fünftes Capitel.

Constancia hatte nur eine Freundin und Vertraute, und das war Andrea, die ihre Amme gewesen war.

„Aber mein Gott, Kind," sagte diese eines Morgens, als sie in Constancia's Zimmer allein waren, „ist's möglich, daß Du Deiner Mutter den Kummer machen und ein solches Glück, wie sich Dir darbietet, leichtsinnig von Dir weisen kannst, nur weil Du Dich bis über die Ohren verliebt hast? Wie hängt Dir der Himmel voller Geigen! ... Ich habe Dir's wohl vorhergesagt; aber mit den Rathschlägen geht's wie mit den Todten; man lernt sie erst schätzen, wenn es zu spät ist. Erinnere Dich, wie oft ich Dir gesagt habe: Der junge Mann mag recht gut sein, ich habe nichts dagegen; aber Du kannst nicht daran denken, ihn zu heirathen.

„Wer denkt denn auch an Heirathen?“ antwortete Constancia barsch.

„Wer daran denkt? Nun seh' Einer, was für eine Frage! Mein Gott, alle Frauenzimmer denken daran; es bleibt ihnen ja nichts Anderes übrig, wenn sie nicht Nonnen werden wollen.“

„Dann bist Du im Irrthum, Amme; es gibt deren, die weder an das Eine, noch an das Andere denken.“

„Nun denn . . . höre auf, den Bruno zu lieben, der wohl etwas Anderes erwarten wird.“

„Wenn Du mir so etwas noch einmal sagst,“ rief Constancia aus, „so werde ich Dich für eine größere Feindin halten als meine Mutter, meine Tante und meine Schwester.“

„Jesus! Wie Du gleich in's Extrem geräthst!“ antwortete Andrea. „Soll ich ohne Schmerz etwas mit ansehen, das zu Nichts führen und kein gutes Ende nehmen kann? Bedenke doch, daß Du die Erbschaft Deiner Tante verlierst.“

„Das wäre auch ein rechtes Unglück! An meiner Tante und ihrer Erbschaft ist mir auch was Rechtes gelegen! Eine Erbschaft mit Bedingungen . . . die mag sie selbst behalten. Wozu soll mir das Geld? Um mein Unglück zu vergolden? Nein,

Amme, nein; ich will glücklich nach meinem Geschmacke und meinem Gefühl sein, und das werde ich sein ohne Erbschaft, ohne hohen Rang und ohne Titel; mag dies gerühmte Glück genießen, wer es schätzt und wünscht. Ich schätze und wünsche nur ein Glück, und wenn mir das zu Theil wird, und wäre es auch erst in meinem Alter, so werde ich in der Hoffnung darauf meine Jugend nicht für verloren halten. Und damit Du mich nicht noch mehr erbitterst, als ich es schon bin, Amme, indem Du Dich mit den Andern verschwörst, mich zu quälen, so laß Dir gesagt sein, daß ich in meinem Leben nur einen Mann lieben werde, daß ich mir eher das Herz ausreißen lasse, ehe ich ihn vergesse, und daß ich keinen Andern heirathen werde, und müßte ich auch von Thür zu Thür um ein Stückchen Brot betteln."

„Das Leben ist lang, meine Tochter!" seufzte Andrea.

„Das sage auch ich!" antwortete Constancia heftig; „und man heirathet nicht für ein paar Tage, sondern um mit der Kette am Halse zu sterben. Also laß mich in Frieden, und verbinde Dich nicht mit den Uebrigen, mir das Leben zu verbittern."

Denselben Morgen sagte die Marquise zu ihrem Vertrauten, Don Silvestre:

„Jesus! Heute kommt der Marquis an, und ich weiß nicht aus noch ein! Meine Schwester rechnet so fest auf diese Verbindung, und weiß gar nicht, was vorgeht! Ueber das störrische und eigenwillige Mädchen! Mit der ist ja gar nichts aufzustellen! Was wird der Marquis sagen, wenn er den Stacheligel zu sehen bekommt? Er wird höchst beleidigt nach Madrid zurückreisen, und das mit Recht.“

„Aber, Señora,“ erwiederte Don Silvestre gelassen, „warum sind Sie denn nicht zuvorgekommen und haben zur rechten Zeit an Ihre Schwester geschrieben?“

„Zuvorkommen? Wer konnte denn das voraussehen, der kein Prophet war oder ein Fernglas, wie Sie? Ich war immer der Meinung, der Widerstand des Mädchens rühre von ihren Eigenthümlichkeiten und ihrem störrischen, unlenksamen Charakter her; aber konnte es mir in den Sinn kommen, daß ein Frauenzimmer von neunzehn Jahren, nur um gegen meinen Willen zu handeln und ihre Unabhängigkeit zu zeigen, einen in jeder Beziehung

vollendeten Mann, eine glänzende Stellung, die Grandenwürde und die fette Erbschaft ihrer Tante verschmähen könnte?“

„Das kommt davon, Marquise, daß wir die Empfindungen Anderer nach unsern eigenen beurtheilen.“

„Die gesunde Vernunft kann ja die Grillen und Verkehrtheiten des unsinnigen Mädchens gar nicht begreifen.“

„Die gesunde Vernunft müßte aber wissen, daß nicht Jedermann welche hat.“

„Aber sollte es denn kein Mittel geben, das eigensinnige, verblendete Mädchen mit Gewalt von ihrer Manie zurück und wieder zur Vernunft zu bringen?“

„Keins, Marquise, und wenn es eins gäbe, würde ich nicht dazu rathen, es anzuwenden.“

„Warum nicht?“

„Weil die elterliche Autorität ihre Grenzen hat, weil Sie eine ungeheure Verantwortlichkeit auf sich nehmen würden.“

„Redensarten! Redensarten! Wenn das Alter der Launen vorüber ist, sieht alles Glück sich ähnlich, und beruht auf denselben Bedingungen und Grundlagen.“

„Wenn man dies im achtzehnten Jahre einsähe, Marquise, gäbe es keine Jugend.“

„Sie haben für Alles einen schönklingenden Namen, Don Silvestre; Thorheiten nennen Sie Jugend, Kinder nennen Sie Perlen. Es scheint, als läsen Sie immer Gedichte und Romane, Sie, der Sie nie ein Buch in die Hand nehmen, woran Sie übrigens wohl thun. Ich, die ich Brot Brot, und Wein Wein nenne, sage Ihnen, daß nur mir, und mir allein, dergleichen passirt; nur ich habe Töchter, wie die meinigen sind. Was soll ich anfangen? . . . Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als an meine Schwester zu schreiben und ihr mitzutheilen, was vorgeht, damit sie einen Ausweg aus dieser Geschichte findet und verfügt, was geschehen soll.“

„Lassen Sie das einstweilen noch, Señora. Wer weiß, ob der Marquis, der ja ein Mann von so ausgezeichneten Eigenschaften ist, nicht mehr Einfluß auf Constancia hat, als der Wille, der befiehlt, und der Rath, der zwingt.“

„Da haben Sie endlich einmal Recht, Don Silvestre; es ist sehr wahrscheinlich, daß ein hübscher junger Mann mehr über das eigensinnige, ungehorsame Mädchen vermögen wird, als eine gute

Mutter. Ich gebe Ihnen mein Wort, an dem Tage, wo dieses „Perlchen“ heirathet, lasse ich dem heiligen Antonius ein feierliches Hochamt und sechs Gebete für die heilige Rita abhalten.“

Bald darauf kam der Marquis an, und die Frau vom Hause empfing ihn um so artiger, da er ihr außerordentlich gefiel, wie es in der Regel Allen ging, die mit ihm verkehrten, auch ohne daß sie ihn sich zum Schwiegersohn wünschten. Vergebens aber sandte die Marquise während des Besuchs bald Clemencia, bald Andrea zu ihrer Tochter Constancia; diese wollte ihn nicht empfangen, sondern entschuldigte sich mit Kopfweh.

Alegria dagegen suchte den Schützling ihrer Tante dadurch zu entschädigen, daß sie all' ihre Anmuth entfaltete und überaus liebenswürdig und heiter war. Sie unterhielt und ergötzte Valdemar durch eine burleske Schilderung der Gesellschaft von Sevilla und aller Personen, aus welcher sie bestand.

Clemencia saß unterdessen schweigend am Fenster und arbeitete an einem kunstvoll gestickten Taschentuche für ihre Tante.

Der Marquis beachtete sie kaum.

„Wie hat Dir der junge Madrider gefallen?“ fragte sie Alegria, als der Marquis sich empfohlen hatte.

„Ein recht hübscher junger Mann,“ antwortete Clemencia.

„Nun, Kind, mir mißfällt er sehr,“ erwiederte Alegria verächtlich; „er ist steif wie ein Aloestengel, bewegt sich, als ob er ein Menuet tanzte, sagt nichts als Gemeinplätze, und kann nur mit großer Mühe lachen. Seine Vornehmheit erkennt man nur an seinen lackirten Stiefeln, die „von ausgedehnten Dimensionen“ sind, wie der „Heraldo“ anstatt „lang“ sagen würde.“

„Ei!“ rief Clemencia überrascht aus; „achtest Du denn auf die Stiefel der Männer?“

„Offenbar achtest Du mehr auf das Gesicht, da Du den Marquis so hübsch gefunden hast,“ sagte Alegria spöttisch.

„Nun, versteht sich!“ antwortete Clemencia naiv; „man sieht doch das Gesicht an.“

„Nun seh' Einer die kleine Nonne, wie gern sie den Männern in's Gesicht sieht! Ich, liebes Kind,

sehe nie im Leben ein Gesicht an, das mich nicht angesehen hat."

„Wenn ich es eben so machte, so würde ich wenige Gesichter anzusehen haben," sagte das arme Mädchen.

„Somit würdest Du Deine ganze Aufmerksamkeit den schönen Zügen Deines Anbeters, Don Galo, zuwenden," erwiederte ihre Cousine; „denn der sieht Dich genug an, mit und ohne Lorgnette, heiter und schwermüthig, mit zugekniffenen und offenen Augen, von der Seite und gerade aus, verstohlen und nicht verstohlen."

„Das ist so seine Art; er thut es aus bloßer Artigkeit," antwortete Clemencia. „Mit Dir macht er es eben so."

„Mit mir?" sagte Alegria mit wegwerfender Miene, „nein, nein; der Klatschmund, der sich in allen Abendgesellschaften herumtreibt, weiß wohl, daß die Trauben von diesem Weinstock für seine mit Büreautinte beklexten Finger grün sind."

„Sie sind nicht nur grün, sondern sauer," antwortete Clemencia. „Armer Don Galo!"

Bevor wir fortfahren, müssen wir den Leser mit der neuen Persönlichkeit, die so eben erwähnt

worden ist, bekannt machen (wenn er ihn noch nicht kennen sollte, denn Jedermann kennt Don Galo), weil er in der Folge in den von uns zu entwerfenden Gemälden einen bevorzugten Platz einnehmen wird.

Sechstes Capitel.

Derselbe war ein Beamter, ein echtes altes Madrider Kind, und besaß daher, wenn er auch der steifen und wegwerfenden Affectation, welche Manche heutzutage guten Ton nennen, hätte entbehren können, eine tief eingewurzelte Feinheit und Artigkeit, die sich niemals verleugneten; er besaß jenes Wohlwollen, jene Hochachtung gegen andere Menschen, welche die Grundlage der so viel und mit Recht gepriesenen Liebenswürdigkeit im Umgange bildet, wodurch sich die echten Madrider auszeichnen.

Dieser Herr war ein großer Freund der Gesellschaft und des Umganges mit aller Welt, und dies beweist einen liebenswürdigen Charakter, gute Neigungen und noch bessere Gewohnheiten.

Er war überall gern gesehen, und die Damen

hatten es sich zur Aufgabe gemacht, ihn unter ihren Schutz zu nehmen und ihn mit dem größten Vertrauen zu behandeln. Seine Bescheidenheit ging so weit, daß er für dieses Vertrauen, welches zwar sehr für seine Moralität aber nicht sehr für seine verführerischen Eigenschaften sprach, äußerst dankbar war.

Don Galo Pando, — das war sein Zuname, — verstand weder Griechisch noch Latein, dagegen aber manche andere Dinge, die häufiger gebraucht werden. So z. B. spielte er alle Gesellschaftsspiele zur Vollkommenheit, wußte die Namen aller modernen Opern und neuen Stücke, das Datum, den Heiligen des Tages, die Stunden, wo das Dampfboot abging, und die, wo die Post ankam.

Don Galo besaß eine große Vorliebe für moderne Ausdrücke; lamentabel und deplorabel klangen ihm wie Rossini'sche Musik. Die Worte Debüt und Büffet hatten für ihn einen auserlesenen Duft von Eleganz; über das „die Erde sei ihm leicht" gerieth er, wo er es sah, in Begeisterung. Don Galo sprach von Jedermann gut, nicht studirt und geziert, sondern weil er fühlte, was er sagte, weil er zu der immer seltener werdenden

Gattung der wohlwollenden Menschen gehörte. Er stellte die Gesellschaft in eine gute Kategorie, indem er die Personen, aus welchen sie bestand, in ein gutes Licht stellte; hegte eine tiefe Hochachtung vor allen Meinungen, indem er Alles durch ein schönes Prisma sui generis ansah, durch welches die Rosen ohne Dornen und die Nattern ohne Gift erschienen. Kurz, Don Galo war eine Mumie aus dem goldenen Zeitalter, wiederauferweckt durch das von Balzac erfundene Lebenselixir.

In der Regel trug der Genannte einen hellblauen Frack mit großen vergoldeten Knöpfen, eine weiße Weste, die oben auseinanderstand wie eine Artischocke, um auf seinem Vorhemdchen eine Tuchnadel zu zeigen, deren Brillanten halb erblindet waren, und eine Haarkette, von welcher eine silberne Lorgnette herabhing, die in seine Westentasche gesteckt war. Seit undenklichen Zeiten seufzte Don Galo jedesmal laut, so oft er die Haarkette ansah; das hinderte ihn jedoch nicht, nebenbei auch für eine Anzahl junger Mädchen zu seufzen, jedoch mit so mäßigen Wünschen und bescheidenen Ansprüchen, daß er vollkommen zufrieden war, wenn eine Schöne, nachdem sie ihm einen Contretanz abgeschlagen hatte

und gleich darauf mit einem Andern zum Tanze antrat, ihren Fächer unter seiner ehrenvollen Obhut ließ. Was seinen Kopf betraf . . . . .

In einer unheilvollen Zeit sagte man: die Götter verschwinden! Jetzt in einer dito, wollen wir sagen: die Haare verschwinden! Woher mag es wohl kommen, daß es in diesem Jahrhunderte der Aufklärung so viel Kahlköpfe und so viel Kurzsichtige gibt? Die Kurzsichtigkeit läßt sich noch erklären, nämlich aus dem blendenden Glanze, welche besagte Aufklärung verbreitet; aber was haben die Haare mit der Aufklärung zu thun? Darauf antworten die Besitzer undankbarer Haare, die Emancipation derselben rühre her von der Thätigkeit, Kraft und Energie des Gedankens, welche dem Haare die ihrige raube. Somit scheint also offenbar der Gedanke, der so Vieles befruchtet, die böse Folge zu haben, die Wurzeln des Haares, in dessen Schatten er entsteht, auszutrocknen; das ist ein schlimmes Unternehmen, das auch seine leidenschaftlichsten Bewunderer nicht entschuldigen können.

Das neunzehnte Jahrhundert, das nicht das goldene ist, so viel Mühe sich auch Californien, Cabet und Granada geben, es dazu zu machen, ist dafür das Jahrhundert der Ideen, und das ist bei

Weitem vorzuziehen, wenn auch der Finanzminister unserer Meinung nicht sein mag. Es besitzt eine wahre Milchstraße von lichtvollen Ideen, einen summenden Schwarm, gleich den Mosquitoschwärmen, welche der berühmte Reisende Humboldt an den Flüssen Amerika's fand. Dafür ist es aber mit den Haaren aus; die Absalons und Simsons gehören in die Kategorie der verloren gegangenen Arten oder der erloschenen Gattungen, wie die Centauren und Sirenen.

Man hat versucht, dem verderblichen Hange der Haare zur Desertion Einhalt zu thun, und dazu sind die allerungereimtesten Mittel in Anwendung gebracht worden. Man hat seine Zuflucht zu den Fliegen genommen und sie auf barbarische Weise in Oel gebraten; aber hunderte von geopferten Fliegen sind nicht im Geringsten im Stande gewesen, die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen. Dieselbe leidige Unwirksamkeit ist dem Könige der afrikanischen Wüsten und der wilden Bestie aus den nordischen Wäldern zu Theil geworden, welche gleichfalls beigesteuert haben, die Disciplin in dieser in Auflösung befindlichen Armee aufrecht zu erhalten; weder Löwen, noch Bären, noch gebratene Fliegen nützen dagegen. Wohl haben die Fliegen die Köpfe

mit schwarzen Ideen, Löwen und Bären mit wilden und kriegerischen Gedanken erfüllt (da sieht man nun, woher der traurige Zustand, in welchem Europa sich befindet, kommt!), über die Haare aber haben sie nichts vermocht; sie sind so darauf erpicht, ihren vulcanischen Boden zu verlassen, daß sie nur zu halten wären, wenn einem jeden ein Schiffsanker angelegt würde.

Was ist in dieser Noth zu thun? In einer Zeit, wo jeder Einzelne in jeder Sache seine besondere Stimme haben will, sind die Stimmen getheilt. Die Einen, die Philosophen, fanden sich in ihr trauriges Schicksal im Hinblick auf Sokrates, die Andern, die Christen, im Hinblick auf den heiligen Petrus; die Dichter hielten eine Procession von Priestern der Diana. Andere wandten mit gemeiner Coketterie und aus Mangel an einem bessern Auswege den Spruch: „Die Letzten sollen die Ersten sein," auf den Fall an, nahmen ihre Zuflucht zu den Haaren, welche bescheiden im Nacken vegetirten, und ließen sie hinaufrücken, um den Scheitel zu zieren, entweder durch ein Stückchen Seide zusammengehalten oder oben auf dem Schädel mit Gummi festgeklebt. Die Raffinirtesten nahmen ihre Zuflucht zu einem Mittelwege, das heißt zum

Toupé und Käppchen, bei dessen Anfertigung die Kunst die Natur so gut nachahmte, daß wir, wenn wir derartige Raffinirte sehen oder hören, eben so ungewiß sind, ob aus ihren Schädeln Haare hervorsprossen, wie, ob aus ihren Herzen Worte kommen. Andere Unglückliche, mit einem großen Exercierplatze und keinen einzigen Soldaten zur Bedeckung darauf, weder einen schwachen Recruten, noch einen greisen Veteranen, haben ihre Zufluch tnehmen müssen zur.... Großer Gott! Warum hat doch die moderne Eleganz, die so viel hochtönende Worte zum Ersatz der alten anderswoher geholt hat, noch keines für dieses Bedürfniß gefunden! Wie sollen wir das erzgemeine Wort Per.... aussprechen? Könnte man denn diesen Gegenstand, dessen technische Benennung unsere Feder niederzuschreiben sich weigert, nicht: Widerhersteller der Verwüstungen des Gedankens oder Association von Stellvertretern nennen?

Don Galo hatte in Folge der Widerwärtigkeiten, welche die Gegenwart mit sich bringt, den Bau seines Haarwuchses in Verfall gerathen sehen. Ein Engländer von seiner Bekanntschaft hatte ihm bei dieser Gelegenheit gesagt, daß, um den gewünschten Zweck zu erreichen, energische Mittel angewandt werden müßten; Fliegen,

Löwen, Bären seien zu gelinde, er müsse seine Zuflucht zu einer Auflösung von spanischen Fliegen in starkem Weingeist nehmen, das sei nicht nur ein conservirendes, sondern auch ein restaurirendes Mittel. Don Galo beeilte sich, dem Rathe zu folgen; aber sei es, daß das Mittel nur auf einem englischen Schädel die nöthige Wirkung hatte, oder daß Don Galo in seiner Begierde, sich mit einem Haarwuchs zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage sehen zu lassen, eine zu starke Dosis des Medicaments genommen hatte, genug, als er am Morgen nach dem Abende, wo er dasselbe angewandt, vor den Spiegel trat, blieb er sprachlos vor Bestürzung eine Viertelstunde davor stehen, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können, ob das, was er auf den Schultern trug, ein Menschenkopf oder ein Kürbis war. Ueberzeugt von seinem Unglück legte er sich zu Bett unter dem Vorwande von Leibschmerzen, rief aus, die Engländer machten es sich zur Aufgabe, die Spanier ihrer schönen Haare zu berauben, schickte zum Perrückenmacher und bestellte vier Perrücken, die er nach jener Katastrophe abwechselnd trug. Die erste hatte sehr kurzes Haar, dann folgte eine zweite mit etwas längerem, die wieder von einer dritten mit noch weit längerem ersetzt wurde und zuletzt

kam die vierte, aus einem ungeheuren Haargewirre bestehend. Alsdann wiederholte er unaufhörlich, sein Haar sei sehr lang und er werde den folgenden Tag zum Haarschneider schicken müssen, und dies dauerte, bis er wieder mit der kurzhaarigen Perrücke erschien. Alsdann hatte er sich jedesmal mit Brustcaramellen, Altheebonbons und Stangen Süßholz versehen, die er den Damen anbot, wobei er behauptete, er sei sehr erkältet, weil er sich das Haar schneiden lassen.

Was Don Galo's Alter betraf, so war und ist es ein Problem, und wird es auch bleiben. Als Anno 23 die Franzosen kamen, sagten sie von ihm: „Monsieur Gaalo Pando est un fort aimable cidevant jeune homme.“ Im Jahre 1844, wo diese Erzählung anfängt, sagte die Marquise von Cortegana zu ihren Töchtern: „Die Tanzerei nützt zu gar nichts. Das Lottospiel ist eine Unterhaltung für jedes Alter; und wer etwa das Gegentheil behaupten wollte, da steht Pando; das ist ein junger Mann und den amüsirt es sehr.“

Wirklich hatte sich auch Don Galo in zwanzig Jahren gar nicht verändert. Die Jahreszeiten, und nach ihrem Beispiele die Perrücken, gingen nach der Reihe über seinem Haupte weg, ohne ihm etwas

zu nehmen oder zu geben, ohne daß er vorwärts oder zurückging; dafür gingen aber auch die Regierungen, die monarchische, die progressistische, die moderatistische ebenso über ihm dahin, wie die Jahre und seine Perrücken, ohne ihn in seiner Laufbahn zurück oder vorwärts zu bringen. Siebentausend Realen war die feste Summe des Gehaltes, welchen er bezog, so fest wie die Zahl der Wochentage, nie einen mehr .... nie einen weniger! Dabei hatte Don Galo ein Herz wie eine Frühfeige, und diesen Vergleich nehme man nicht in lächerlichem Sinne, denn die Frühfeige ist zart, weich, süß und besitzt weder einen Kern noch ein Häutchen, das heißt weder Härte noch Ziererei. Nun ist zu bemerken, daß die Verbindung eines zärtlichen Herzens mit einem kahlen Kopfe und einem leeren Beutel eine heterogene ist; das heißt ein Herz haben, welches wie der Heiland zwischen zwei Schächern gekreuzigt ist.

So zwangen denn diese grausamen Tyrannen den Don Galo zu einem Cölibat, das seiner Natur entgegen war. Zuweilen betrachtete er traurig das schlechte und enge Feldbett, in welchem er in dem Kosthause schlief, wo er für sieben Realen täglich der Unbequemlichkeiten des Lebens genoß; und wenn er dann die Rücklehne ansah, die sich über seinem

Kopfe rundete wie der Schweif eines zornigen Pfauen, und die vier Pfosten, steifer und schlanker als eine Modepuppe, jene Entblößung, die sich cynisch zur Schau trug und auch nicht durch den geringsten Behang, nicht durch den einfachsten Betthimmel, nicht durch den leichtesten Mückenvorhang bedeckt war; wenn er die Polster ansah, die mit Ziegenhaaren ausgestopft, und die Ueberzüge, die nicht von Batist zu sein schienen, wenn er jene echt catalonische Bettdecke sah, deren Muster das nationale Schauspiel eines Stiergefechtes in großen Dimensionen darstellte, wobei in der Mitte ein kräftiger Stier seine Wuth an einem gefallenen Pferde ausließ, Alles so angeordnet, daß, wenn Don Galo in seinem Bette lag, er aussah wie der Picador unter dem gefallenen Pferde, — wenn, sagen wir, Don Galo traurig diese magere und ärmliche Junggeselleneinrichtung ansah, rief er aus: — „Du bist eine Marterbank, ein Spitalbett, eine Parodie des weichen Lagers, ein trauriger und ärmlicher Gegensatz des reichen und süßen Ehebettes!"

Da Don Galo sein eigenes Bedürfniß und seine eigene Neigung für häusliche Freuden und eheliches Glück nicht befriedigen konnte, so interessirte er sich lebhaft für dasjenige seiner Freunde und nahm gleichsam selbst daran Theil. Er machte daher, in

Folge des großen Vertrauens, welches man ihm wegen seiner Aufmerksamkeiten und guten Eigenschaften überall schenkte, in ihren Häusern alle guten und bösen Tage mit. Er kannte jedes Kind und ertrug seine Ungezogenheiten wie Hiob die seiner Freunde; er kannte die Diener und entschuldigte ihre Fehler bei ihren Herrschaften. Da er ein gutes Gedächtniß besaß, und, was noch mehr werth ist als dies, allen Dingen eine ungetheilte und stetige Aufmerksamkeit widmete, so war er in den Familien eine Art von immerwährendem Kalender oder ein Nachschlagebuch, zu welchem man seine Zuflucht nahm, um sichere Angaben über das, was man zu wissen wünschte, zu haben. In Folge dessen sah er sich mit den allerverschiedenartigsten Fragen überschüttet, die er stets gern, richtig und zur Zufriedenheit des Fragenden beantwortete. Die Fragen waren etwa folgender Art:

Don Galo, war es nicht im fünften Monate, wo mein Junge die ersten Zähne bekam? — Ja, von fünf Monaten und sechs Tagen; es war am Andreastage. — Don Galo, um wie viel Uhr kommt das Dampfschiff an? — Don Galo, wann starb doch der Erzbischof? — Pando, wer predigt denn morgen in der Kathedrale? — Don Galo,

den wie vielsten haben wir heute? — Pando, wer macht denn jetzt der jungen Wittwe die Cour? — Don Galo, was wird denn heute Abend gegeben? — Pando, ist die Gräfin mit ihrer neuen Köchin zufrieden?

Siebentes Capitel.

Bei der Marquise versammelte sich Abends eine ziemliche Anzahl Personen zu einer wahren Tertulia, welches Wort im Wörterbuche erklärt wird durch: „Zusammenkunft von Freunden und Verwandten zur Unterhaltung und andern erlaubten Vergnügungen.“

Unter diesen „erlaubten Vergnügungen“ war auch ein ehrwürdiges Lottospiel eingeführt, auf welches die Marquise sehr viel hielt und das sie als eine ernste Schutzwehr gegen heimliches Geflüster und als einen verständigen Stellvertreter der lärmenden Terpsichore betrachtete. Die Ternen schienen ihr bedeutend den Vorzug zu verdienen vor dem en avant deux, die Amben vor den leichten Füßen und die Einer vor den Luftsprüngen.

Das Lotto war für die Marquise die Tugend

in der Gestalt von Pappblättern, das Abcbuch des Anstandes. Das kleine, bunte, bescheidene Kästchen, das aus Nürnberg gekommen war und seinen deutschen Duft einfacher und anständiger Sitten mitbrachte, hatte das Herz der Marquise auf immer gewonnen. Wie ein zweiter russischer Czar hatte die Dame alle Verschwörungen ihrer Töchter gegen ihr ehrbares und geliebtes Spiel zu vereiteln gewußt, und der Günstling blieb in unveränderter Gunst bei der Selbstherrscherin, die, so lange sie den „Meister Fichte,“ (so hieß die Eins) und den „Großvater,“ (so hieß die Neunzig) den Vorsitz an dem Tische, um welchen die muntere Jugend saß, führen, und die „Patrouille“ (so hieß die Fünf, weil sie aus vier Mann und einem Corporal besteht) ihren Dienst thun sah, sich ruhigen Geistes und Herzens den Genüssen ihres L'Hombre hingab.

Die Gesellschaft war an jenem Abend ziemlich zahlreich und — seltsamer und unerhörter Vorfall! — es hatte bereits neun geschlagen, und der äußerst pünktliche Don Galo Pando war noch nicht erschienen.

Don Galo war eine Nothwendigkeit in den Abendgesellschaften der Marquise, denn ohne ihn war das Lotto unvollständig, da ihm die Ziehung

der Nummern oblag, ein Amt, welches er mit bewunderswürdiger Gerechtigkeit, Liebenswürdigkeit und Ausdauer verwaltete. Der große mit grünem Tuch überzogene Tisch, auf welchem das Geschick der Amben und Ternen entschieden wurde, sah daher in Folge der Abwesenheit des Präsidenten traurig und verödet aus.

Die Marquise spielte L'Hombre und vergaß zu Don Silvestre's Entsetzen einmal über's Andere zu bedienen, da ihre Gedanken durch das Plätschern eines unzeitigen Sommerregens ganz in Anspruch genommen waren. — „Was für ein Leidwesen!“ brummte sie zwischen den Zähnen. — „Die Decke .... der Marquis wollte kommen und ist noch nicht da.... Jesus! Die Statuen! Der Pepino hat sie gewiß nicht unter Schauer gebracht; ähnlich sieht's ihm ..... Sollte der Marquis es der Constancia übelgenommen haben? ..... Die Blumentöpfe .....“

Alegria war von einigen jungen Männern umgeben, unter denen sich Paco Guzman durch sein hübsches Aeußere und seine Lustigkeit auszeichnete.

„Johannisregen,“ sagte Alegria, „der in dem Rufe steht, daß er den Wein stiehlt und kein Brot gibt.“

„Es gibt Freier, die für die Mädchen dasselbe sind, wie der Johannisregen.“

Diese Bemerkung warf Doña Euphrasia's kräftige Stimme wie eine Bombe mitten in den heitern Kreis der jungen Leute; insbesondere aber galt sie Paco Guzman, dem sie einen tiefen Groll bewahrte, seit er einmal zur Bezeichnung des Krieges gegen die Franzosen sich des entweihenden Namens einer „Rauferei“ bedient hatte.

In diesem Augenblicke wendeten sich alle Köpfe der Thür zu, in welche Pepino eintrat, die Statue, welche der Hoffontäne zum Schmuck diente, mit der größten Zärtlichkeit an ihren entflügelten Füßen im Arme tragend.

„Señora,“ fragte er, „wo soll ich denn das Mercurchen hinsetzen?“

„Mensch,“ — antwortete die Marquise ärgerlich und ohne die allgemeine Heiterkeit, welche die Erscheinung des neuen Aeneas erregte, zu theilen, — „setz' ihn in einen Winkel des Corridors und ein anderes Mal erkundige Dich nach dergleichen Einzelheiten bei Andrea.“

Pepino, etwas gekränkt durch die Undankbarkeit seiner Gebieterin, machte mit dem Mercur eine rasche Wendung und ging schnell auf die Thür zu,

wobei ein Flügel am Kopf der Statue sich in den Verzierungen des Thürgesimses verfing und abbrach, so daß er perpendiculär wie eine schlafende Fledermaus von dort herabhing.

Die Marquise war starr vor Schmerz und stumm vor Zorn.

„Ich habe noch nie unglücklichere Flügel gesehen, als die des armen Mercur," rief Alegria lachend aus. „Diese neue Katastrophe ist eine Verschwörung der beraubten Füße gegen den befiederten Kopf."

„Da haben Sie eine Demonstration der Demokratie," bemerkte Paco Guzman.

„Und wo soll ich die andern Mercure hinstellen?" rief Pepino vom Vorzimmer aus, die Statuen der vier Jahreszeiten meinend.

„Euphrasia, liebes Kind," sagte die Marquise bei Seite zu derselben, „thue mir den Gefallen, Dich der Sache anzunehmen, denn die Faullenzerinnen, meine Töchter, die weder für mich noch auf die Statuen Rücksichten haben, würden sich nicht von der Stelle rühren und keinen Schritt thun, um dafür zu sorgen; auch Andrea nicht, die mit dem armen Burschen über den Fuß gespannt ist."

Constancia, verschlossener als je, saß etwas zurück

und sprach mit einer Freundin, wobei sie von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf Bruno de Vargas warf, welcher die Ankunft des Marquis wußte und, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, um seine Eifersucht und seinen Verdruß zu verbergen, that, als lese er in einer Zeitung.

An einem Ende des Tisches saß, von Allen unbeachtet, Clemencia, mit der Vorbereitung und Ordnung der Geräthschaften zum Lottospiel beschäftigt, welches sie sehr liebte und auf welches sie, wenn sie spielte, ihre ganze Aufmerksamkeit verwandte.

„Was mag denn unserm Lottodirector, dem trefflichen Don Galo begegnet sein, daß er nicht kommt und seinen Präsidentenstuhl einnimmt?“ sagte Alegria. „Warum mag er nicht kommen, Clemencia?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete diese mit natürlichem Ausdruck.

„Du müßtest es aber doch wissen,“ fuhr Alegria fort; „Clemencia ist nämlich,“ fuhr sie zur Gesellschaft gewendet fort, „die Vertraute Don Galo's, der sich nie das Haar schneiden läßt, ohne sie um Erlaubniß zu fragen.“

„Glauben Sie es nicht,“ rief Clemencia aus,

welche das Gelächter über Alegria's Einfall in Verlegenheit setzte.

„Vetter," sagte diese zu Bruno gewandt, „nach Deinen finstern Mienen und Deinem niedergeschlagenen Aussehen zu schließen, mußt Du nothwendig irgend ein deplorables oder lamentables Ereigniß lesen."

„In der That," antwortete Bruno, ohne die Augen aufzuschlagen, „ich las den Bericht über einen Schiffbruch."

„Flößen Dir denn die Schicksale der Schiffe einen solchen Schauder ein?" fragte Alegria mit spöttischem Lächeln.

„Ja, gewiß; Schiffbrüche haben immer einen starken Eindruck auf mich gemacht."

„Warum denn?" fuhr Alegria mit unzartem Drängen fort zu fragen.

„Weil ich eine Ahnung habe, daß ich einmal in einem Schiffbruche umkommen werde."

„O, dann gehen Sie doch nie zur See," rief Clemencia mit einem Tone, der aus dem Herzen kam, aus.

„Du glaubst an Ahnungen und trägst einen Schnurrbart? Schämst Du Dich dessen nicht, Du Hirt bronzener Lämmlein?" sagte Alegria.

„Napoleon glaubte auch daran," antwortete Bruno.

„Das Ketzermerkmal fehlte auch dem Napoladron Malaparte noch," erscholl die tiefe Stimme seiner Ergegnerin, Doña Euphrasia.

„Haben Sie ihn einmal gesehen?" fragte Alegria.

„Nie; er würde sich wohl gehütet haben, mir auf Schußweite nahe zu kommen. Daß Dich!"

„Señora," sagte Paco Guzman, „der König hätte Ihrem Titel Obristin Matamoros noch den einer Gräfin von Matafranceses*) hinzufügen sollen."

Zum Glück trat in diesem Augenblicke Don Galo ein und unterbrach den Zornesausbruch der Heldin, indem er ausrief:

„Herrgott, was für ein Guß! Wie die Rinnen fließen! Um über die Straße zu kommen, habe ich so tief waten müssen," fügte er hinzu, auf den Knöchel zeigend.

„Legen Sie sich doch da einen Pegel an," sagte Alegria.

„Wie ein zweiter Leander, würde ich, um Sie

---

*) Matafranceses heißt die Franzosentödterin, wie Matamoros die Maurentödterin. Anm. d. Uebers.

zu sehen, nicht nur durch den Rinnstein, sondern durch das rothe Meer geschwommen sein, Alegria, liebe Tochter," antwortete Don Galo.

„So glücklich ist Pharao nicht gewesen," sagte Paco Guzman laut auflachend.

„Ihn trieb auch nicht der Wunsch, die Schönen zu sehen," erwiederte Don Galo mit einem Lächeln von einer halben Elle Länge und indem er nach einander drei Blicke, einen auf Alegria und die beiden andern auf Constancia und Clemencia warf.

„Anstatt griechische Complimente zu machen, ziehen Sie die Nummern, Don Galo, lieber Sohn," sagte Alegria; „denn Clemencia kann die Zeit gar nicht erwarten und hat schon zu verschiedenen Malen sehr angelegentlich gefragt, ob Ihnen etwa ein Unfall begegnet sein sollte."

Ungeachtet Clemencia ausrief: „Glauben Sie es nicht, Don Galo," machte sich dieser breiter als eine Artischocke, als er sich neben Clemencia setzte.

„Jetzt sitzen die katholischen Könige auf ihrem Throne," sagte Alegria; „nun wollen wir also den Kreis ihrer Hofleute bilden."

Auch Constancia und ihre Freundin näherten sich dem Tische und setzten sich dem Platze gegenüber,

auf welchem Bruno, immer noch mit seiner Zeitung in der Hand, saß.

„Du bist heute ein schlechter Gesellschafter," sagte Alegria zu ihm; „das Schiff ist ja wohl schon mit Mann und Maus untergegangen. Leg' doch die „Hoffnung" weg.

„Ich werde sie behalten, so lange ich kann," erwiederte Bruno, seine Antwort an Constancia richtend, jedoch ohne sie anzusehen, „ich habe noch keine Lottoblätter bekommen."

„Hier haben Sie welche, mein Sohn," sagte Don Galo, ihm Blätter hinreichend.

Als sie eine halbe Stunde gespielt hatten, trat der Marquis von Valdemar ein.

Nachdem er Alle gegrüßt und einige Zeit mit der Frau vom Hause gesprochen hatte, näherte er sich dem Tische.

Bruno wurde bleich und achtete gar nicht mehr auf sein Spiel.

Constancia vertiefte sich ganz in dasselbe, wobei ihr Gesicht einen bittern Ausdruck von Unfreundlichkeit und Mißvergnügen annahm, so daß es härter und kälter aussah als eine Pauke.

Clemencia war so in ihr Spiel vertieft, daß sie die Ankunft des Marquis nicht bemerkte.

„Wollen Sie Zettel haben?“ fragte ihn Alegria.

„Danke,“ antwortete Valdemar, ganz in Constancia's Betrachtung versunken.

Wie viel haben abstoßende Mädchen dadurch voraus, daß sie sich als verbotene Frucht hinstellen! Wie viel gewinnen die Frauen dadurch, daß sie sich geltend machen! Wie wohl würden sie thun, wenn sie in Betracht zögen, daß Alles, was zu reichlich gegeben wird, seinen Zauber verliert; denn je mehr Mühe der Mensch sich geben muß, um zu erlangen, was er wünscht, um so mehr Werth legt er darauf! Und wie nützlich wäre es für sie, sich zu erinnern, daß das Manna, welches vom Himmel regnete, dem Volke Israel endlich zum Ekel wurde!

Gewiß ist, daß das hochmüthige und finstere Wesen, welches Constancia zur Schau trug, und wobei sie auf die Gesellschaft so wenig, auf den Mann, welchen sie liebte, so viel Rücksicht nahm, sie schöner erscheinen ließ. Wenn sie zuweilen ihre schwarzen Augen von den Lottoblättern, die vor ihr lagen, erhob, glänzte ihr energischer Blick unter ihren schönen Wimpern wie der eines jungen Castilianers, der sein Castell vertheidigte, unter seiner Sturmhaube hervorglänzen mußte.

Die Qualen, welche sie ihren Geliebten leiden

sah, gingen ihr durch's Herz und mit ungerechter Erbitterung warf sie ihren ganzen Groll auf denjenigen, welcher unbewußt die Ursache derselben war.

Valdemar nahm einen Stuhl und setzte sich hinter Constancia, die sich nicht bewegte; ihre Nachbarin aber beeilte sich, eine Pflicht der Artigkeit zu erfüllen, indem sie Platz machte, so daß der Marquis sich dem Tische nähern konnte.

„Haben Sie viel Glück?" fragte dieser Constancia.

„Viel Unglück," antwortete diese lakonisch.

„Das ist ein gutes Zeichen, denn Unglück im Spiel weissagt Glück in der Liebe."

„Das hoffe ich."

„Ich fürchte, das Unglück ist für den, der Sie liebt."

„Möchte sich doch derjenige, der einen so schlechten Geschmack hätte, davon überzeugen!"

„Sollte es nicht doch eine Ausnahme geben?" fragte der Marquis, den Constancia's trockene Worte und brüsker Ton in Erstaunen setzten.

„Die Brille Mohamed's!" sagte mit tiefer und klarer Stimme Don Galo, Nummer Acht ziehend.

„Bruno," bemerkte Constancia, ihre großen und

glänzenden Augen auf ihren verstörten Geliebten richtend, „Du belegst die Acht nicht und hast sie zweimal?“

„Wie gut paßt die Brille Mohamed’s für die Augen meiner Schwester!“ bemerkte Alegria.

„Marquis,“ fügte sie hinzu, „wollen Sie Karten haben? Es ist schon das zweite Mal, daß ich die Güte habe, sie Ihnen anzubieten.“

„Und es ist schon das zweite Mal, daß ich Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit danke, Alegria; ich spiele überhaupt nicht gern.“

„Ich auch nicht, und am wenigsten dieses Lotto, denn Don Galo macht so schnell, daß ihm Niemand folgen kann als seine Verbündeten, Clemencia und Consorten.“

„Der Großvater!“ erscholl Don Galo’s klare Stimme, als er die Neunzig zog; denn Don Galo, gewöhnt an die zuweilen nicht sehr zarten Scherze, deren Gegenstand er war, ließ sich nicht dadurch zerstreuen, sondern setzte seine einförmige Aufgabe unerschrocken fort.

„Sag’ ichs nicht!“ rief Alegria aus.

„Die Kleiderhaken!“ rief Don Galo bei der Siebenundsiebzig.

„Don Galo Pando, machen Sie doch schnell,“

sagte Paco Guzmann. „Was heißt das, die Kleiderhaken? Diese figürlichen Zahlenbenennungen gehen über meinen Horizont.“

„Die Gänschen!“ rief Don Galo statt aller Antwort, Nummer zweiundzwanzig ziehend.

„Don Galo, Sie sprechen in Chiffern, begünstigen Ihre Adepten und haben mein Verderben geschworen. Ich protestire dagegen.“

„Erwarteten Sie meine Ankunft nicht, Constancia?“ fragte unterdessen der Marquis. „Hat Ihre Tante es Ihnen nicht [illegible]? Hat Ihre Mutter nicht mit Ihnen von meinen Hoffnungen gesprochen?“

„Ja,“ antwortete Constancia, ohne von ihrem Spiele aufzusehen, „so wie man Ihnen gesagt haben muß, daß ich nicht die nämlichen hege.“

„Wie der Madrider der Constancia den Hof macht,“ sagte eins der jungen Mädchen leise zu einer Andern. „Sie hat einen Magnet; sieh' nur, wie viel hübscher Clemencia und wie viel graziöser Alegria ist, und dies abstoßende, unliebenswürdige Mädchen ....“

„Nun, da wirst Du sehen!“ erwiederte die Andere. „Die Frauen sind wie die Sonne, die an trüben Tagen um so mehr durch die Wolken sticht.“

„Die Patrouille!“ erklang Don Galo's unveränderliche Stimme, als er die Fünf zog.

„Wie viele Nummern sind in diesem Sacke!“ sagte ein Officier, „das ist ja ein wahres Rottenfeuer.“

„Don Galo macht ganz still mit diesen Kügelchen das Wunder der Brote und Fische,“ sagte seine Nachbarin.

„Seine Artigkeiten gegen die Damen und seine Zahlen sind zahllos,“ fügte Paco Guzman hinzu.

„Der [illegible] e!“ krähte Don Galo, die Zwei ziehend.

„Seit einer halben Stunde habe ich eine Quarterne und Nummer Fünf will nicht kommen,“ sagte Alegria. „Der Verräther Don Galo macht das absichtlich so, damit Clemencia die Lotterie gewinnt; so geht es immer.“

„Sind Sie denn mit vieren nicht zufrieden?“ fragte Paco Guzman halblaut.

„Wozu nützen mir die Vier, wenn ich nicht die Lotterie gewinne?“ antwortete die Gefragte keck.

„In der That,“ sagte Valdemar zu Constancia, „es ist seltsam und zugleich sehr hart, daß man mir eine Täuschung bereitet hat, die so bald schwinden sollte.“

„Meine Mutter hoffte mich andern Sinnes zu machen.“

„Kann ich das auch hoffen, Constancia?“

„Nein; denn ich hintergehe niemals.“

„Constancia,“ sagte der Marquis, „ich ziehe mich zurück; ich hege Theilnahme für Sie und ich achte Sie zu sehr, um weiter in Sie zu dringen. Ich gebe meine liebsten Wünsche auf, Constancia, und mit um so größerm Schmerz, als Ihr offenes und redliches Verfahren, wenn es mich auch schmerzlich verwundet, mich doch mit Hochachtuug für Sie erfüllt.“

„Der Galgen der Catalonier!“ verkündete Don Galo's unermüdliche Stimme, indem er die Elf zog.

„Señor,“ rief Paco Guzman aus, „es gibt jetzt keine Galgen mehr in der Welt; passen Sie Ihre cabalistischen Zeichen den Fortschritten der Civilisation an.“

„Die Gäthacke!“ tönte wie der Schlag einer Uhr Don Galo's Stimme, bei der Sieben.

„Don Galo, warten Sie.“

„Der Verdrehende!“ fuhr der Vorsitzende unerschrocken fort bei der Vierzehn.

„Das sind Sie.“

„Die Blutegel!“ rief Don Galo bei der Fünfundfünfzig.

„Sie conspiriren, Pando.“

„Die Canonici!“ rief dieser bei der Zehn.

„Don Galo, Sie sind das unerbittliche Schicksal.“

„Das Alter Christi!“

„Don Galo, Sie mißbrauchen Ihre Präsidentenstellung.“

„Die Scapuliere!“ rief Don Galo, als er Vierundzwanzig zog.

„Lotterie!“ rief Clemencia jubelnd aus und erhob ihr freudestrahlendes Gesicht, das sie bis dahin über die Karten geneigt gehalten hatte.

Beim Anblick dieses überaus reizenden Gesichts war der Marquis erstaunt.

„Wer ist das junge Mädchen?“ fragte er seine Nachbarin.

„Eine junge Waise, Nichte der Marquise, die sie bei sich aufgenommen hat.“

„Das ist ein himmlisches Mädchen!“ rief der Marquis aus.

„Ja, sie ist nicht häßlich,“ erwiederte seine Nachbarin; „es ist ein unglückliches Mädchen, die

bleiben muß, wo man sie hinsetzt, ein Täubchen ohne Galle, im Kloster erzogen."

Das Spiel begann von Neuem; Clemencia's Gesicht war wie eine himmlische Erscheinung verschwunden und Don Galo's Stimme ließ sich bei Nro. 40 vernehmen.

„Der Todtenkopf!"

„Die Nummern kommen heraus verkleidet wie zum Carneval," rief Paco Guzman aus. „Aber mein liebster, bester Don Galo, was ist denn das für eine Nummer, der Sie den falschen Namen Todtenkopf geben?"

„Die Vierzig, mein Sohn."

„Wäre es nicht besser, sie gäben ihn der Zwanzig?"

„Wenn Sie als Repräsentant der Zwanzig das verlangen, mein Sohn Paco, so wird man eine so gerechte Forderung berücksichtigen,"*) antwortete Don Galo mit dem drolligsten und zufriedensten Lächeln. „Unterdessen feiern wir die Novene," fuhr er fort, Nummer Neun ziehend.

„Für wen?"

---

*) Wortspiel: Calavera heißt Todtenkopf und auch Tollkopf, Wüstling. Anm. d. Uebers.

„Für den heiligen Vicenticus," antwortete Don Galo und zog die Fünfundzwanzig.

„Haben Sie Ihr Zählen vom weisen Confucius gelernt, Don Galo?"

„Der Einzige!" erwiederte dieser, als er die Eins zog.

„Der Einzige!" wiederholte Constancia, die Eins auf ihrer Karte bedeckend und ihre ganze Seele in einem verstohlenen Blick dem verzweiflungsvollen Bruno zuwerfend, der während ihres Gespräches mit dem Marquis zweimal eine Bewegung gemacht hatte, um aufzustehen und sich zu entfernen, und zweimal dieses ersten Antriebes Herr geworden und auf dem Marterpfahl geblieben war, wo er den Kelch der Bitterkeit tropfenweise trank.

Was wir in diesem Capitel erzählt haben, ist eine genaue Skizze des gesellschaftlichen Lebens, wie wir es gemacht, das heißt ein Gemisch von Spiel und leichtfertigem Gelächter, die sich offen zeigen, und von Leidenschaften und tiefen Schmerzen, die sich verbergen.

Achtes Capitel.

Ungeachtet die Aufmerksamkeit der Marquise am vorigen Abend durch das l'Hombre, das Naßwerden der Hofdecke und die Verstümmelung ihres geliebten Mercur, dem von so vielen Flügeln jetzt nur noch einer blieb, sehr in Anspruch genommen worden, war ihr doch Constancia's anstößiges Benehmen gegen den Marquis nicht entgangen, und sie hatte am folgenden Tage eine heftige Scene mit ihr.

„Gib' Dir keine Mühe, Mutter," sagte Constancia; „weder Du noch irgend Jemand wird mich bewegen, mich gegen meinen Willen zu verheirathen; eben so wenig aber werde ich mich gegen den Deinigen verheirathen, das ist Alles, was Du ein Recht hast, von mir zu verlangen."

Davon war sie nicht abzubringen, weder durch

Schmeicheleien, noch durch Bitten, Rathschläge oder Drohungen.

Abends wünschte Alegria einen Spaziergang zu machen, und zu ihrem großen Erstaunen fand sie ihre Mutter sehr geneigt, mit ihnen auszugehen.

Als die Marquise zur bestimmten Stunde, in ihre Mantille gehüllt und zum Spaziergange fertig, aus ihrem Zimmer trat, fand sie Alegria elegant und reich geputzt, und Clemencia lieblich wie ein Engel mit ihrem einfachen Schleier von weißer Gaze und frischen Rosen im Haare; Constancia dagegen klagte über Migräne und hatte sich zu Bett gelegt.

Es wäre schwer, die Wuth der Dame und den Zustand der Erbitterung zu beschreiben, in welchem sie den Spaziergang antrat, der für sie so lästig war und nun seinen Zweck verfehlt hatte, nämlich den, den präsumtiven Brautleuten eine zwanglosere Zusammenkunft zu verschaffen, als die Abendgesellschaften sie ihnen boten.

Als sie in der Christinenallee ankamen, ergriff Alegria den Arm einer Freundin, und Clemencia, den ihrigen ihrer Tante gebend, folgte ihnen.

„Wisse, Clemencia," sagte letztere zu ihr, „daß es keine größere Thorheit gibt, als wenn ein Mädchen

eine gute Partie ausschlägt, wenn sie sich ihr bietet. Ich kenne viele, sehr viele, die es so gemacht, und nachher den ersten besten geheirathet haben. Hätte ich Deinen verstorbenen Onkel ausgeschlagen, als meine Eltern die Heirath verabredeten, so weiß Gott, mit wem ich jetzt verheirathet wäre. Vergiß nie — was junge Mädchen gewöhnlich vergessen — daß die Gelegenheit kahlköpfig abgebildet wird, und daß ein Mädchen, die dumm genug ist, aus Laune, Unüberlegtheit oder Ungehorsam eine gute Zukunft auszuschlagen, verdient, in San Marcos *) eingesperrt zu werden. Daß Dich —! was sind das für Mädchen heutzutage! Perlchen! ... wie Don Silvestre sagt. Ich sollte ihm nur ein Halsband von diesen Perlchen machen, und ich möchte einmal sehen, ob er nicht Ach und Weh schrie."

Da begegneten sie Valdemar, der auf sie zukam, die Marquise begrüßte und nach Constancia fragte.

„Das arme Mädchen hat Kopfweh," antwortete die Mutter; „sie leidet öfter daran, aber es ist ein Uebel, das sich mit den Jahren gibt."

Beim Nachhausegehen trat der Marquis an Clemencia's Seite.

*) Das Irrenhaus in Sevilla. Anm. d. Uebers.

„Gehen Sie gern spazieren?“ fragte er sie.

„O ja,“ erwiederte sie, „aber noch lieber bleibe ich zu Hause.“

„Weshalb?“

„Weil ich um diese Stunde die Blumentöpfe begieße, was für mich ein großes Vergnügen ist; dann fliegen alle Vögel umher und suchen ihr vor dem Thau geschütztes Lager, das Wasser läuft so frisch und lustig aus dem Bassin, um den Blumen die Füße zu küssen, und diese verbreiten all' ihren Duft wie ein Lebewohl für die Sonne, welche sie erzeugt, und der Garten ist wie ein Paradies.“

„Ohne Apfelbaum, Clemencia?“

„Ohne Apfelbaum, denn es ist nichts Verbotenes darin; ohne Apfelbaum, ja! und auch ohne Schlange, und das ist noch mehr.“

„Aber auch ohne Adam.“

„Freilich; es müßte denn Miguel, der taube Gärtner, sein,“ antwortete Clemencia mit heiterm Lachen.

„Marquis,“ sagte Alegria, sich umdrehend und mit einer Bewegung des Kopfes auf eine Dame deutend, die in der Allee ihnen entgegenkam, „was halten Sie von dieser angezogenen Holzpuppe, die ihre aufgerollten Nasenlöcher aufbläht, weil sie reich

ist, anstatt sie den Augen des Publicums zu Liebe einzuziehen? Sieht man in Madrid auch solche Fratzen?"

„In Madrid gibt es eben so viel Leute, die von der Natur wenig begünstigt sind, wie hier, Alegria," antwortete der Marquis, ohne sich von Clemencia's Seite zu entfernen; „was aber hier in größerer Menge vorhanden ist als in Madrid, das sind die von der Natur begünstigten Frauen."

„Wenn Sie wüßten, wie gut diese Dame ist, die nicht hübsch ist, so würde sie Ihnen hübsch erscheinen," sagte Clemencia. „In meinem Kloster ist eine Verwandte von ihr Nonne, die sie erhält, und außerdem hat sie zwei arme, während der Cholerazeit zu Waisen gewordene Mädchen dort untergebracht, für die sie Alles bezahlt."

„Sie ist gut und häßlich, Sie aber, Clemencia, sind gut und schön; wie viel haben Sie also vor ihr voraus!"

„Marquis," sagte Alegria, wiederum sich umsehend, ungeachtet Paco Guzman neben ihr ging, „glauben Sie nichts von dem, was Ihnen Clemencia sagt, man hat sie im Kloster zu einer kleinen Heuchlerin gemacht."

„Jesus!" murmelte Clemencia empört.

„Wenn Sie Don Galo kommen sehen,“ fügte Alegria hinzu, „so überlassen Sie ihm das Feld, wenn Sie ihm nicht einen schlechten Dienst leisten wollen, denn die Beiden pflegen ihre geheimen Besprechungen über die Amben und Ternen zu halten.“

„Was für Dinge Alegria erfindet!“ rief Clemencia aus.

„Wer ist dieser Don Galo,“ fragte der Marquis.

„Der häßlichste und lächerlichste Mann von der Welt,“ antwortete Alegria; „der, welcher gestern Abend die Lottonummern zog, der Intimus von Clemencia, die nicht ohne ihn leben kann.“

„Ist das wahr, Clemencia?“ fragte Valdemar.

„Daß er lächerlich ist, nein, Señor,“ antwortete sie; „daß ich nicht ohne ihn leben kann, eben so wenig. Wahr aber ist, daß Sie, wenn Sie mit ihm umgingen, sein Freund werden würden, denn Jeder, der mit ihm umgeht, ist das; Jedermann liebt ihn, Alegria nicht ausgenommen, obgleich sie über ihn spottet, denn das Spotten kann sie nun einmal nicht lassen, und da Alle darüber lachen, glaubt sie nicht, daß sie Unrecht thut.“

„Und Sie sind keine Spötterin?“

„Nein, Señor; erstens, weil ich den Spott

nicht liebe, und zweitens, weil mir nichts aufstößt, das Spott verdient; dazu muß man Witz haben, wie meine Cousine."

„Jeder, der Verstand hat, und selbst ohne dies, besitzt hinreichenden Witz zum leichten Ausdruck des Spottes; aber diese Gabe muß durch den Gebrauch gespitzt werden, damit sie sticht, und geschärft, damit sie schneidet. Versuchen Sie es nur, und Sie werden sehen, wie bald Sie Ihre Cousine übertreffen werden."

„Das ist ein Rath, Señor, den ich nicht befolgen werde, und der mir aus Ihrem Munde auffallend erscheint."

„Warum?"

„Weil Sie ihn selbst nicht befolgen."

Der Marquis lachte.

„Und Sie, Clemencia," sagte er, „lehren mich, daß Ihre loyalen Vertheidigungswaffen mehr Gewalt im guten Kampfe haben, als die verbotenen Angriffswaffen. Sie, Clemencia, meiden den Spott aus zarter Herzensgüte, und ich, weil der gute Ton ihn verbietet. Ihr Beweggrund ist besser als der meinige; das Resultat aber ist dasselbe."

Am Ausgange der Allee stand eine Gruppe von Officieren und jungen Männern aus der Stadt.

Unter den erstern zog ein Hauptmann durch seine hübsche Figur, seine laute Sprache und seine kecke Miene die Aufmerksamkeit auf sich. Es war dies Fernando Guevara, der Sohn eines vornehmen und reichen Hauses in einem Orte im Innern des Landes; aber nichts in seinem Wesen oder seinen Manieren verrieth seine vornehme Abkunft oder den Adel seines Blutes, nicht einmal die gute Haltung, welche die ritterliche, den äußern Anstand fördernde Beschäftigung mit den Waffen gibt. Er hielt sich schlecht und trug eine Dreistigkeit und Nachlässigkeit zur Schau, die an Unfeinheit grenzten; kurz, in seinem ganzen Auftreten, seinen Blicken, seiner lauten Sprache, seinem unschicklichen Lachen malte sich der unverschämte Wüstling, dem Moral, Anstand, Eleganz und Feinheit unbekannte Dinge sind. Dieser Mensch hatte nur eine Tugend, oder, besser gesagt, eine gute Eigenschaft; er war außerordentlich tapfer. Sowohl dieser Ruf, wie seine Herkunft, und das viele Geld, welches er verpraßte, gaben ihm in den Kreisen der Männer eine gute Stellung; die Gesellschaft der Damen aber suchte er selten, denn in seiner rohen Selbstsucht zog er gleichgesinnte Kreise vor, in welchen er sich ohne Zwang seinen groben Neigungen hingeben konnte.

Guevara's Eltern hatten seinen Wünschen, Militär zu werden, gern nachgegeben, weil sie schon von seiner Kindheit an seine Tollheiten weder bändigen noch dulden konnten. Da sie aber das Unglück gehabt hatten, zwei Söhne, die älter waren als Fernando, zu verlieren, so bestanden sie seit einem Jahre auf seinem Austritt aus dem Dienst, da er nunmehr der einzige Repräsentant und Erbe seines reichen Hauses war.

Fernando jedoch schauderte bei dem bloßen Gedanken, sich in seinem vierundzwanzigsten Jahre in einem kleinen Orte im Innern des Landes hinzusetzen, und seinem lustigen Abenteurerleben zu entsagen.

Grade kamen Alegria und ihre Freundin in die Nähe dieser Gruppe.

Fernando, den Körper auf den linken Fuß gestützt und die Arme untergeschlagen, sah sie frech an.

„Wie hübsch sie ist!" sagte einer der Umstehenden; „sicherlich das hübscheste aller Mädchen, die Sevilla einschließt."

„Keineswegs," erwiederte Fernando Guevara; „die, welche dort mit der Dame, wahrscheinlich ihrer Mutter, folgt, ist weit hübscher."

„Das ist nicht ihre Mutter, es ist ihre Tante, die Marquise von Cortegana.“

„Und das Mädchen?“

„Heißt Clemencia Ponce.“

„Ich habe nie ein schöneres Wesen gesehen,“ sagte Fernando.

„Hat sie Dein Herz getroffen?“ fragte einer seiner Genossen.

„Diese Pfeile von Marabufedern verwunden Guevara nicht; weit mehr die mit Federn von weniger feinen Vögeln.“

„Mein Geschmack ist nicht gebunden,“ erwiederte Fernando; „er ist frei wie die Luft.“

„Nun, Du, der Du nicht gern vergebens seufzest, darfst nicht so hoch hinauswollen.“

„Wenn ich Lust bekomme, zu seufzen, so ist's auch nicht vergebens,“ sagte Fernando.

„Mensch,“ rief einer seiner Genossen aus, „ich wußte, daß Du anmaßend, aber nicht, daß Du albern bist.“

„Wetten wir,“ sagte Fernando gelassen.

„Er ist toll,“ riefen Alle einstimmig aus.

„Wetten wir,“ wiederholte Guevara mit derselben Ruhe.

„Fernando," sagte einer seiner Freunde leise zu ihm, „Du machst Dich lächerlich; sieh' nur, wie sie lachen, Du spielst den Eisenfresser."

„Wetten wir," wiederholte Fernando zum dritten Male, „aber nicht ein paar Unzen, sondern fünfhundert Piaster; wer hält?"

„Ich," sagte ein reicher junger Mann aus Sevilla, entrüstet über die unverschämte Anmaßung des Officiers.

„Zehntausend Realen?"

„Zehntausend Realen."

„Meine Herren, Sie sind Zeugen," sagte Fernando.

„Wir müssen eine Frist festsetzen," bemerkte der Opponent.

„Acht Tage," antwortete Guevara.

„Acht Tage, gut," sagte der junge Mann.

Unterdessen sagte das schöne und sanfte Mädchen, welche die Gruppe, die so frech ihre Ehre antastete, kaum bemerkt oder beachtet hatte, zum Marquis von Valdemar, welcher sie fragte, ob sie ermüdet sei:

„Ja, Señor, und in der That bringe ich lieber

den Abend unter meinen Blumen, den Vögeln, die singen, und dem Wasser, das so lustig läuft und lacht, zu, als unter so vielen unbekannten Gesichtern, die alle so steif blicken, die Frauen mit so spöttischer Miene, die Männer so seltsam."

Neuntes Capitel.

Fernando Guevara war ein Verwandter von Don Silvestre. Er ging daher, nachdem er die genaue Bekanntschaft des Letztern mit der Marquise ausgemittelt, am folgenden Tage zu ihm mit der Bitte, ihn im Hause der Dame einzuführen.

Don Silvestre war, in Anbetracht seiner Verwandtschaft mit ihm und aus dem plausibeln Beweggrunde, sich nicht die Mühe zu geben, Nein zu sagen, sofort bereit dazu. Fernando wurde daher noch am demselben Tage der Marquise vorgestellt, bei der er nach den ersten Complimenten um Clemencia's Hand anhielt.

Die Marquise, welche den unbesonnenen jungen Menschen und seine brüske Bewerbung der Regel nach sehr schlecht empfangen haben würde, wenn es sich um eine ihrer Töchter gehandelt hätte, nahm

den Bewerber ihrer Nichte mit großer Befriedigung auf. Es war ihr nicht entgangen, welchen Eindruck Clemencia auf den Marquis von Valdemar gemacht, und wie viel er sich am Abend vorher mit ihr beschäftigt hatte, wo Alegria's launige Herausforderungen nicht im Stande gewesen waren, ihn abzuziehen, und da die Dame die Hoffnung nicht fahren ließ, daß Constancia's eigensinnige Weigerung dem Einflusse der Zeit und der Vernunft weichen würde, so sah sie mit banger Besorgniß, daß eine Andere als ihre Tochter dem Marquis gefallen könnte. Fernando Guevara war, wie sein Freund Don Silvestre versicherte, ein Gentleman, adlig und reich: was brauchte die Dame mehr zu wissen?

Sie willigte daher mit großer Freude in sein Gesuch, ohne eine andere Bedingung zu stellen, als die Zustimmung seiner Eltern.

„Sie können nicht zweifeln, daß sie dieselbe ertheilen werden," sagte Guevara; „auch sind keine Gründe für das Gegentheil vorhanden. Seit dem Tode meiner Brüder ist es der sehnlichste Wunsch meiner Eltern, daß ich mich verheirathe und aus dem Dienste trete. Für jetzt jedoch gedenke ich ihnen nur in ersterer Beziehung zu willfahren, weil ich mich nicht geneigt fühle, mich im vierundzwanzigsten

Jahre in dem Neste Villa=Maria hinzusetzen, mich in der Dunkelheit zu begraben, mit den Hennen zu Bett zu gehen und mit den Hähnen aufzustehen, ohne weiter daran zu denken, daß es eine lustige Welt und gute Kamraden in ihr gibt. Nehmen Sie also jene Erlaubniß für gewiß an und vergessen Sie nicht, daß ich heut über acht Tage verheirathet sein muß, weil das Regiment nach Cadir geht."

Als Guevara fort war, rief die Marquise Clemencia und theilte ihr mit, daß sich ihr ein glänzendes Glück darbiete, da ein hübscher junger Mann, Sohn und Erbe reicher Besitzungen, um ihre Hand angehalten habe. Und obwohl sie es nicht für nothwendig halte, rufe sie ihr Alles das wieder in's Gedächtniß, was sie ihr am Abend vorher über die dummen Mädchen, die ein Glück ausschlügen, gesagt habe und daß der, welcher sich darbiete, ihr ein solches bringe.

„Aber . . . . . wer ist es denn und wie heißt er?" fragte Clemencia ganz erstaunt.

„Ei, kennst Du ihn denn nicht?" erwiederte ihre Tante.

„Nein, Señora," antwortete die Gefragte.

„Er heißt Fernando Ladron de Guevara, ist aus Villa=Maria und dient in dem Regimente,

welches hier in Garnison liegt. Welch ein Glück! Ei, wirst Du zufrieden sein!"

Die Marquise wartete Clemencia's Antwort nicht ab, und daran that sie wohl, denn diese gab keine. Das folgsame Mädchen wußte weder was sie sagen, noch was sie thun sollte; sie empfand weder für noch gegen diese Verbindung etwas, als die Sonderbarkeit, einen Menschen zu heirathen, den sie nicht kannte.

Die Marquise ließ Schneiderinnen und Modehändlerinnen kommen, machte die Verlobung bekannt, kaufte die Geschenke, und ohne sich Rechenschaft zu geben, was vorging, stand Clemencia acht Tage später, weiß gekleidet, bekränzt mit weißen Rosen und weiß wie diese, Guevara gegenüber vor dem Priester und erwiederte Fernando's Ja mit einem schwachen Echo, einem maschinenmäßigen Ja, welches gleich einem Bande, das kalte und duftlose künstliche Blumen zu einem Strauße vereinigt, Alles zusammenfaßte, was sie in jenen Tagen gethan hatte.

Guevara, der in den vorhergehenden Tagen mit der überraschten Clemencia nur ein paar gewöhnliche Scherze gemacht und ihr einige alltägliche und nicht sehr feine Complimente gesagt, die mehr ihr natürliches Zartgefühl verletzend als schmeichelhaft

gewesen waren, hatte nichts gethan noch thun wollen, um ihr Liebe oder Vertrauen einzuflößen, und so war ihr ihr Gatte an dem Tage, welcher sie auf immer verband, eben so fremd, als an dem ersten Tage, wo sie ihn sah.

„Heißt das heirathen?“ dachte das arme Kind erschrocken bei sich selbst. „Mein Gott! Und ich glaubte, ich müßte meinen Mann so sehr lieben! Aber der Umgang erzeugt Liebe, ich werde ihn schon lieben; darum habe ich Gott diesen Morgen in der Kirche gebeten.“

An demselben Tage zog Guevara seine Wette ein und an demselben Tage reisten die Neuvermählten nach Cadix ab, wo das Regiment sich schon befand, um sich daselbst nach dem Kriegsschauplatze im Norden einzuschiffen.

Keine Vorstellungen seiner Eltern und der Marquise hatten Guevara abhalten können, dem Regimente zu folgen; für ihn war Villa-Maria ein gräuliches Sibirien; überdies war er tapfer, besaß Ehrgefühl, und nichts hätte ihn bewegen können, in dem Augenblick, wo das Regiment in den Kampf ziehen sollte, seinen Abschied zu fordern.

Es ist unmöglich, den Schmerz der armen Clemencia zu beschreiben, als sie sich von ihrer Tante und ihren Cousinen trennte und sich nun mit einem

Manne, der ihr fremd war, in einer neuen Welt und unter unbekannten Menschen allein sah.

In einigen Ländern — und seltsamer Weise grade da, wo man von der unbefleckten Unschuld, kindlichen Herzenseinfalt, strengen Zurückhaltung und zarten Schüchternheit der jungen Mädchen das meiste Geschrei und Rühmen macht, das heißt in England — herrscht der Gebrauch, daß ein eben vermähltes junges Frauenzimmer sich allein mit ihrem Gatten in eine Postchaise setzt und auf die Reise begibt, und daß auf diese Weise der Ort, wo für die Neuvermählten das eheliche Bett winkt, ein Ort, den der zartfühlende Mann, welcher liebt, in die Wolken erheben, und das Weib, das ihre Stellung achtet, durch einen Altar zu weihen wünschen würde, in ein mit Gästen angefülltes und geräuschvolles Wirthshaus verlegt wird, wo das junge Paar rücksichtslos der Gegenstand von Witzeleien von Kellnern und Postillonen ist. So werden durch die Abreise gewaltsam die Bande mit der Familie zerrissen, die Töchter stoßen den süßen Schatten der Mutter in den ersten Augenblicken ihres neuen Standes von sich und liefern dadurch offen den Beweis, daß sie alle jene vielgerühmten Eigenschaften, jene zarten Pflanzen, die im Herzen keimen und ihre Trägerinnen bewegen, sich

gleich dem weißen Jasmin kräftig an ihre natürlichen Stützen anzuklammern — daß sie, sagen wir, diese Eigenschaften, wie man mit einem gewöhnlichen, aber kräftigen Ausdrucke sagt, sehr leicht über die Achseln werfen. Diese widerwärtige Sitte, welche den emancipirten jungen Frauenzimmern überlassen bleiben müßte, kennt man (mit wenigen dem Auslande nachgeahmten Ausnahmen) in Spanien, dem man vorwirft, daß es die jungen Mädchen nicht mit der nöthigen Strenge und Zurückhaltung erzieht, nicht.

Dies führt uns zu einer Wiederholung dessen, was wir schon mehrmals gesagt haben, nämlich daß wir eine natürliche und anständige Ungezwungenheit einer affectirten Zurückhaltung, einer heuchlerischen Herzenseinfalt und studirten Schüchternheit vorziehen. Damit steht es jedoch nicht im Widerspruch, wenn wir eine echte Herzensreinheit, eine natürliche Zurückhaltung und eine wirkliche Schüchternheit, die mehr eine innere als äußere ist, mehr in den Gedanken als im Benehmen liegt und sich eher versteckt als zur Schau trägt, als das Muster einer vollkommenen Jungfrau betrachten.

Wir glauben, ein jeder zartfühlende Mann müßte wünschen, das junge Mädchen, welches er

sich zur Lebensgefährtin erkoren hat, schwanken zu sehen zwischen dem Schooße der Mutter, der sie zurückhält, und den Armen des Gatten, die sie erwarten. Er müßte, denken wir, zu hören wünschen, wie die süße Mutterstimme zu ihr spricht: „Binnen Kurzem wird der Mann, der Dir noch Furcht einflößt, auf's Engste mit Dir in Liebe verbunden sein, wie Dein Vater mit mir; weine nicht, weine nicht, damit er nicht den Schmerz, den der Abschied von Deiner Wiege Dir macht, als Mangel an Liebe zu ihm auslege. Sieh' in dem Geliebten den Gefährten Deines Lebens, den Vater Deiner Kinder, damit er Dir nicht Furcht einflöße, wie ein Fremder.“

Es gibt Männer, wie Guevara, welche diese unsere Ansichten, wenn sie dieselben hörten, in das Gebiet des Lächerlichen, höchstens in einen Cursus der Moral, nicht aber unter die Gesetze des Zartgefühls verweisen würden; die meisten Männer aber, vor allen diejenigen, welche den gehörigen Unterschied zwischen einer rechtmäßigen Frau und einer Geliebten machen, denken wie wir, und die jungen Mädchen sollten sich an die Ansicht dieser letztern halten und sich überzeugen, daß das Weib, welches der Mann aus den Händen ihrer Mutter empfängt, doppelt so

viel Werth und Reiz hat, als diejenige, welche sich selbst hingibt.

Clemencia's Kummer und Angst stiegen, als sie sah, daß ihre Thränen, anstatt ihrem Manne Mitleid einzuflößen und Worte des Trostes in den Mund zu legen, ihn vielmehr bitter verdrossen, weil er sie (und vielleicht täuschte er sich nicht ganz) der Entfremdung gegen ihn zuschrieb. Wenn daher Guevara nichts gethan hatte, um sich Clemencia's Liebe zu erwerben, so that diese ihrerseits, ohne es zu wissen oder zu verstehen, alles Mögliche, um ihren Gemahl von sich fern zu halten, der diese Zurückhaltung als einen Beweis der Abneigung ansah, dem die zarten und weichen Gefühle als Zierereien mißfielen, und der vor Thränen einen Abscheu hatte, wie Andere vor dem Blute.

So hatte das Schicksal niemals zwei Wesen mit einander verbunden, deren Naturen aus entgegengesetztern Elementen bestanden und daher mehr geeignet waren, sich gegenseitig abzustoßen. Dazu kam, daß Clemencia siebzehn Jahre alt war und Fernando vierundzwanzig und daß Beide weder die Welt noch das menschliche Herz kannten, daß es ihnen folglich ganz an der Voraussicht und der Klugheit fehlte, welche jene Kenntniß verleiht. Es fehlte

ihnen an der Erfahrung, welche Schwierigkeiten durch Erklärung ihrer Ursachen, durch Zugeständnisse, durch Zeitgewinnen zu beseitigen und durch kleine Opfer in der Gegenwart die Zukunft vorzubereiten versteht.

Clemencia aber, im Kloster erzogen, wußte nichts vom Leben, nichts von den Leidenschaften, in deren gröbsten Kreis sie unvorbereitet geschleudert war, und Fernando, der fast nie aus der Caserne und dem Spielhause gekommen war, wußte nichts von den Gefühlen des Herzens, nichts von Zartgefühl und Zurückhaltung, diesen Instinkten der weiblichen Natur. Als kühner und reicher junger Mann war er in der Gattung der weiblichen Welt, in welcher er sich bewegt hatte, nie auf Weigerung, nie auf Zurückweisung seiner Liebe gestoßen, und bildete sich daher ein, die Liebe äußere sich bei beiden Geschlechtern auf dieselbe Weise.

Als er sah, daß das unschuldige Mädchen die Liebe nicht so wie jene verworfenen Geschöpfe empfand und verstand, fing er an zu glauben, daß sie eine geheime Liebe im Herzen trüge und überredete sich, daß der Gegenstand derselben der Marquis von Valdemar sei, welcher sein Erstaunen und seinen Verdruß über Clemencia's plötzliche und unüberlegte

Heirath nicht hatte verhehlen können. Im höchsten Grade erbittert und erzürnt gegen Clemencia überließ er sich daher nach kurzer Zeit ohne Rückhalt und Ueberlegung seinen frühern Lastern und Ausschweifungen.

Clemencia dagegen, welche in ihrem Gatten, bei allen hohen Anforderungen an sie, Mangel an Zärtlichkeit, Eifersucht, Kälte und Lasterhaftigkeit sah, gewann die Ueberzeugung, daß er nur um sie angehalten habe, um eine Wette zu gewinnen, daß er ihr Herz nicht ausfüllte und ihr nicht die Liebe und Achtung bezeigte, welche man einer rechtmäßigen Frau schuldig ist.

Wirklich liebte Fernando Clemencia nicht, weil zwischen Beiden keine Sympathie, keine Seelenverwandtschaft, keine Gleichheit der Denkungsart bestand, und weil Guevara, dessen Herz in einem lasterhaften Leben vertrocknet war, nicht lieben konnte; aber Clemencia war schön und nur deshalb überließ er sich blindlings seiner Eifersucht. Die Eifersucht ohne Liebe ist aber die bitterste, um so quälender für den, welcher sie leidet, da ihm kein Ersatz wird.

Clemencia wurde so eine doppelte Märtyrerin, da ihr Gatte sie gleichzeitig mit dem beleidigendsten

Mißtrauen, der despotischsten Anmaßung und dem augenfälligsten Mangel an Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit behandelte, sie gleichzeitig zur Sclavin machte und vernachlässigte. Er schloß seine Frau ein und nahm den Schlüssel mit; sie durfte Niemand empfangen, nicht ausgehen, nicht einmal zur Kirche, ja er trieb den Wahnsinn der Eifersucht und das Vergnügen, ihr wehe zu thun, so weit, daß er einen kleinen Vogel, den Clemencia aufzog und der ihr einziger Gesellschafter in ihrer Einsamkeit war, eigenhändig tödtete.

Dies wird übertrieben erscheinen, ist es aber nicht, wie diejenigen bezeugen können, welche die Wirkungen der Eifersucht in harten und gemeinen Seelen und die entsetzliche Neigung des Menschen, die Qual zu verdoppeln, je schwächer und geduldiger das Opfer ist, beobachtet haben.

Inmitten so vieler Leiden hielt sich Clemencia weder für eine „nicht verstandene Frau“ noch für eine „nicht gewürdigte Heldin,“ noch für „das Opfer eines Ungeheuers;“ sie hielt in ihrer Herzenseinfalt Fernando für einen schlechten Gatten, wie es deren viele andere gäbe; sie glaubte, ihn ertragen zu müssen, gleich vielen andern Frauen, und bat Gott, ihn zu bessern und zu einem rechtschaffenen Leben zurückzuführen.

So dachte sie, weil sie keine Romane gelesen und keine „Leidenschaftsdramen" gesehen, sondern die reinen Lehren der christlichen Moral unverdunkelt durch weltliche Sophismen, ihre Begriffe von Pflicht unbefleckt durch sociale Transactionen und Concessionen, die Vorschriften der Religion unverletzt und ohne daß das dreiste Messer der Philosophie einen ihrer Zweige oder eine ihrer Blüthen vernichtet, bewahrt hatte. Deshalb ließ sie sich einfach durch folgende Grundsätze leiten:

Erinnern wir uns, daß die Geduld der Heroismus des Christen ist.

Erinnern wir uns, daß der heilige Augustinus sagt: Wir sind Gott angenehm, wenn sein Wille uns angenehm ist, und daß der heilige Bernhard sagt: Wir müssen uns schämen, weichliche Glieder zu sein unter einem Haupte, das mit Dornen gekrönt war.

Sie las häufig in einem ihrer Andachtsbücher die Stellen, die von den Pflichten der Gattinnen handeln, und machte sich zueigen, was der heilige Augustinus sagt:

Monica gehorchte ihrem Gatten, wie eine Magd ihrem Herrn, und suchte ihn für Gott zu gewinnen, durch ihre Bitten und ihr gutes Beispiel, dessen

heilige Schönheit ihrem Manne Achtung, Liebe und Bewunderung abnöthigte. Sie ertrug lange Zeit das schlechte Betragen ihres Gatten, ohne ihm Vorstellungen zu machen, und erwartete die Stunde, daß Gottes Barmherzigkeit sich an ihm zeigen sollte.

O Mütter! gebt Euren Töchtern gute Bücher in die Hände, und nöthigt sie, dieselben zu lesen. Obwohl jung und glücklich, werden sie sie mehr mit Hochachtung als Aufmerksamkeit, mehr aus Pflicht als aus Vergnügen lesen; gleichviel; steht darum nicht davon ab, denn am Tage der Prüfung wird in ihrem Herzen der schöne Same keimen, wie der Weizen, der an einem sonnigen Tage in die Erde gestreut, am Tage der Gewitter kräftig aufgeht.

Vielleicht bleiben diese heiligen, mit kindlicher Unaufmerksamkeit gelesenen Worte einstweilen unsichtbar im Herzen, wie mit sympathetischer Tinte geschriebene Buchstaben; wenn aber die Stunde der Prüfung wie ein helles Feuer erscheint, werden die heiligen Lehren klar, rein und kräftig hervortreten und die Flammen lindern, die nur dazu gedient haben, sie zu läutern.

Es gibt Menschen in der Welt, von denen man glaubt, daß sie das Gute aus natürlichem

Triebe thun, und doch ist es nur Folge des in ihrer Kindheit in ihre Herzen gelegten Keimes, eines Keimes, der so reich und fruchtbar ist, daß er, wenn auch von ungeschickter und schwacher Hand ausgestreut und auf leichten und trocknen Boden gefallen, dennoch Wurzeln schlägt gleich dem Epheu in einer Steinwand. Und kann Jemand zweifeln, daß ein Keim solcher Art und der auch ungepflegt Früchte trägt, göttlichen Ursprungs sei?

Wie viele junge Leute gibt es, die, wenn sie eine Beleidigung verzeihen und einem Feinde einen Dienst leisten, sagen: Ich thue das, weil ich Philosoph bin! — Nein, Du thust es, weil Du ein katholischer Christ bist.

Sie sagen: Ich fliehe den Schlamm der Laster, weil ich moralisch bin. — Nein, Du thust es, weil Du religiös erzogen bist.

Sie sagen: Ich habe ein Opfer gebracht, habe mich einer Freude beraubt, um ein Elend zu lindern, weil ich Philanthrop bin. — Nein, Du hast es gethan, weil Du christlich erzogen bist.

So ist es, wenn es mit dem edeln Ursprunge ihrer guten Handlungen seine Richtigkeit hat, nicht wenn sich unter jenen Worten Eitelkeit, Rücksicht auf die Menschen und Heuchelei verstecken; denn

nur die Religion hat jene Tugenden erzeugt, undankbare Töchter, die sich emancipiren, ihrer Mutter den Rücken kehren und sich zu ihren Feinden gesellen, um sie zu bekämpfen, Alles aus Empörungsgeist, diesem Wahnsinn des Verstandes.

Heiliger Gott! Erhalte uns auf dem ebenen, leichten und schönen Pfade des strengen Gehorsams, welchem so viele fromme und weise Menschen Glanz verliehen haben, und entferne uns von dem verrätherischen Pfade der Empörung, dem dunkeln und verworrenen Labyrinthe, in welchem so mancher herrliche Geist sich verirrt und in welchen alle stolzen Gemüther sich stürzen!

Doch kehren wir zu Clemencia zurück. Als der durch eine frühzeitige Emancipation vernachlässigte, durch Laster entwürdigte, durch schlechte Gesellschaften verdorbene Mann, der weder weibliche Tugenden noch den frommen Eifer, mit welchem man in der Jugend auch die gebieterischsten Pflichten erfüllt, begriff, — als er seine Gattin so geduldig sah, da sprach er bei sich selbst: Sie hintergeht mich und deshalb schweigt sie: sie fragt nichts danach, daß ich sie vernachlässige; wenn sie mich liebte, würde sie nicht eifersüchtig sein?

Zuweilen beugte ihn diese fixe Idee tief danieder.

Dann näherte sich ihm Clemencia und spendete ihm die unerschöpflichen Schätze von Theilnahme und Trost, die jedes Frauenherz für ihren Gatten hat, wenn sie ihn an Körper oder Seele leiden sieht. Wenn Fernando schwieg, verdoppelte sie ihre Ausdrücke der Theilnahme und Zärtlichkeit, die so beredt waren, weil ihr Herz sie ihr eingab. Aber diese in eine Wüste ausgesäeten Blumen verwelkten in dem trocknen Boden; dieser Balsam, ausgegossen auf einen Leichnam, drang nicht in denselben ein, weil die Kälte ihn zurückstieß. Wenn er ja antwortete, so geschah es, indem er die Liebe in seiner groben und plumpen Weise behandelte. Dann zog sich Clemencia, gleich der Sinnpflanze, die von roher Hand verletzt wird, in sich selbst zurück und gab sich ganz ihrem Kummer hin. Das versetzte den Gatten dann wieder in seinen gewohnten Zorn und er ergoß sich in Klagen und Spöttereien.

Eine Unzahl jener kleinen Vorkommnisse, aus welchen das häusliche Leben besteht, ließen diese Unverträglichkeit beider Naturen täglich neu hervortreten.

Eines Tages brachte Fernando seiner Frau einen sehr hübschen colorirten Kupferstich, einen von denen, die wir Alle ansehen, ohne Anstoß daran zu

nehmen, — so groß ist die Macht der Gewohnheit. Es war eine Venus, die den Adonis liebkost. Clemencia wußte nichts von der unzüchtigen Mythologie, und eben so wenig von den vorurtheilsfreien Privilegien und abstracten Regeln der Schönheit des Nackten. Im altmodisch eingerichteten Hause ihrer Tante hatte nur der berühmte Mercur, den Körper von einer luftigen Binde umhüllt und gleich einem Geiste mit Flügeln geziert, das Vorrecht gehabt, vom Olymp in den Hof hinabzusteigen. Kaum wurde daher Clemencia klar, was ihre erstaunten Augen sahen, als ihre außerordentliche Herzensreinheit, zu welcher sich noch die durch ihren kränklichen und aufgeregten Zustand veranlaßte Nervenschwäche gesellte, ihr einen Thränenstrom des Abscheus, der Scham und des Kummers entlockte und sie sich mit beiden Händen das Gesicht bedeckte. Fernando blieb anfangs ruhig, er begriff nicht; bald nachher aber schrieb er diesen unverfälschten und zarten Ausdruck der Reinheit bei einem Mädchen, welches nur ihr Kloster kannte, den Scrupeln der Nonnen zu und ergoß sich in allen möglichen gemeinen Spöttereien, welche die Pöbelhaftigkeit gegen dieselben erfunden hat, indem er schließlich Clemencia erklärte, ein Frauenzimmer wie sie hätte lieber nie

ihr Kloster verlassen sollen, anstatt sich zur Frau eines Militärs herzugeben.

Dieses schreckliche Leben an der Seite eines Mannes, der nur durch das Wort abscheulich genügend bezeichnet wird, eines würdigen Gatten für jene Emancipirten, welche mit unverhohlenem Cynismus erklären, daß sie sich Liebhaber oder Männer wünschen, welche sie an Dreistigkeit und Energie noch übertreffen — dieses Leben, sagen wir, konnte zwar die bezaubernde Sanftmuth von Clemencia's Seele ertragen, nicht aber ihre physische Natur.

Ihre Gesundheit verschlechterte sich daher mit reißender Schnelligkeit, ohne daß sie selbst es bemerkte. Durch ihre blaßgelbe Haut sahen die Knochen hindurch; sie aß nichts und hatte Niemand, der sie liebevoll dazu nöthigte. Bald hatte sie nicht mehr die Kraft, sich zu bewegen, und sie, die so thätig und arbeitslustig gewesen war, brachte jetzt ihre Tage kraftlos auf dem Sopha liegend zu, immer geduldig, immer ergeben und ohne auch nur sich selbst zu bedauern, was ein großer Trost ist.

Zwei Monate waren vergangen und die Schiffe, welche die Truppen nach Valencia bringen sollten, waren bereit, unter Segel zu gehen.

Clemencia war jedoch nicht im Stande, ihrem Manne zu folgen.

Fernando sah sich genöthigt, seinen Eltern zu schreiben, wie schlecht der Gesundheitszustand seiner Frau sei und daß derselbe ihn zwinge, sich von ihr zu trennen und sie ihrer Pflege zu überlassen, bis er nach Beendigung des Krieges wieder an ihre Seite zurückkehren könnte.

Als Fernando seiner Frau mittheilte, daß er abreisen und daß sie während seiner Abwesenheit bei seinen Eltern bleiben würde, weinte sie bittere Thränen.

„Weinst Du, weil ich Dich verlasse?" fragte Fernando ironisch; „nun das freut mich. Deine Liebe, da Du Dir doch so viel Mühe gibst, mich zu überreden, daß Du Liebe für mich hast, ist eine Fasttagsliebe mit Klagen in B-Moll, die einen Jeremias bezaubert hätten, der ein höchst passender Gatte für Dich gewesen wäre."

Clemencia hing wirklich an ihrem Manne, weil es ihr Mann war. Wie eine zweite heilige Monica hoffte sie zuversichtlich, daß Guevara früh oder spät das Leben aus seinem wahren Gesichtspunkte betrachten, auf seinen lasterhaften und ausschweifenden Wandel verzichten und daß mit den Jahren sein Herz

sich allen Tugenden und edeln Gefühlen öffnen würde. Das unerfahrene Kind wußte nicht, daß es eine gewöhnliche Ungerechtigkeit ist, der Jugend die Laster und dem reifern Alter die Tugenden beizulegen. Sie wußte nicht, daß edle und hohe Naturen eine tugendhafte Jugend und schlechte und niedriggesinnte ein lasterhaftes Alter haben.

Welch eine unerschöpfliche Mine von Liebe ist doch das Herz einer guten Frau! — von reiner, edler, großherziger Liebe, welche durch Trennung, Unglück, Armuth, körperliche Leiden, ja selbst durch die widerlichsten, ansteckendsten Krankheiten des Mannes, den sie ihren Gatten nennt, erhöht und gekräftigt wird; einer Liebe, welche die menschliche Natur erhebt, wie die auf Eitelkeit oder Sinnlichkeit beruhende Liebe sie erniedrigt, einer Liebe, welche die Welt mit dem Namen der Lauheit anzuschwärzen wagt, und welche die Materialisten als platonische Liebe verspotten, einer Liebe aber, welche die Poesie als eine ideale feiert und die der Himmel als eine heilige segnet.

Guevara benutzte die Reise der Frau des Obersten nach Sevilla, um Clemencia unter guter Begleitung dorthin zu schicken.

Die arme Frau kam in bejammernswerthem

Zustande bei ihrer Tante an. Ihre Schwäche war so groß, daß sie in Folge der Ermüdung der Reise so wie der Gemüthsbewegung beim Wiedersehen ihrer Familie in eine tiefe Ohnmacht fiel.

Erschrocken ließ die Marquise Aerzte kommen, welche den Zustand der Leidenden für sehr bedenklich erklärten. Diese Erklärung war für Clemencia eine Ueberraschung, aber weder eine betrübende noch eine ängstigende; im Gegentheil, als die erste Bestürzung vorüber war, überlegte sie, daß Gott ihr, wenn er sie zu sich rufe, eine Wohlthat erzeige, da sie unglücklicher Weise nicht im Stande sei, ihren Mann glücklich zu machen. O! dachte sie, könnte ich doch, falls Gott mir das Leben läßt, in's Kloster zurückkehren!

Das arme Kind sehnte sich wie die im Getümmel der Welt eingekerkerte Nachtigall nach der stillen Einsamkeit ihres Waldes.

Clemencia war bettlägerig geworden; dennoch trugen ihre Jugend und ihre gute Natur den Sieg davon. Sie befand sich bereits entschieden auf dem Wege der Genesung, als die Nachricht ankam, daß Fernando bei einer kühnen Unternehmung den Heldentod gestorben war.

Clemencia beweinte ihren Gatten mit so vielen

und so aufrichtigen Thränen, daß kein Mensch jemals sein abscheuliches Betragen gegen sie auch nur ahnen konnte. Clemencia verschwieg jederzeit Alles; bei Guevara's Lebzeiten aus Pflichtgefühl, nach seinem Tode aus einem Gefühle der Achtung.

Wenn wir alle diese für das Leben unserer Heldin so wichtigen Ereignisse so rasch hinter einander erzählt haben, so geschah es, weil sie sich eben so rasch hinter einander zutrugen, und weil derselbe schmerzliche und bittere Eindruck, welchen die Erzählung in der Einbildungskraft des Lesers zurücklassen wird, der einzige war, den diese Begebnisse nach Verlauf einiger Zeit in Clemencia's Gemüthe zurückließen. Das konnte nicht anders sein; denn wenn man im sechzehnten Jahre und mit einem glücklichen, zur Zufriedenheit geneigten Naturell ein gewaltiges, aber gleich einem Sommersturm vorübergehendes, Mißgeschick erleidet, so kehrt das Gemüth zu seiner Ruhe zurück, wie dort der Himmel zu seiner Heiterkeit, ohne daß dort andere Spuren zurückbleiben als der wohlthätige Thau auf der Erde und hier die wohlthätigen Thränen im Herzen. Man kann daher das eben gelesene Capitel als ein Uebergangscapitel betrachten, und das ist es, weil auch die darin enthaltenen Ereignisse vorübergehend in

Clemencia's Leben waren, und in demselben nur eine kurze Episode bilden, eine schreckliche, eine entsetzliche für eine Frau, deren Seele und Charakter dem Kampfe der Leidenschaften widerstrebten, eine Episode, deren Eindruck einen mächtigen Einfluß auf Clemencia's Gefühls- und Ideenkreis hatte. So wird also diese Kenntniß ein Schlüssel zum Verständniß ihrer Gefühle und Ideen in der Folge sein, und ein Beweis mehr, daß man nicht leichtsinnig über die Beweggründe des Handelns eines Menschen urtheilen darf. Denn wie sehr würde sich der nicht getäuscht haben, der die instinktmäßige Abneigung gegen eine neue Verbindung, die ihre traurige und unselige Ehe in Clemencia erregt hatte, der Kälte, der Laune oder dem Egoismus zugeschrieben hätte.

Zehntes Capitel.

Als Clemencia, nachdem sie von ihrer Krankheit genesen war und ihr Schmerz sich beruhigt hatte, sich mit dem beschäftigen konnte, was um sie her vorging, fand sie auf der Oberfläche der Dinge wenig im Hause ihrer Tante verändert. Der Marquis von Valdemar war in Sevilla geblieben, worüber die Marquise sehr zufrieden war.

„Eine blinde Henne findet auch zuweilen ein Korn," sagte sie zu Don Silvestre, „und so haben Sie mir denn zufällig den allerbesten Rath gegeben. Ich habe meiner Schwester nichts geschrieben, und Valdemar muß noch nicht alle Hoffnung aufgegeben haben, da er in Sevilla bleibt, mein Haus so oft besucht und heiter und zufrieden scheint. Sollte es möglich sein, daß das Mädchen, das gar nicht dumm ist, so eine Art von Versteckspiel spielte?"

„Sehen Sie wohl, Señora?“ antwortete Don Silvestre; „man muß immer der Zeit Zeit lassen und nicht gleich losfahren, wie die verteufelten Eisenbahnen.“

Constancia war immer noch verschlossen, wie früher, Bruno de Vargas schweigsam und Alegria lebhafter und mehr darauf bedacht zu glänzen und zu verführen, als je.

Doña Euphrasia stöberte nach wie vor umher, mischte sich in Alles, theilte Hiebe aus und trank ihre Schokolade, und Don Galo, liebenswürdig und höflich wie immer, nahm Theil an Clemencia's Gefühlen und zog die Lottonummern.

Pepino putzte noch immer fürchterlich die Messer, sorgte für den entflügelten Mercur und sang mit halb näselnder Stimme:

„Um nicht alt zu werden,
Sag', wie fang ich's an? —
Geh' in Herrendienste,
Bleibst ein junger Mann.“ *)

Alle, mit Ausnahme von Don Galo, hatte Clemencia kalt gegen sie gefunden; derjenige aber,

*) Im Spanischen ein Wortspiel. Mozo heißt jung und als Hauptwort: Der Bursch, Bediente. Anm. d. Uebers.

welcher so zu sagen eine eisige Kälte zeigte, war der Marquis von Baldemar, was Clemencia um so mehr auffiel und betrübte, da ihr die besondere Theilnahme und das zarte Wohlwollen, welche er ihr bewiesen, als er sie kennen lernte, noch in angenehmer Erinnerung war.

Die arme junge Frau, die nun schon Wittwe war, fing an, sich über ihr Geschick zu grämen, welches sie in ein Haus geführt, auf dessen Schutz sie kein Recht mehr hatte, seitdem sie es unter dem Schutze eines Gatten verlassen. Obwohl ihre Tante sie freundlich empfangen, hatte sie ihr weder ein Anerbieten gemacht noch eine Bitte an sie gerichtet, welche ihr ferneres Bleiben zum Zweck gehabt hätte.

Dazu kam noch der Eindruck, welchen eine Unterredung, die sie, als sie zu Bett lag, im anstoßenden Zimmer gehört, auf sie gemacht hatte. Das Gespräch fand Statt zwischen Alegria und ihrer Mutter, die ihre Tochter vergebens bat, leiser zu sprechen.

„Mutter," sagte Alegria, „willst Du denn diese unablösliche Last auf Dich nehmen? Hat sie nicht reiche Schwiegereltern? Ihre Sache ist's, für die Wittwe ihres Sohnes zu sorgen."

„Aber meine Sache ist es nicht, ihnen dies anzudeuten, verstehst Du? Aber sprich leiser."

„Ich aber bin der Meinung, daß es Deine Sache ist," erwiederte Alegria in demselben Tone, „wenn sie damit zögern."

„In diesem Augenblicke wenigstens nicht! Willst Du mich lehren, was ich zu thun habe? Es ist Deine leibliche Cousine, Deines Vaters rechte Nichte, und es ist nicht in der Ordnung, daß ich irgend etwas dazu thue, daß sie mein Haus verlasse. Ich habe die Last davon; was geht's Dich an?"

„Señora, jedes Pfropfreis schadet den Zweigen. Wenn Sie in Villa-Maria wohnten und Clemencia's Schwiegereltern in Sevilla, so würde sie schon dazu thun, daß dieselben sie zu sich kommen ließen, da es aber umgekehrt ist, so können Sie sie nur zu Ihren Fideicommißgütern rechnen."

Die arme Clemencia fühlte sich daher nach und nach so einsam und verlassen, daß sie seufzend dachte, es wäre doch besser für sie gewesen, wenn sie gestorben und in einer andern Welt wieder mit ihrem Manne vereinigt worden wäre, um dort unter den Augen Gottes und frei von irdischen Leidenschaften glücklich mit ihm zu sein.

Eines Morgens, als die arme Verlassene sich voll Betrübniß ihren bittern und trostlosen Betrachtungen überließ, tief bekümmert, nicht in ihr Kloster

zurückkehren zu können, da die Freiheit (hierin die willkürlichste Despotin) den verlassenen Seelen, dem religiösen Berufe und den gebrochenen Herzen jenen Zufluchtsort verschlossen hat, wurde ihr ein Brief überbracht. Sie öffnete ihn überrascht; er lautete folgendermaßen:

„Innig geliebte Tochter!

Ich führe keine sehr gewandte Feder und bin kein Schönredner; es bedarf dessen aber auch nicht, um Dir mit wenigen und aufrichtig gemeinten Worten zu sagen, daß sowohl meine Frau als ich, die wir Deine Lage kennen, wissen, wie gut Du gegen den Tollkopf, meinen Sohn (Gott möge ihm verziehen haben!), gehandelt hast und allein sind wie Stämme ohne Zweige, Dich bei uns zu haben wünschen, wie es der Wittwe des einzigen Sohnes, den Gott uns gelassen hatte, gebührt.

Komm also zu Deinen Eltern und betrachte unser Haus als das Deinige. Du wirst unser Trost sein, und Alles, was wir thun können, Dir Trost zu verschaffen, soll geschehen.

Lebe wohl, mein Kind; ich bin nicht ausführlicher, weil ich, wie schon oben gesagt, kein ge-

wandter Schreiber bin, wohl aber Dein Vater, der Dich hochschätzt und zu sehen wünscht.

Martin Ladron de Guevara."

Während Clemencia, voll Tröstung und Befriedigung, diesen Brief las, fand zwischen der Marquise und ihrer Freundin Doña Euphrasia eine vertrauliche Unterredung Statt, welche große Folgen nach sich ziehen sollte.

Nachdem die unerschrockene, unberechtigte Rathgeberin eingetreten war und die Marquise mit ihrem unfehlbaren: „Gott erhalte Dich," gegrüßt hatte, fragte sie:

„Von wem ist denn der Brief, den die kleine Wittwe erhalten hat?"

„Clemencia einen Brief? Ich weiß nicht und kann mir auch nicht denken, von wem er ist."

„Ja, wenn Du selbst nicht genau weißt, was in Deinem Hause vorgeht, dann ist freilich nicht Alles in der Ordnung."

Doña Euphrasia hatte die Eigenliebe der Marquise an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen, denn bekanntlich bilden wir uns immer am meisten auf das ein, was wir nicht haben, Richelieu auf sein poetisches Talent, die Marquise auf ihre Luchsaugen.

„Na!“ rief sie aus, „ob ich das weiß! Mir entgeht nichts; ich weiß jeden Athemzug, der in meinem Hause gethan wird, und was ich nicht ausmitteln kann, das erfahre ich durch Pepino.“

„Nun, weder Du noch Dein Athlet*) Pepino, den ich darum fragte, wußte irgend etwas von dem Briefe.“

„Von wem kann er denn sein?“ fragte die Marquise nachdenklich.

„Na, von irgend einem Bewerber. Ohne allen Zweifel! Die Wittwen haben so etwas besonders Anziehendes und Freier zu Dutzenden. Wie viele habe ich nicht gehabt! Noch vor ein paar Jahren lief sich einer die Beine nach mir ab; ich konnte ihn nicht ausstehen und da dachte ich denn eines Tages: Genug mit den Kindereien, — Du weißt, ich habe „böse Flöhe“ und werde nicht an verhaltener Galle sterben — und da trat ich denn wie eine magere Kuh vor ihn hin und sagte: Nun was soll's? Was laufen Sie immer hinter mir her, wie der Strick hinter dem Kessel? Darauf erklärte er mir mit mehr Worten als ein Advocat, daß er mich liebe und was dergleichen Flattusen mehr waren.

*) Sie will sagen Satellit. Anm. d. Uebers.

Ich ließ ihn seinen langen Senf vollenden, dann sagte ich: Und was nun mehr? — Darauf antwortete er mir, er wünsche, daß ich ihm ein Rendezvous gäbe. — Gut, sagte ich. — Und wo? fragte er. — In San Marcus, rief ich, verrückter Mensch, Sie! und damit drehte ich ihm den Rücken zu."

„Aber .... wer kann denn der Bewerber sein?" sagte die Marquise, die, mit ihren Gedanken beschäftigt, auf das Liebesabenteuer ihrer Freundin gar nicht geachtet hatte.

„Der Liebhaber muß noch aus der Zeit herrühren, ehe sie Wittwe geworden ist, denn seit ihres Mannes Tode (das soll ja, wie ich höre, ein recht böser Gesell gewesen sein) ist sie ja kaum aus dem Zimmer gekommen."

„Ganz gewiß. Sollte es etwa der ...."

„Das unverschämte Großmaul, der Paco Guzmann sein? Nein, der läuft der saubern Pflanze, der Alegria nach."

„Was für ein Unsinn, Frauenzimmer."

„Sei unbesorgt; die liebt ihn nur zum Zeitvertreibe, die will höher hinaus."

„Sollte der Brief von Valdemar sein?"

„Haha! Du fürchtest, daß er vom Marquis ist, weil Du den für Constancia haben willst.

Endlich ist's heraus! Obgleich Du es immer verschwiegen hast, was ein handgreiflicher Mangel an Vertrauen ist, so glaube nur nicht, daß ich so dumm bin und nicht sehe, was vorgeht. Wenn ihn aber Constancia nicht liebt, weshalb schwimmst Du denn da gegen den Strom?"

„Weil," antwortete die Marquise, die jetzt nicht mehr leugnen konnte und wollte, „Constancia's Weigerung eine alberne Laune eines eigensinnigen Mädchens ist, die vorübergehen wird und schon anfängt, vorüberzugehen."

„Vorüberzugehen!" rief Doña Euphrasia aus, „na, da bist Du in einem schönen Traume! Sage ich nicht, daß Du nicht weißt, was in Deinem Hause vorgeht?"

„Was willst Du damit sagen, Euphrasia? Sei nicht wie die Uhr von Pampeluna, die zeigt, aber nicht schlägt. Ich liebe die bedeutungsvollen Redensarten und das Hintermbergehalten nicht, verstehst Du? Entweder man sagt Alles, was man andeutet, oder man deutet nichts an."

„Nun, ich werde nichts sagen."

„Einen Stein werfen und nachher die Hand verstecken, ist sehr leicht, liebes Kind, und Du hast es nur gethan, um mir zu verstehen zu geben, daß

Du mehr von meinem Hause weißt, als ich selbst, und das ist eine lächerliche Prätension."

„So? Glaubst Du?" erwiederte Doña Euphrasia pikirt, „nun sieh, dann will ich Dir's sagen, denn ich stelle eben die Refection an, daß ich keinen Grund habe, es Dir zu verschweigen, wenn Dir's auch sehr unangenehm sein wird, es zu erfahren: Du hast's gewollt, so magst Du's denn haben. Constancia liebt weder den Marquis, noch meinetwegen den heiligen Crispin, weil sie Bruno de Vargas liebt. Na, nun weißt Du's."

Der Schrecken der Marquise bei diesen Worten ist nicht zu beschreiben.

„Unmöglich!" rief sie aus.

„Ich sehe nicht ein, warum," erwiederte die Enthüllerin.

„Ich glaube es nicht."

„So laß es; das Glauben hängt vom Willen ab . . . ."

„Ich habe ja nichts bemerkt!"

„Das ist ja, was ich sage."

„Woran denkt denn das Mädchen?"

„Woran alle denken, die sich verlieben."

„Es wäre ja ein Wahnsinn!" . . . .

„Ein Grund mehr für sie, es zu tht."

„Ich glaube es nicht .... und glaube es nicht!"

„Nun, was wirst Du denn aber sagen, wenn ich Dir sage, daß ich, ich, ich selbst sie aus dem Fenster mit einander habe sprechen sehen?"

Die Marquise schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Darauf stand sie auf, nahm schnell einige etwas unordentlich herumliegende Schreibmaterialien zur Hand und begann einen Brief an ihre Schwester, während sie in abgebrochenen Sätzen dazwischen sprach:

„Euphrasia, liebes Kind, um Gotteswillen, verschweig das — laß nichts davon verlauten, daß ich es weiß — bis meine Schwester bestimmt, was geschehen soll — was für eine Feder! — was für ein Mädchen! — Liebe Schwester, es ist nicht meine Schuld — um welche Zeit geht denn die Post ab? — Ach, was für ein Mädchen, was für ein Mädchen! — Ich werde noch verrückt darüber — den wie vielsten haben wir heute? — Wer ist jemals in solcher Noth gewesen!"

„Schreib, schreib," brummte Doña Euphrasia dazwischen; „Du weißt ja so nicht, was Du thun sollst, ohne Deine Schwester um Rath zu fragen! Mohrenelement! Ueber die Frauen, die sich den Unterrock nicht zuzubinden verstehen."

Wenige Tage nachher empfing die Marquise die Antwort auf ihren Brief. Ihre Schwester schrieb wüthend, machte der Marquise die bittersten Vorwürfe und befahl ihr, ihrer Tochter die Wahl zu lassen, entweder Valdemar zu heirathen und alle bereits erwähnten Vortheile zu genießen, oder nach einem abgelegenen Gute geschickt zu werden, wo sie allein und entfernt von schädlichen Einflüssen heilsame Betrachtungen anstellen und ihren Starrkopf ablegen könne, während sie schon dafür sorgen würde, daß Bruno de Vargas, der schon so lange in Sevilla seinem Vergnügen nachgehe, eine vacante Stelle in Melilla bekäme und so die beiden Strudelköpfe durch das Meer von einander getrennt würden.

Die Marquise that wie ihre Schwester ihr geheißen. Sie fing damit an, ihrer Tochter die bittersten Vorwürfe zu machen, ging darauf zu Ermahnungen, zu Bitten über, aber sie fand Constancia so fest und unerschütterlich, daß sie zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen mußte; als aber auch diese fruchtlos blieben, traf sie, außer sich, sogleich Anstalten zur Reise.

Um Aufsehen zu vermeiden und der Reise einen natürlichen und friedlichen Anstrich zu geben, bat die Marquise Clemencia, welche ihr den Brief ihres

Schwiegervaters und ihre Absicht, nach Villa-Maria überzusiedeln, mitgetheilt hatte, Constancia auf ihrer Reise zu begleiten, da sie auf diese Weise, um die Wahrheit zu verhehlen, sagen konnte, Clemencia solle zur völligen Wiederherstellung ihrer Gesundheit die Landluft genießen und Constancia sie begleiten.

Das fügsame Mädchen, immer gefällig, willigte in die Bitten ihrer Tante und antwortete ihrem Schwiegervater in diesem Sinne, indem sie hinzufügte, wie sie sich nach dem glücklichen Tage sehne, wo sie nicht mehr verwaist sein und wieder Eltern in denen ihres Mannes finden würde.

Constancia ertrug ungebeugten Muthes und schweigend die Verfolgungen, die sie zu erleiden hatte; sie vergoß keine Thräne bei der Trennung von Bruno, dem sie durch Alegria, die sich bei dieser Gelegenheit sehr diensteifrig gegen ihre Schwester zeigte, einen goldenen Ring sandte, um welchen sie den Namen Constancia hatte graviren lassen.

Elftes Capitel.

Die Marquis von Cortegana besaßen ein romantisch und einsam gelegenes Gut an der Seeküste. Unfern des Strandes erhob sich ein großes, festes und dauerhaftes, aber geschmackloses und unansehnliches Gehöfte. Die einförmliche Steinmasse bildete ein Viereck um einen großen gepflasterten Hof, in dessen Mitte sich zwei Palmen erhoben, die man schon von Weitem ihre Gipfel schütteln sehen konnte, als ob sie den Eingang in das finstere und einsame Gebäude verbieten wollten.

An der einen Seite hatte das Haus ein ungeheures Portal, über welchem sich ein kleiner Thurm erhob, und in diesem befand sich eine kleine Nische mit dem Bilde der „heiligen Jungfrau von der Einsamkeit," von welcher die Besitzung den Namen führte.

Dem Portale gegenüber stand auf einigen Stufen ein einfaches Kreuz von Holz. Rechts von der Thür hing eine Kette, die mit einer Glocke in Verbindung stand; aber nur selten kündigte letztere die Ankunft eines Fremden an. An der dem Meere zugekehrten Vorderseite befanden sich die wenigen vergitterten Fenster des Gebäudes, welches übrigens sein Licht vom Hofe empfing; und dies gab ihm ein noch finstereres und geheimnißvolleres Aussehen.

An einem jener schönen Herbsttage, welche freundlich und lebendig an die des Sommers erinnern, sah man im raschen und ununterbrochenen Trabe eine sechsspännige Berline dem Schlosse zufahren. Das dumpfe und eintönige Rollen der Räder auf dem trockenen Boden wurde nur durch das Geschrei unterbrochen, womit die Postillone die Pferde antreiben oder, besser gesagt, erschrecken und ängstigen. Der Wagen hielt vor dem Portal und der helle Klang der Glocke, welche durch die Kette aus langem Schlafe erweckt wurde, tönte durch die Luft.

Bei diesem unerwarteten Klange schien der stille und schläfrige Ort plötzlich wie aus seinem Schlummer aufzufahren. Die Hunde bellten, die Hühner und Truthähne liefen gackernd davon, die Kinder schrieen und endlich hörte man einen gewal-

tigen, verrosteten Riegel zurückziehen; die schweren Thüren knarrten auf den Angeln und die Kutsche fuhr in den großen und hellen Hof.

Die Hausmeisterin, eine gute, alte Frau, welche dort mit ihren Söhnen und Enkeln wohnte, lief erschrocken herbei.

„Gott steh mir bei, Señorita!“ rief sie ängstlich aus, „warum haben Sie mir denn Ihre Ankunft nicht vorher gemeldet? Ich hätte wenigstens den obern Stock gereinigt und in Ordnung gebracht.“

„Der Entschluß wurde plötzlich gefaßt,“ antwortete Andrea, welche die beiden Cousinen (denn diese waren es, welche im Wagen saßen) begleitete. „Señorita Clemencia ist sehr krank gewesen und die Aerzte haben ihr die Landluft verordnet, ohne einen Tag von dem milden Herbste verloren gehen zu lassen.“

Die Hausmeisterin, welche Gertrudis hieß, holte ein Bund verrosteter Schlüssel und stieg, gefolgt von den neu Angekommenen, die Treppe hinauf.

Das obere Stockwerk war einfach eingerichtet und bestand aus einer Reihe von Zimmern, von welchen eins in das andere führte. In den Winkeln umher lagen Haufen von Sämereien, Schichten von Palmblättern und Bündel von Rohr, um Besen

daraus zu machen. An den Wänden hing altes Geschirr, Gurte, Saumsättel, Stricke, Schnüre von Knoblauch und Pfefferschoten.

Die Spinngewebe waren so alt, dicht und zahlreich, als ob verschiedene Generationen von Spinnen bereits im fideicommissarischen Besitz derselben gewesen wären. Von den Balken hingen, mit den Krallen angeklammert, ganze Familien schlafender Fledermäuse herab. Die Ziegelsteine hatten, weil die Unterlage fehlte, keinen Schluß mehr und überall gab dicker Staub der ganzen Oertlichkeit die schmutzig graue Färbung der Verödung und Vergessenheit.

Nachdem sie durch verschiedene Gemächer gegangen, gelangten sie in das Eckzimmer und andere daranliegende, deren Fenster die Aussicht auf das Meer gewährten. Hier fanden sie auch einige Sessel, von deren plüschenem oder wollsammtenem Ueberzuge nur noch so viel vorhanden war, wie die vergoldeten Nägel, mit welchen sie beschlagen gewesen waren, noch mit ihrem Eisenzahne festhielten und in deren Pferdehaarpolster friedlich die Mäuse nisteten. Ein großer nußbaumener Tisch mit spiralförmig gedrechselten Füßen, und ein großes Bett mit hoher Rücklehne und Verzierungen, die einst vergoldet gewesen

waren, standen vereinzelt in einem großen Zimmer, in welchem ein breiter aber niedriger Kamin dem Fenster gegenüber seinen schwarzen Mund öffnete und vor Langeweile zu gähnen schien.

Die Fenster hatten kleine grüne, in Blei gefaßte Scheiben.

Nachdem Gertrudis ihre Gäste untergebracht, ging sie wieder hinunter, um die Polster und Koffer, die hinten auf der Berline mitgekommen waren, hinaufbringen zu lassen.

„Das also ist mein Gefängniß?" sagte Constancia mit bitterm und verächtlichem Lächeln, während sie die unwohnlichen, leeren, schmutzigen und kalten Räume betrachtete. „Er in eine Garnison und ich in die Verbannung! Das ist unerhört und geschah, wie man erzählt, früher, in barbarischen Zeiten! Wenn man meine Schicksale in einen Roman brächte, würde man sie für unsinnige Erfindungen des Verfassers halten, der sich abgemüht, etwas Außerordentliches aufzutischen. Verbannt, gefangen, für kein anderes Vergehen, als weil ich nicht das Glück meines ganzen Lebens den ehrgeizigen Absichten einer Tante, die ich hasse, und den eigennützigen Bestrebungen einer Mutter, die ich nicht liebe, opfern will."

„Constancia," rief Clemencia aus, „um Gottes

willen! sag nicht, daß Du Deine Mutter nicht liebst. Wie entsetzlich! Du denkst und fühlst das nicht. Erinnere Dich, daß Du Tochter bist und einst Mutter sein wirst."

„Wenn ich es nicht fühlte, würde ich es nicht sagen, wie ich es denn auch, weil ich es fühle, nicht verschweige," antwortete Constancia. „Wenn es eine Tugend ist, Jemand zu lieben, der uns Böses thut, so ist es eine Tugend, die ich nicht besitze und nicht erheucheln will."

„Aber, Constancia," erwiederte Clemencia, „Alles, was Deine Mutter thut, geschieht ja doch aus Liebe zu Dir! . . . . Beruhige Dich, Cousine; denke, daß es Gottes Wille nicht gewesen ist, daß Du Bruno heirathen sollst und daß Du dadurch vielleicht vielen Schmerzen und unendlichen Leiden entgehst, und füge Dich diesem, das vorübergeht. Bedenke, daß der heilige Augustin sagt: „Wir sind Gott gefällig, wenn sein Wille uns gefällt."

„Wenn Du so lieben kannst," antwortete Constancia scharf, „so ist es nicht zu verwundern, daß Du den Tod Deines Mannes mit so beneidenswerther Ergebung erträgst."

Clemencia erröthete wie eine Schuldige und Constancia fuhr fort:

„Wenn Du hierher gekommen bist, um mir etwas vorzupredigen, hättest Du besser gethan, mich allein zu lassen. Ich fürchte die Einsamkeit nicht; für mich ist's überall einsam, wo Er nicht ist. Wenn wir also fortan mit einander leben sollen, so berühre diesen Punkt nicht wieder, und predige mir nicht Vergessen; Du könntest eben so gut dem Winde Beständigkeit predigen. Wo nicht, so kannst Du am einen Ende dieses lieblichen Landhauses wohnen und ich am andern."

Im Gegensatze zu Constancia, die sich in dieser ländlichen stillen Einsamkeit gefangen fühlte, fühlte Clemencia sich frei. Constancia fand sich in dieser schönen Natur allein, und Clemencia in traulicher Gesellschaft. Im Kloster erzogen, hatte sie nie des Landlebens genossen, und ihre Brust erweiterte sich, als sie diese Gefilde durchstreifte, an diesem Strande dahinwanderte. Ihr Gemüth erheiterte sich bei der Betrachtung dieses glänzenden Himmels; denn, wie Lamartine sagt, wo der Himmel lächelt, zwingt er den Menschen auch zum Lächeln. Stundenlang blickte sie voll Bewunderung auf die Brandung der Meereswogen, die stolz und majestätisch emporstiegen, um sich in schaumigem Wirbel über den goldgelben Sand zu verbreiten. Mit Vergnügen betrachtete sie

die seltsamen Gestaltungen der Felsen, dieser amphibienartigen Massen, abwechselnd von den Wellen bedeckt und von der Sonne bestrahlt, unempfindlich gegen die Liebkosungen dieser, wie gegen die Bitterkeit jener, weil sie nichts fürchten und nichts hoffen.

Die kleinen Vögel sangen so fröhlich in jener ruhigen Tebais, als ob sie nicht wüßten, daß es Schießpulver und Netze gäbe.

„Welche wunderbare Macht," (sagte Clemencia zu sich selbst, indem sie ihrem leichten Fluge mit den Blicken folgte), „welche wunderbare Macht hat diesen kleinen, reizenden und harmlosen Wesen, die Niemand ohne liebevolle Theilnahme betrachten kann, den Gesang gegeben?"

Und wenn sie dann die Enkelchen der Hausmeisterin, welche sie auf ihren Ausflügen begleiteten, munter zu ihren Füßen spielen sah, rief sie aus:

„Wie schön und ruhig macht Gott der Unschuld das Leben."

Das Alles gab ihr tausend Empfindungen und Gedanken ein, denn, wie Balzac sagt: le paysage a des idées.

Allerdings gehörte die umliegende Gegend, gebildet durch das Meer und einen Strich flachen Landes, ohne Abwechslung des Terrains, ohne

Bäume, ohne Wasser, ohne andere Spuren menschlicher Wohnungen, als das viereckige und schwerfällige Gebäude, welches sie bewohnten, nicht zu denjenigen Landschaften, welche man lieblich oder romantisch nennt; dennoch aber, welch ein Zauber liegt in einer unangebauten, einförmigen Natur? Weshalb erweckt diese weit mehr heitere und erhabene Gedanken, als baumreiche Landschaften mit ihren Gebüschen, ihren Unebenheiten des Bodens, ihren Bächen, ihren abwechselnden Aussichten, in welchen Alles sich bewegt, sich herausputzt, sich anmuthig gruppirt? Möglich, daß Heimathsliebe und Gewohnheit der erstern einen Theil ihres Zaubers verleihen, möglich, daß es ein dem Verfasser eigenthümliches Gefühl ist; gewiß aber ist, daß ein einförmiger Anger mit seinem Gepräge jungfräulicher und natürlicher Vegetation, ein reiner, hoher Himmel, ein blaues Meer, das an Glanz und Größe mit dem Himmel wetteifert, ein ernstes und großartiges Gebäude, bei dem man mehr für Stärke als für Schönheit gesorgt hat, ihm voll von ruhiger Majestät scheinen, welche die Seele erweitert und das Gemüth mit dem stillen Genusse der Einsamkeit und dem Hochgefühle der Unendlichkeit erfüllt. Die Erde erscheint dort demüthiger und

die Sonne, (wenn wir uns so ausdrücken dürfen), anmuthiger lächelnd. Die Luft ist dort reiner und balsamischer, reichlich getränkt wie sie ist mit dem kräftigen Dufte der wilden Pflanzen. Wenige Dinge ziehen das Gemüth von der Betrachtung dieser ernsten Natur ab, die selbst in tiefes Sinnen versunken zu sein scheint. Und warum sollte eine Ebene mit ihrem unendlichen Horizonte und dem prachtvollen Teppich, der sie bedeckt, nicht schön sein? Den Einschlag dieses Teppichs bilden die zu der wehmüthig-ernsten Cypressenfamilie gehörenden Sevenbäume, die man für eine Filigranarbeit von Bronze halten würde, wenn sie nicht den armen Kirchen Weihrauch gäben; die Binsen, die sich dünn und schwach an den sandigen und niedrigen Stellen an einander drängen und demüthig ihre Blüthen in ein braunes Gewand kleiden; die zierliche Zwergpalme, die so innig und fest mit ihrer mütterlichen Erde verwachsen ist, so rauh und derb aussieht, und doch einen so zarten Kern hat, daß die Kinder ihn eben so gerne essen wie Mandeln; der Thymian, so unscheinbar, so arm und sparsam an Blättern und doch so reich und so freigebig an Duft; die Spargelstauden, die sich mit ihren rothen Früchten wie mit Korallen schmücken; der zerzauste Ginster, der sich mit seinen

zahlreichen und wohlriechenden weißen Blüthen wie mit Zuckerkörnern bestreut; das Pfriemenkraut, das sich im März mit seinen duftigen und goldigen Blüthen bedeckt, in eben solcher Fülle, wie andere Pflanzen mit Blättern; vor Allem aber der wilde Mastixbaum, der standhafte Veteran, der sich in allen Jahreszeiten gleich bleibt, wie ein Freund in allen Leiden, immer grün wie eine Hoffnung ohne Enttäuschung, dem weder Kälte noch Hitze, weder Dürre noch Sturm schaden, als ob seine Blätter von Smaragden und sein Stamm von Eisen wäre, ein würdiges Sinnbild der Unsterblichkeit gleich dem Lorbeer, der Kraft gleich der Eiche, der Beständigkeit gleich dem Hauslauch. Alles dies vergoldet die glänzende Sonne, der Mittelpunkt und Herd des materiellen Augenlichtes, dessen Schwäche er blendet, wie Gott Mittelpunkt und Herd des geistigen Lichts, dessen Unfähigkeit er verwirrt. — „O wie süß wäre es," sprach Clemencia zu sich selbst, „sich mit reinem und ruhigem Gewissen in die Arme dieser duftigen Kräuter zu senken und die Augen zum strahlenden Himmelsgewölbe erhoben im hellen Sonnenlichte zu sterben, sanft in den letzten Schlaf gelullt durch das süße Gemurmel der trägen Sommerwogen, das Säuseln der Luft zwischen den Pflanzen; wenn unsere Seele in

einem Hymnus des Lobes und der Anbetung zum Himmel stiege, wie die melodische Lerche sich in die Wolken erhebt! O Gott und Schöpfer! Wie sehnt sich unsere Seele, zu Dir aufzufliegen, und wie gewaltig hält die Materie sie zurück! Wie schmerzlich macht sie uns die Todesstunde und mit welchen Schrecken umgibt man diese, um uns an das traurige Erdenleben zu fesseln!"

Zwölftes Capitel.

Wie ein Kind, das eine Rose zerpflückt und ihre Blätter in den Wind streut, so entblättert die Zeit die Monate und wirft ihre Tage in die Vergangenheit. Vorüber und vorüber ziehen sie in ununterbrochener Folge, der eine rasch, heiter und lächelnd wie ein geflügelter Liebesgott, der andere düster und ernst wie ein Gespenst, der dritte ruhig und heilig wie ein Engel; das ist der, an welchem wir eine gute That gethan haben. Aber keiner hinterläßt mehr Frieden im Herzen und bringt die Seele Gott näher, auf keinen deutet unser guter Engel freudiger mit seinem Finger, als auf den, an welchem wir einem Feinde verzeihen; und wenn wir, nachdem wir ihm verziehen haben, ihm noch wohl thun, dann ist unsere Seele würdig geworden,

daß in ihr jene fromme und glorreiche Bitte wiedertöne: Vater, vergib ihnen!

Wir Alle sind mildherzig; eine Seele ohne Liebe gibt es nicht, oder wenn es eine gibt, so ist es ein unbegreifliches Ungeheuer. Aber wir sind nicht mildherzig genug.

Die Liebe ist das Einzige, worin es kein Uebermaß gibt, denn die Liebe sagt nie „genug!" Aber die Liebe hat Feinde, die gegen sie kämpfen, weil sie uns gradeswegs zum Himmel führt. Hier verschließt der Geiz die Hand, die sich schon öffnete, um die Güter auszustreuen, die Gott uns, mit dem Auftrage sie zu vertheilen (denn sie sind sein) gegeben hat; dort hemmt die Trägheit die Schritte, die wir für einen Unglücklichen thun wollten, und dort macht der Stolz, dieser schlimmste Feind des Menschen, die Verzeihung und Versöhnung, welche die Liebe im Herzen erweckte, auf unsern Lippen erstarren. Das ist das Uebel, an dem wir heutzutage kranken. Mein Gott! Wer, wenn er die gegenwärtige Zeit betrachtet, fragt sich nicht schaudernd: „Sind wir Brüder oder sind wir Feinde?"

Süß für Clemencia, bitter für Constancia waren die Tage dahin gegangen.

Die schlechte Jahreszeit war gekommen und

jene ruhige, stille Natur hatte ein anderes Ansehen gewonnen. Schwere, langsam ziehende Wolken erschienen und lagerten sich rings um den Horizont zwischen Firmament und Erde, wie der Unglaube zwischen das Menschenherz und den Himmel. An einem Tage herrschte eine vollkommene, düstere Windstille, als ob die Elemente sich vorbereiteten und Athem schöpften für ihren gewaltigen Kampf, ein Tag trüb und schweigsam wie eine schwarze Ahnung. Das Meer zog sich mit der Ebbe zurück, scheinbar ruhig, und legte die schwarzen und spitzigen Reihen von Felsen, die sich zu beiden Seiten des Strandes in das Wasser hineinerstreckten, bloß, gleich Zähnen eines Ungeheuers, das den Rachen öffnet, um eine Beute zu verschlingen.

Die unbeweglichen Pflanzen schienen nur damit beschäftigt, ihre Wurzeln tiefer zu senken, wie der Seemann in Voraussicht des Sturmes sich der Festigkeit des Ankers versichert, auf welchen er sein Vertrauen setzt.

Die Vögelchen, denen Gott in ihrem Instinkte einen Barometer gegeben hat, flatterten ängstlich piepend und Schutz suchend umher; der dunkel verhüllte Himmel und das stolze Meer blickten sich an

wie zwei Feinde; ein feierliches Schweigen der Ahnung und Furcht herrschte überall.

Am folgenden Tage ließ sich fern nach Süden zu ein Brausen hören, dumpf, verworren, unbestimmt, grausig; es war die furchtbare Stimme des Sturmes, der sich jener von Schrecken versteinerten Gegend näherte.

Endlich war der Orcan da und der entsetzliche Kampf begann. Heulend thürmte der Wind das Meer in die Höhe, welches ihm brüllend antwortete. Er schüttelte die zitternden Pflanzen, bog die Gipfel der sich sträubenden Bäume bis zur Erde, versetzte in einem Augenblicke die Sanddünen, die, als ob das Meer sie gemordet hätte, todt am Strande liegen, und auf ihre schwerfällige Masse vertrauen, an eine andere Stelle; zerriß die schweren und dichten Wolken, und zerstreute sie nach allen Seiten, brach sich an den festen Massen des Gebäudes, in gewaltigem Wirbel in den großen Hof dringend und die harmlosen Palmen marternd, die, unaufhörlich auf ihrem Stamme hin- und hergewiegt, zur Erde blickten, als wollten sie die Höhe ihres nahen Sturzes messen.

Inmitten des allgemeinen Tobens und Tosens, welches die Stimmen der Natur, nunmehr alle klagend, wüthend, drohend, gleichsam im Chore

erzeugen, standen Constancia und Clemencia schrecken=erfüllt am Fenster und hefteten ihre angstvollen Blicke auf das Meer, beobachtend, wie die ungeheuren Wellen eine nach der andern ankamen, wie die ankommende immer die am Ufer zerplatzte verschlang und wie sie dann schwerfällig wieder nach ihrem dunkeln Mittelpunkte zurückwichen, immer mit demselben hohlen Gebrüll, gleich dem unveränderlichen Grabesgruße der Trappisten. An den Felsen ließen sie ihre Wuth am meisten aus. Dort bildeten sie Strudel, die sich einer am andern brachen, gleich kolossalen Springbrunnen in die Höhe stiegen und ihre bittern Fluthen mit dem süßen Wasser der Wolken mischten.

„Das ist groß und erhaben!“ sagte Clemencia.

„Das ist grausig und entsetzlich,“ erwiederte Constancia.

Früher als an andern Tagen und wie durch den Sturm herbeigelockt, kam die Nacht. Gertrudis trat mit einem Arm voll Holz ein, um das Feuer im Kamin zu unterhalten.

„Kommen Sie und wärmen Sie sich, meine Fräulein,“ sagte sie; „denn der Wind hat keine Knochen, er streicht hier durch die Spalten und Sie müssen vor Kälte erstarren.“

„Das ist entsetzlich!“ erwiederte Constancia, sich dem Kamine nähernd; „wie furchtbar heult der Wind in langgezogenen Klagetönen oder wüthenden Stößen! Wie peitscht er das Meer und wie tobt es! Diese Nacht kann unmöglich Jemand schlafen.“

„Wie, Fräulein? Daran sind wir gewöhnt; alljährlich um diese Zeit, wenn die Nächte allmälig die Tage verschlingen, geht der Lärm los; das lullt uns in den Schlaf.“

„Wenn ich könnte, würde ich diese Nacht von hier fliehen,“ sagte Constancia; „das Haar sträubt sich mir, die Brust will mir zerspringen, ich fürchte mich.“

„Um Gottes Willen, Fräulein! Wovor denn?“ erwiederte Gertrudis; „Gott sei gedankt, daß die Gewitter kommen, denn der Regen that sehr noth und die Wolken sind wie erstarrt und so faul, daß sie sich nicht bewegen, wenn der Wind sie nicht aufrüttelt. Vor einer solchen Kleinigkeit erschrecken Sie? Thut denn der Lärmen etwa Schaden oder zerbricht er Einem die Knochen?“

„Es scheint aber,“ sagte Constancia, „als ob das Meer die Erde verschlingen wolle und als ob sein Brüllen eine Drohung wäre.“

„Siehst Du nicht,“ sagte Clemencia, um ihre

Cousine zu beruhigen, „wie dem Südwest der Athem ausgeht und wie schwach er wird, und wie jener hohe Felsen am Strande sich erhebt gleich einem Finger, welcher das Meer warnen soll, nicht seine Grenzen zu überschreiten?"

„Lassen Sie nur Sturm und Meer brausen und wüthen," sagte Gertrudis; „sie haben einen Zügel, den sie nicht zerreißen werden."

„Aber .... die Unglücklichen, die Schiffbruch leiden können?"

„Warum sollte denn der Zufall wollen, daß irgend Jemand Schiffbruch litte? Aber ich sehe schon, daß Sie beide ein gutes Herz haben, wie jene Dame, die einmal hier war. Was für eine Nacht brachte die arme Frau zu! Es war aber auch keine Kleinigkeit! Was für eine Nacht haben wir Alle zugebracht!"

Constancia und Clemencia fragten sogleich Gertrudis, was das für ein Fall gewesen sei, von welchem sie rede, und mit jener bereitwilligen Mittheilsamkeit, welche die Menschen im Allgemeinen und gewöhnliche Leute insbesondere in Allem haben, was schrecklich und außergewöhnlich ist, fing Gertrudis, ohne zu bedenken, wie wenig der Augenblick geeignet war, derartige Dinge zu erzählen, die

nur dazu dienen konnten, die Gemüthsaufregung der jungen Mädchen zu steigern, ihre Erzählung folgendermaßen an:

„Im Jahre 34, zur Cholerazeit, wollte Jedermann aus den von der Seuche heimgesuchten Städten auf's Land fliehen und sich dort absondern. Die Dame war auf eins ihrer Landgüter gegangen und bot diese Behausung einer ihrer Freundinnen, deren Gemahl abwesend war, zum Aufenthalt an. Damals hauste in dieser Gegend eine Bande Straßenräuber, die bald hier, bald dort waren, und wenn sie sich bedrängt sahen, nach Portugal flohen, so daß man ihrer nicht habhaft werden konnte; alle Welt war entsetzt über die Grausamkeiten, die von ihnen erzählt wurden. Mein seliger Mann war immer auf der Hut und die stets verschlossenen Thüren des Hauses öffneten sich für Niemand. Eine milde Herbstnacht, dunkler als der Charfreitag und stiller als ein Kirchhof, war hereingebrochen. Die Dame hatte sich ganz entzückt an ein Fenster gesetzt, das Mädchen und ich plauderten mit einander, während wir die Uhr aufzogen, die auf zwölf zeigte, als die Stille plötzlich durch einen scharfen Schrei unterbrochen wurde, der unweit des Gehöftes erscholl: „Ist Niemand, der mir zu Hilfe kommt?" Bleicher als ein Steinbild

sprang die Dame von ihrem Stuhle. — Was ist das? rief sie erschrocken aus. — Was wird es sein? antwortete ich; irgend ein Unglücklicher, der um Hilfe ruft."

„Ruft Euren Mann," rief die Dame aus, „und Eure Söhne, damit sie ihm unverzüglich zu Hilfe eilen." — Mein Mann aber weigerte sich. — „Señora," sagte er, „ich will Alles thun, was Sie mir befehlen, dies aber ist unmöglich. Das ist eine List, welche die Bösewichter gebrauchen, wie es schon öfters geschehen ist, damit man ihnen die Thüren der Landhäuser öffnet, in welche sie sich dann hineinstürzen, um sie zu plündern." — Die Dame erschrak und bestand nicht weiter auf ihrer Forderung; in demselben Augenblicke aber hörte man die Stimme wiederum und noch ängstlicher rufen: „Ist Niemand, der mir zu Hilfe kommt?"

„Hat man denn jemals," rief die Dame aus, außer sich im Zimmer umherlaufend, „und kann man denn Jemand um Hilfe rufen hören, ohne ihm beizustehen? Das ist unmöglich; keine Rücksicht, keine Gefahr darf davon abhalten! Das ist ja ein Trieb, dem Niemand widerstehen kann und darf; denn Gott legt ihn uns in's Herz. Was sagt Ihr?" fügte sie, sich an mich wendend, hinzu.

„Señora," antwortete ich, „Curro hat ein gutes Herz und an Muth steht er Keinem nach; wenn er es nicht thut . . . ."

„Ich darf es nicht thun," sagte Curro; „überdies besteht die Bande aus zehn Mann und wir sind hier nur unser drei; was vermöchten wir gegen sie? Ich bin verantwortlich für das Haus, Señora, für Sie und Ihre Kinderchen, welche die Bösewichter noch obenein als Geißeln mitnehmen könnten."

Als die Dame das hörte, sank sie mehr todt als lebendig auf einen Stuhl.

Curro und meine Söhne nahmen ihre Gewehre und standen auf dem Hofe Wache. So ging die düstere Nacht hin, während man von Zeit zu Zeit immer wieder denselben Ruf hörte: „Ist Niemand, der mir zu Hilfe kommt?" aber jedesmal in längern Zwischenräumen, jedesmal klagender und schwächer, bis er endlich mit einem Stöhnen, einem Röcheln, einem Seufzer endete.

Ich will Ihnen nicht schildern, welch eine Nacht wir zubrachten, besonders die Dame, die nicht wußte, wohin sie fliehen sollte vor dem entsetzlichen Hilferuf, der in dem Schweigen jener stillen Nacht, wo kein anderer Laut sich hören ließ und Alles unbeweglich

und wie von Schrecken versteinert war, wo die Nacht selbst die Augen geschlossen zu haben schien (denn man sah keinen Stern), sich nach allen Seiten hin verbreitete, klar und deutlich wie das Licht. Sie sehen also wohl," fügte Gertrudis hinzu, „daß nicht Sturm und Meer größern Schrecken verursachen und Einem schlimmere Nächte machen können. Was kümmert's uns, ob Wind und Meer sich lustig machen? Das sind so ihre Erholungen, wie wenn ein Pferd, des Zügels ledig, nach Herzenslust läuft und springt, bis sein Herr es ruft."

„Aber am folgenden Morgen," fragte Constancia, deren Schrecken und Angst die Erzählung noch vermehrt hatte — „erfuhr man am folgenden Morgen etwas?"

„Am folgenden Morgen," antwortete Gertrudis, „stieg mein Mann auf den Erker hinauf und nachdem er sich überzeugt, daß so weit sein Auge reichte Alles einsam und ruhig war, öffnete er die Thür, trat hinaus und .... Aber die Fräulein zittern und sind bleich wie Lilien; wir wollen von etwas Anderm sprechen."

„Nein, nein," rief Constancia aus, „erzählt zu Ende. Wißt Ihr nicht, daß die Wirklichkeit, wenn auch noch so schrecklich, doch weniger schrecklich ist als

die Ungewißheit und die Empfindung des Fallens schrecklicher als die Erschütterung des Falles selbst?"

„Am folgenden Morgen also," fuhr Gertrudis fort, „fand Curro am Fuße des Kreuzes einen todten Menschen."

„Jesus Maria!" riefen Constancia und Clemencia aus.

„In seinem langen Todeskampfe hatte er selbst sich halb im Sande begraben."

„War er ermordet?"

„Nein," antwortete Gertrudis, „es war ein natürlicher Tod."

„Mein Gott, mein Gott!" rief Clemencia aus, die Hände faltend, „die Liebe hätte ihn vielleicht gerettet und die Klugheit ließ ihn sterben!"

„Ach, Señorita," sagte Gertrudis, „mein armer Curro hat es sich nie verziehen, denn von dem Tage an hing er den Kopf und wurde nie wieder froh und in den Phantasien des Scharlachfiebers, das ihn Jahre nachher hinraffte, wiederholte er unaufhörlich und voll Entsetzen: Ist Niemand, der mir zu Hilfe kommt?"

In diesem Augenblicke unterbrach ein plötzlicher, heftiger, rauher und tiefer Schall das Schweigen,

welches Gertrudis' letzten Worten gefolgt war, und verlor sich in einem Orcanstoße, der über das Gebäude hinfuhr, in die unendliche Heide.

„Was ist das?“ riefen die beiden jungen Mädchen, von den Stühlen aufspringend, aus.

„Das ist,“ antwortete Gertrudis ängstlich, „ein eherner Mund, der auch ruft: Ist Niemand, der mir zu Hilfe kommt?“

„Ein eherner Mund? Wie? Welcher?“

„Die Mündung einer Kanone.“

„Einer Kanone? Wo ist die?“

„Auf einem Schiffe.“

„Jesus Maria! Und das Schiff bittet um Hilfe?“

„Ja, weil es scheitern will.“

„Und kann man ihm denn nicht helfen?“

„Señoritas,“ antwortete Gertrudis trübe lächelnd, wie man einem Kinde zulächelt, „wie sollen wir ihm helfen können? Ach, ich versichere Sie,“ — fügte die arme Frau hinzu und schauderte zusammen, als ein zweiter Kanonenschuß ertönte, „daß es mehr als Höllenqual ist, Jemanden um Hilfe bitten zu hören und ihm nicht helfen zu können.“

Seltsam! Zum zweiten Male wiederholte sich die schreckliche Nacht, die Gertrudis geschildert hatte,

nur daß der Ruf: Ist Niemand, der mir zu Hilfe kommt? in dem von Gertrudis geschilderten Falle deutlich, klagend und wie das Echo dahinsinkender Schwäche ertönte und daß die Natur ihn durch ihr Schweigen zu achten schien, während die gegenwärtige Bitte an die Menschheit, welche in Zwischenräumen ertönte, stark, feierlich, heroisch war wie die ringende Kraft, und auf den Flügeln des Orcans, der sie mit sich riß, wie den Wimpel einer Fahne, die der Tapfere noch im Dahinsinken festhält, zu den Ohren gelangte. Entsetzliche Nacht, in welcher sich jenem Orte zum zweiten Male die Hilfslosigkeit in ihrer ganzen schrecklichen Wirklichkeit zeigte. Furchtbares Wort! Hilfslosigkeit .... die dem Gottmenschen am Kreuz seinen letzten Seufzer, seine einzige Klage entriß!

Als der Tag seine ersten bleichen und matten Lichtstrahlen ausgoß, beleuchteten sie gleich Altarkerzen die Leichname mehrerer Schiffbrüchigen, welche das Meer an's Land geworfen hatte und denen der todte, kalte Sand zum Sarge diente; meereinwärts bei den letzten Felsen sah man noch die Masten des gescheiterten Schiffes wie Kreuze auf Gräbern.

„Laßt uns eilen!“ rief Constancia aus, deren angstvolle Bestürzung sich durch eine schreckliche,

fieberhafte Aufregung kund gab; „vielleicht ist noch Jemand zu retten.“ Und indem sie die zitternde Clemencia bei der Hand nahm, eilten Beide, fortgerissen von der Begeisterung des Mitgefühls, dem Strande zu, wo noch immer die mächtigen Wogen gleich Wasserbergen über den Strand dahin rollten. Andrea, Gertrudis und die Uebrigen folgten ihnen; als sie aber ankamen, fanden sie Constancia leblos in den Armen der erschrockenen Clemencia, neben ihr den Leichnam eines jungen Officiers. In ihm hatte die unglückliche Constancia ihren Geliebten erkannt.

Bald nachher lag Constancia stumm, unbeweglich und unempfindlich gegen Alles, was sie umgab, in ihrem Bette. Ein expresser Bote eilte nach Sevilla und die Behörden der umliegenden Ortschaften hatten sich, von den Bewohnern begleitet, an den Ort des Unglücks begeben.

Den Tag darauf kam die Marquise an, in Thränen schwimmend und so zitternd und voll Entsetzen, daß sie nicht einen Augenblick dort bleiben wollte, sondern gleich wieder zurückkehrte, ihre Tochter Constancia, die noch immer in demselben Zustande war, in den Armen haltend und mit Thränen benetzend. Bei der Ankunft in Sevilla schien die un-

empfindliche Natur wieder Leben zu bekommen, jedoch nur, um sich in Krämpfen zu winden und in ein hitziges Fieber zu verfallen, welches sie dem Tode nahe brachte. Wenige Tage nachher erhielt sie die Heilsmittel der Kirche; von da an aber ging mit der Kranken eine vollständige Veränderung vor.

In ihrem physischen Zustande folgte der Aufregung die Abspannung, im moralischen die Ruhe.

Als sie acht Tage später außer aller Gefahr war, schrieb Clemencia nach Villa-Maria, daß sie zurückgekehrt sei, und erhielt zur Antwort die Nachricht, daß am folgenden Tage der Wagen ihres Schwiegervaters kommen würde, sie abzuholen.

„Kind," sagte die Marquise, als sie von ihr Abschied nahm, „Du sollst nicht von hier fortgehen, ohne daß ich Dir eine Neuigkeit mittheile, die mir mitten in meinem Leiden einigen Trost gewährt hat. Wenn meine Tochter Constancia ihren Kopf darauf gesetzt hat, ihr Glück zu verscherzen, so hat Alegria, klügerer Weise, es sich gewonnen; denn sie heirathet den Marquis, und meine Schwester, welche Constancia ihres Ungehorsams wegen enterbt hat, setzt die Marquise von Valdemar zur Erbin ein."

„Arme Constancia!“ antwortete Clemencia, und fügte für sich hinzu: „Die Welt verführt .... Gott ruft. Glücklich wird dennoch diejenige sein, welche der Verführung aus dem Wege geht und den Ruf hört.“

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Don Martin Ladron de Guevara, *) Fernando's Vater, der, wie unsere Leser schon wissen, sehr reich und von altem Adel war, gehörte zu jenen großen binnenländischen Grundbesitzern, die dergestalt an ihren Dörfern und Häusern kleben, daß sie, gleich den an den letztern ausgehauenen Relieffiguren, damit verwachsen scheinen. Es sind Leute, die sich in ihrem ganzen Leben mit nichts als ihren

*) Wir haben nicht nur den Namen des Mannes sondern auch den seines Wohnorts verändert, weil derselbe bis in die kleinsten Details ein getreues Porträt ist, dessen Original vor wenigen Jahren starb. Die einzelnen Züge haben wir mit der größten Genauigkeit gesammelt. Anm. d. Verf.

Pferden, ihren Stieren, ihrer Ackerwirthschaft und ihrem Dorfgeklätsch beschäftigt haben, die aus einem unbestimmten Drange, sich einen Gegenstand des Interesses und der Beschäftigung zu schaffen, ungeheure Summen daran wenden, einen Proceß anzufangen und fortzuführen, dessen guter oder schlechter Ausgang ihnen im Grunde gleichgiltig ist, indem sie auf etwaige Vorwürfe wegen einer solchen Kleinlichkeit zur Antwort geben, es handle sich „nicht um das Ei, sondern um das Recht.“

Don Martin hatte natürlicher Weise außer der religiösen gar keine Bildung erhalten, nach der bekannten Regel: „Er ist ja der Majoratsherr, wozu soll er also studiren und wozu soll ihm das Wissen nützen?“ — Er hatte daher in seinem ganzen Leben kein Buch aufgeschlagen. Trotzdem aber besaß er von Natur und so zu sagen traditionell einen ritterlichen Charakter und, wie fast alle Andalusier, Verstand und Witz, zwei Dinge, welche die Großen noch allein das Vorrecht besitzen zu schärfen und zur Geltung zu bringen, indem sie Alles sagen, was ihnen in den Sinn kommt.

Als Mann, der weiß, daß man ihm immer mit Hochachtung und Ergebenheit zuhört, sprach Don Martin laut, schnell und entschlossen, und in

demselben Tone mit dem Könige wie mit dem Bettler, das heißt in natürlichem, einfachem und entschiedenem Tone. Er hatte einen unerschöpflichen Vorrath von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten im Kopfe, die er „kleine Evangelien“ nannte.

Als Mann von Religion war Don Martin mildthätig, das heißt: er gab mit vollen Händen und ohne Ostentation. Er war ritterlich großmüthig und legte so wenig Werth auf seine Wohlthaten, ja, er vergaß sie so ganz und gar, daß er es übel nahm, wenn man sie in seiner Gegenwart erwähnte oder pries; denn daß der Reiche dem Armen gebe, hielt er einfach und echt christlich nicht für eine Tugend, sondern für eine Pflicht.

Unter manchen andern Zügen wurde auch der folgende von ihm erzählt:

In dem sogenannten Hungerjahre 1804, wo die Armen aus Mangel starben und das Getreide in ungeheurem Preise stand, waren Don Martin's Vorrathshäuser mit dem Ertrage einer reichen Ernte an Erbsen angefüllt. Täglich ließ er hiervon in seiner Gegenwart an die Armen austheilen; jedes Kind bekam eine Schaale voll, jede Frau zwei, jeder Mann, welcher erschien, drei.

Eines Morgens, als Don Martin noch schlief, weckte ihn sein Haushofmeister auf.

„Señor,“ sagte er, „hier sind zwei Maulthiertreiber aus Sevilla, die große Eile haben und gar zu gern Erbsen haben möchten.“

„Eile?“ rief Don Martin aus, „das wäre! Sag' ihnen, daß ich in einer Stunde aufstehen, zu meiner gewöhnlichen Zeit die Messe hören, zu meiner gewöhnlichen Zeit frühstücken werde und daß sie dann, um 9 Uhr, mich sprechen können.“

Und damit schlief Don Martin wieder ein.

Er stand zu seiner gewöhnlichen Zeit auf, that Alles wie sonst und ging um 9 Uhr in den Hof, wo die Maulthiertreiber und alle von ihm unterstützten Armen warteten.

„Gott zum Gruß, Ihr Herren,“ sagte er mit seiner volltönenden Stimme zu den erstern; „also Ihr wollt Erbsen haben, wie?“

„Ja, Señor Don Martin, und um den Preis wollen wir nicht streiten; wir haben Geld mitgebracht, um sie zu bezahlen, und wenn sie von Gold wären.“

„Von Gold sind sie, darauf könnt Ihr Euch verlassen,“ sagte der Haushofmeister. „Don Alonso

Prieto hat noch jüngst für den Scheffel sechshundert Realen bekommen."

„Das wissen wir wohl," antworteten die Maulthiertreiber. „Sie machen dies Jahr ein gutes Geschäft, Señor Don Martin."

„Ja, Ihr Herren, es thut mir leid, Euch sagen zu müssen, daß Ihr die Reise umsonst gemacht habt, denn ich kann Euch die Erbsen nicht verkaufen, weil sie nicht mir gehören."

„Sie gehören nicht Ihnen? Ei, Señor, scherzen Sie?"

„Ich sage Euch, sie gehören nicht mir. Das muß ich doch wohl wissen, zum Teufel!"

„Aber wem gehören sie denn, Señor?"

„Diesen," antwortete Don Martin, auf die Armen zeigend; „fragt sie, ob sie sie verkaufen wollen. Sind die Erbsen zu verkaufen, Kinder?" fragte er mit seiner gewöhnlichen Baßstimme.

Ein Geschrei der Angst und des Flehens stieg zum Himmel.

„Aber, Señor . . ." wendeten die Maulthiertreiber ein.

„Nun, seht Ihr denn nicht, daß ihre Eigenthümer nicht wollen?" entgegnete Don Martin; „was soll ich dabei thun?"

Wie Vieles der Art liegt im Herzen Spaniens begraben, zum Troste der Guten und zur Beschämung der pessimistischen Misanthropen, die sich ein Geschäft daraus machen, unser Land nach seiner verdorbenen Oberfläche zu beurtheilen!

In seiner Jugend war Don Martin einige Male in Sevilla gewesen und immer hatte er, wenn er zurückkam, die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen: „Herr Gott! Ist das ein Babel! Da hat nur Werth was glänzt,“ und dann fügte er hinzu: „Bleib' in deinem Lande, Kranich, und wär's auch nur mit einem Fuße.“

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Don Martin gegen jede Neuerung und gegen alles Ausländische dieselbe Art von Abneigung und Ingrimm empfand, wie seit dem Unabhängigkeitskriege gegen alles Französische.

Mit dem albernen, kleinstädtischen Ausdruck: das ist Nation,*) war für ihn allen Dingen das

*) Mit diesem Ausdrucke bezeichnet nämlich das Volk in Andalusien alles Ausländische, und gibt dem Worte dadurch, wie man sieht, einen gradezu entgegengesetzten Sinn. Der Ausdruck ist wahrscheinlich eine ungeschickte Synkope und hieß ursprünglich: es ist von fremder Nation.

Anm. d. span. Herausg.

Kainszeichen aufgedrückt. Er war außer sich, wenn er das Wort Nation hörte und verzog schrecklich den Mund über die Grandenfamilien, die mit deutschen Prinzessinnen heirathsverwandt waren. „Na, das ist Nation,“ sagte er. Worauf dann eine gefällige Gevatterin zu antworten pflegte: „Wir Spanier mögen wohl unsere Fehler haben, Gevatter, aber wir sind, Gott sei Dank! wenigstens nicht Nation.“

Don Martin hatte daher weder in seinem Hause, noch in seinem Wirthschaftsbetriebe, noch in seiner Lebensart, noch in seiner Anschauungsweise, noch in seiner Kleidung jemals irgend etwas geändert. Er trug immer blauseidene Strümpfe, Schuhe aus einer Art von dickem Tuch oder grauem Filz, sogenanntem Rattenfell, mit silbernen Schnallen; Beinkleider von schwarzem Casimir, gleichfalls mit silbernen Schnallen an den Knieen, eine große Weste von schwerem Seidenstoff, zuweilen bunt gestickt, ein weites kurzes Wamms oder eine Jacke mit kurzen Schößen, gleichfalls von Seide. Auf dem Kopfe trug er ein Netz, in welchem er sein Haar, das er sich niemals wollte abschneiden lassen, zusammenband; nur daß das Netz kurz war und nicht viel über den Nacken hinausging. Wenn er Morgens

ausging, hing er einen Mantel von schwerem schwarzen Tuch mit seidenen Borten und Franzen besetzt um, und Abends einen Mantel von Scharlachtuch mit farbigem Atlas gefüttert, auf dem Kopfe einen Hut à la Schomberg, ähnlich dem, welchen die Picadores bei den Stiergefechten tragen. Obgleich Don Martin über siebenzig Jahre alt und nach und nach dicker als nöthig, um eine Seguidilla zu tanzen, geworden war, besaß er doch noch Ueberreste einer stattlichen Figur; er war groß, und seine Züge, obwohl markirt, waren schön und regelmäßig.

Er hatte in zweiter Ehe seine jetzige Frau geheirathet, aus äußern Rücksichten und ohne sie vorher zu kennen; dies hinderte jedoch nicht, daß Beide sich sehr gut mit einander vertrugen, indem er für sie, in Folge seiner ritterlichen Sinnesart, die feinsten Rücksichten hatte. — „Wer seine Frau ehrt, ehrt sich selbst," pflegte er zu sagen, und: „Die Ehre, die Du Deiner Frau erzeigst, bleibt in Deinem Hause."

Er hatte sie sich mittelst Vollmacht antrauen lassen und an dem Tage, als die junge Frau ankam, ließ Don Martin alle seine zahlreichen Diener und Knechte in einen Kreis zusammentreten, nahm die neu Angekommene bei der Hand und stellte sie

ihnen vor mit den Worten: „Dies ist Eure Herrin und . . . die meinige; was sie befiehlt, muß geschehen, noch ehe ich es befehle; das merkt Euch." Kurz, Don Martin war gut, edel, nicht sehr streng, leicht im Umgange, sah gern Jedermann zufrieden, wozu er mehr aus instinktmäßigem Drange, als mit überlegter Absicht beitrug, gab sich aus Familiengeist ein großes Ansehen von Eitelkeit und Stolz, ohne selbst auch nur den geringsten Keim dieser Fehler zu besitzen, und war, wie alle Reichen, jung verzogen und in spätern Jahren mit Schmeicheleien genährt, ein wenig despotisch und ein großer Egoist.

Die Frau vom Hause, wie Don Martin sie immer nannte, Doña Brigida Mendoza, gehörte zu jenen trockenen, zurückhaltenden, ernsten und leidenschaftslosen Frauen, welche den Fehler haben, daß sie die Tugend, von welcher sie Muster sind, nicht liebenswürdig machen. Dies und das Alter, das Unglück, nach und nach alle ihre Söhne zu verlieren, so wie die fortwährende Mühe, welche sie sich gab, sich im Zaume zu halten, hatten sie trübe und in sich gekehrt gemacht, und sie verwahrte in ihrer Brust ihre Schmerzen und ihre Freuden mit derselben heitern Ruhe, womit ein Pfarrer Ge-

burten und Todesfälle in die Kirchenregister einträgt. Alles dies zusammen machte sie ernst, kalt und gravitätisch, aber würdevoll, edel und der Welt entfremdet, nicht aus bitterm Menschenhaß, sondern aus jener wahren Ueberlegenheit der Seele, welche die Religion verleiht.

Don Martin pflegte, wenn er sie so ruhig sah, zu sagen: „Als ihre Kinder klein waren und sie dieselben um sich hatte, wie die Henne ihre Brut, dann wußte sie vor Angst nicht aus noch ein, wenn sich eins erkältet hatte; jetzt aber ist sie bei allen Gelegenheiten ganz ruhig. Das macht, kleine Leiden erschrecken, große Leiden machen gelassen!"

Ein Bruder Don Martin's, der etwas jünger als dieser und Abt der dortigen Stiftskirche war, wohnte bei ihnen. Dieser Mann war ein bevorzugtes Wesen, einer von den wenigen, bei welchen Seele, Herz und Kopf auf gleicher Höhe stehen, einer von denen, welche kenntnißreiche Leute einen Weisen, religiöse Leute einen Heiligen, die Armen einen Vater, seine Verwandten einen Engel nennen.

In seiner Jugend hatte ihn sein Vater nach Sevilla auf die Universität geschickt, um sich, nach des Sohnes eigenem Wunsche, der juristischen Lauf-

bahn zu widmen. Im Unabhängigkeitskriege aber griff er zum Gewehr und stritt gegen den französischen Koloß. Zum Gefangenen gemacht, kam er nach Frankreich, wo er seine Muße zur Fortsetzung seiner Studien benutzte. Nach Beendigung des Krieges machte er Reisen durch Deutschland und England, überall in seinem Wissensdrange seine Kenntnisse vermehrend, und wurde so ein Mann von großem Wissen und hoher Geistesbildung. Endlich ging er nach Italien und verweilte lange Zeit in Rom; dort reiften die Schätze, mit welchen er seinen Kopf und sein Herz bereichert hatte. Als gezeitigte Frucht seiner mannigfachen Welterfahrung, seiner Kenntniß von Menschen und Dingen und als Erzeugniß seines milden und hochherzigen Charakters trat nunmehr sein Beruf zu der ruhigen, geistigen, philanthropischen Laufbahn der Kirche hervor. Einige Jahre später kehrte er in seine Heimath zurück, und wurde von seinem Bruder freudig empfangen, in dessen Hause er fortan, umgeben von seinen Büchern und seinen Armen, im Genusse der Natur wie ein Dichter und im Genusse des Friedens wie ein Mönch, lebte.

In seiner hagern Gestalt besaß der Abt noch das ganze, sowohl angeborene wie erworbene An-

sehen vornehmer Eleganz, welches ihm von jeher eigen gewesen war, und die Ruhe und Anspruchslosigkeit seines Standes hatten ihn nicht verändert, wohl aber seine Würde und Milde noch erhöht.

Don Martin, der seinen Bruder sehr liebte, sah wohl ein, daß er dessen Berufe zum geistlichen Stande das Vergnügen verdankte, ihn bei sich zu haben, und meinte daher, der Abt habe wohl gethan, sich der Kirche zu widmen, eine Behauptung, die er dann durch eins seiner „kleinen Evangelien" unterstützte, welches folgendermaßen lautete: „Willst du einen guten Tag haben, scheere dir den Bart; einen guten Monat, so schlachte ein Schwein; ein gutes Jahr, so nimm eine Frau; willst du aber ein gutes Leben, so werde Geistlicher." Und dann fügte er hinzu: „Mönchlein, das den Degen trug, kommt zurück noch eins so klug."

Seit dem Tode seines letzten Sohnes hatte Don Martin einen Neffen, Sohn seines ältern Bruders, zu seiner Hilfe in der Bewirthschaftung seiner Güter zu sich genommen und zu seinem Universalerben bestimmt.

Pablo Guevara, so hieß derselbe, war zweiundzwanzig Jahre alt und von der Natur nicht sehr begünstigt. Er war außerordentlich braun, hatte

grobe Züge, plumpe Manieren und ein gewöhnliches Aussehen, aber, als Typus des andalusischen Stammes, große schwarze Augen und kleine weiße Zähne.

Stets auf dem Lande erzogen, war sein Horizont beschränkt; von Geschliffenheit und Bildung wußte er nichts. Dafür aber verstand er Pferde zu bändigen wie ein Picador und ein Stück Vieh niederzuschlagen wie der beste Viehzüchter.

Sein Onkel, der, wie schon bemerkt, Jedermann seine Meinung offen in's Gesicht sagte, charakterisirte seinen Neffen, dessen Aeußeres ihn gleich, als er ihn das erste Mal sah, nicht angenehm berührte, mit folgenden Redensarten, die er ihm öfter wiederholte:

„Sei nur ruhig, mein Sohn Pablo; wegen Häßlichkeit ist noch Keiner in die Hölle gekommen."

Wenn von brauner Farbe die Rede war, meinte er:

„Du brauchst Dich nicht zu grämen, Pablo; Braun ist eine Farbe, die nicht verschießt, und je dunkler desto dauerhafter."

Wenn sein Neffe irgend eine Albernheit sagte, rief sein Onkel aus:

„Pablo, der Ochs hat Muh! gesagt; man sieht Dir gleich von fern an, wo Du zur Welt

gekommen bist. Das Bauernhaus spricht Alles aus."

Pablo war auch zufällig in einem Bauernhause geboren.

Mit folgender Redensart besiegelte Don Martin seine Urtheile über seinen Neffen:

„An Muth, Pablo, thut Dir's Keiner zuvor, aber an Häßlichkeit eben so wenig; gut bist Du durch und durch, aber klug wirst Du nicht und fein noch weniger."

Das war der neue Kreis, mit welchem Clemencia's Dasein sich fortan verschlingen sollte und der, wie alle menschlichen Kreise, aus Gutem und Bösem zusammengesetzt war, in welchem jedoch das Gute bei Weitem überwog.

Don Martin's Stammhaus war ein Gebäude, bei dessen Errichtung weder Terrain, noch Material, noch Geld gespart, aber auch weder auf Bequemlichkeit noch Eleganz Rücksicht genommen war. Ein ungeheurer mit Backsteinen gepflasterter Hof, Säle, in welchen man Pferderennen hätte halten können, und viereckige Schlafzimmer, groß und kahl, bildeten das Innere. Von außen zahlreiche Fenster, in welchen das Eisen überreichlich, das Glas dagegen spärlich vertreten war, in grader Reihe wie Sol-

daten in Schlachtordnung, und ein gewaltiger Balcon über einer großen Eingangsthür mit dem Familienwappen in Folioformat gekrönt, — das war das Herrenhaus der edlen Hidalgos.

Die Familie bewohnte in der Regel das untere Stockwerk und ließ Einsamkeit und Stille im friedlichen Besitze des obern mit seinen alten, geschmacklosen Möbeln, die mit unverwüstlichem carmoisinenen Damast, wie es schien eigens dazu gemacht, um eine Bekleidung für die Ewigkeit abzugeben, überzogen waren, seinen glanzlosen Wandleuchtern, seinen verbogenen Kronenleuchtern und einigen ausgezeichneten Gemälden, die unveräußerliches Eigenthum der Familie und dem Vandalismus der Napoleonischen Truppen nur dadurch entgangen waren, daß man sie nach einem entlegenen Gute geschafft hatte.

Hinter dem Hause befanden sich die Höfe, Ställe, der Backofen, die Mühle, die Kornspeicher, wozu der Eingang von einer andern Seite her war.

Von einem Garten war nichts zu sehen, wie überhaupt nichts Elegantes und Anmuthiges; denn das Anmuthige war für Don Martin sowohl wie für seine Vorgänger von jeher nichts als Plunder und Bodenverschwendung gewesen.

Don Martin's Haus war das beste des Dorfes und da es zugleich an der Heerstraße lag, so logirten daselbst die Könige bei ihrer Durchreise. Bei Don Martin's Zeiten waren Karl IV., Joseph Bonaparte, welchen die Franzosen mit dem Ehrentitel eines Königs von Spanien belegten, die bereits mit dem Könige und dem Infanten verlobten Prinzessinnen von Braganza und Ferdinand VII. durchgekommen. Don Martin hatte nicht, wie es in den Häusern, wo die Könige abstiegen, gebräuchlich war, Ketten an die Thür des seinigen gehängt, und als man ihn um den Grund dieser Unterlassung fragte, nach seiner Weise geantwortet:

„Eine alte Schenke braucht kein Schild."

„Pablo," sagte eines Tages Don Martin zu seinem Neffen, „die junge Wittwe schreibt mir, daß sie bereit ist, zu kommen; Du müßtest sie wohl mit der Halbchaise holen."

Pablo, der von Charakter gut und gefällig war und nach alter Gewohnheit seine ältern Verwandten sehr hoch achtete, aber außerordentlich blöde war und Tact genug besaß um einzusehen, wie viel ihm zu einem feinen und manierlichen Menschen fehlte, erschrak gewaltig bei seines Oheims Vorschlage.

„Señor," stammelte er . . . „aber . . . aber . . . aber ich kenne sie ja nicht."

„Ich auch nicht," erwiederte der Oheim, der an Dreistigkeit das zu viel hatte, was seinem Neffen fehlte, „und wenn ich ein junger Mann wäre, ich wäre schon unterwegs. Also vor einem Stiere fürchtest Du Dich nicht, aber vor einer hübschen jungen Frau? Du siehst ja, so wahr ich ehrlich bin, ganz blaß aus."

„Señor, um Gotteswillen, erlassen Sie mir das."

„Wenn Dir ein Gefallen damit geschieht; Du bringst Dich selbst darum, ungeschickter Junge. Uebrigens wird sie sich weit besser amüsiren, wenn der Miguel sie holt, der gut zu reden weiß, eine flinke Zunge hat und ohne Ende schwatzt, als mit Dir, dem man jedes Wort mit der Zange aus dem Leibe reißen muß; Dir klebt immer die Zunge am Gaumen."

Einige Tage darauf kam Clemencia an, aber noch immer moralisch und physisch so schwach in Folge der wiederholten neuerlichen Unglücksfälle, daß noch Entsetzen und Schmerz in ihrem bleichen Gesicht ausgeprägt waren. Als sie aus der abscheulichen Chaise, welche sie, von vier prachtvollen

Maulthieren gezogen, aus Sevilla abgeholt hatte, ausstieg, fühlte sie sich tief bewegt bei der Erinnerung, daß ihr unglücklicher Gatte hier geboren war und seine Jugend zugebracht hatte, und daß sie nun seine Eltern sehen sollte. Beim Eintritt eilte sie auf ihre Schwiegermutter zu und warf sich schluchzend in ihre Arme. Der Dame, die, wie wir wissen, ernst, trocken und keine große Freundin von Herzensergießungen war, mißfiel dieser Ausbruch heftigen Schmerzes und sie begnügte sich, ruhig zu sagen:

„Du brauchst Dich jetzt nicht mehr zu betrüben und zu kümmern. Es ist besser, diejenigen, welche Gott zu sich ruft, ihm zu empfehlen, als durch unmäßigen Schmerz Einsprache gegen seinen heiligen Willen zu thun. Der Verlust eines Gatten thut nicht weher als der eines Sohnes . . . und ich bin ja gefaßt."

„Komm, mein Kind," sagte ihr Schwiegervater, Clemencia seinerseits umarmend, „hier kommt man nicht her um zu weinen, sondern um sich zu trösten und Gottes heiligen Willen zu fügen. Du kommst in Dein Haus, in *Dein* Haus, und kannst darin als Gebieterin befehlen; aber bedenke, Kind, daß alte Leute keine betrübten Menschen um sich haben mögen. Laß gut sein, geschehene Dinge sind nicht zu ändern."

Clemencia schwieg und kämpfte einen gewaltigen Kampf, um Herrin ihrer Qual zu werden, denn sie sah ein, daß der Egoismus des Alters den Schmerz wie einen Feind von sich stößt.

Da fühlte sie sich von den Armen einer Person umschlungen, die zwei Thränen auf ihre Stirn fallen ließ und sagte:

„Weine nur, mein Kind, weine nur; die Thränen sind eins der schönsten Vorrechte des Lebensfrühlings. Die Thränen, welche die Jugend vergießt, sind zu gleicher Zeit glänzend und rein wie die Kindheit und wehmüthig wie die des Alters. Sie erleichtern das Herz und erwecken Theilnahme; aber wenn Liebe und Mitgefühl ihre Quellen versiegen machen können, so wirst Du hier, liebes Kind, das Weinen verlernen."

Der, welcher tief bewegt so zu ihr sprach, war der Abt.

Zweites Capitel.

Clemencia hatte sich in Kurzem die Liebe Aller erworben, wie dies denn nicht anders sein konnte, da sie sich an die, welche sie umgaben und ihr das Leben so süß machten, mit aller Wärme ihres liebevollen Herzens anschloß.

„Teufel!“ pflegte Don Martin zu sagen, „der Schwindelkopf, mein Sohn, wußte wohl, was er that, als er das Malvenröschen heirathete (diesen Namen hatte Don Martin, der Jedermann einen Beinamen gab, ihr beigelegt, so die Sinnbilder der Schönheit und der Sanftmuth mit einander vereinigend). Sie ist eine Sonne für das Auge, ein Canarienvogel für das Gehör und ein Juwel für das Haus. Ich bin schon so an sie gewöhnt,“ fügte er in seinem gewohnten Egoismus hinzu, „daß mir nichts unangenehmer sein würde, als wenn sie

daran dächte, sich wieder zu verheirathen, was doch nicht ausbleiben kann, denn eine lebhafte junge Wittwe muß entweder heirathen, oder sich begraben lassen oder in's Kloster gehen."

„Die sollte heirathen?" sagte der Abt, der wohl wußte, wie viel Clemencia in ihrer Ehe gelitten hatte und von seiner hohen und ruhigen Sphäre aus es für nicht sehr glaublich hielt, daß Clemencia, die nunmehr eben dahin gekommen war, diese Lage so bald wieder verlassen könnte.

„Die sollte heirathen?" meinte Doña Brigida, welche das Andenken an ihren Sohn für genügend hielt, ein Leben auszufüllen.

„Die sollte heirathen?" dachte Pablo, voll tiefer Ueberzeugung, daß kein Sterblicher würdig sei, jenen Schatz zu besitzen.

Clemencia hatte zwei innere Zimmer für sie eingerichtet gefunden, deren zweites auf einen kleinen Hof hinausging, welcher wie ein armer Gefangener von vier Mauern eingeschlossen war. Einige ordinäre Rohrstühle, ein altes Feldbett von sehr schlechtem Geschmack, aber mit vortrefflichem Bettzeug, eine mit gestärktem Leinen behangene Toilette, ein alter ausgedienter, um nicht zu sagen dienstuntauglicher Schreibtisch, der zugleich als Commode diente, einige

Gemälde von Heiligen von verschiedener Größe und mit dem Staube von Jahrhunderten bedeckt, und ein neuer Binsenteppich, Alles äußerst reinlich, bildeten das Mobiliar jener stillen Räume. Nachdem aber Clemencia dieselben ein Jahr lang bewohnt hatte, hätte sie Niemand wiedererkannt. Die Strohstühle waren durch geflochtene Rohrstühle, schwarz gemalt und lackirt und mit Goldverzierungen nach chinesischer Weise versehen, ersetzt. Die Gemälde waren in Sevilla restaurirt und glänzten in ihrer ganzen ursprünglichen Frische in schönen vergoldeten Rahmen. Auf einem eleganten Toilettentische von gelbem Haytiholze, auf Ecktischen und einem Gueridon von demselben Material standen reizende Blumentöpfe von Glas und Porcellan voll natürlicher Blumen. Ein hübscher kleiner Bücherschrank nach englischer Mode mit Vorhängen von carmoisinrothem Taffet enthielt eine ausgewählte Sammlung unserer besten ältern und neuern Schriftsteller. Ein kleiner niedriger Stuhl zum Zusammenlegen, mit Armen und Rücklehne, dessen Sitz sowohl wie Rückengurt von seiner Besitzerin selbst gestickt waren, stand am Fenster, und daneben ein prachtvolles Arbeitskörbchen. Auf dem Commodenschreibtisch, der nach seiner Restauration ein prachtvolles mit Bronze und Perlmutter beschla-

genes Möbel in dem berühmten Stile des trefflichen Künstlers Boule geworden war, stand ein schönes Crucifix von Elfenbein, angeblich von unserm großen Bildhauer Montañes.

Eine Thür war nach dem Hofe angebracht und dieser in einen kleinen Garten verwandelt, dessen Mauern hinter blühenden Schlinggewächsen verschwanden. Der Boden war ein Teppich von Veilchen. In der Mitte stand ein Granatbaum,*) dessen prachtvolle üppige Blüthen aus den feinen und glänzenden Blättern hervorleuchteten und der, dem 19. Jahrhunderte zum Trotz, und unbekümmert um dessen Tadel und Verachtung, seinen ganzen Saft verbrauchte, um Schönheit ohne Frucht zu erzeugen. Zwischen den Blüthen der Schlinggewächse hingen grüngemalte Vogelbauer mit bunten Vögeln, die den Blumen eifrig den Hof machten durch ein fröhliches Concert, in welches die Schwalben, zwar weniger kunstgeübt als sie, dafür aber mit einer großen Biegsamkeit der Kehle versehen, im Chore einstimmten.

Oft in milder Mainacht kam der Orpheus der

*) Granado de flor, der Granatblüthenbaum, der keine Früchte trägt, im Gegensatz zum Granatäpfelbaum.
Anm. d. Uebers.

geflügelten Musikfreunde, die Nachtigall, und ließ ihre Triller und zauberischen getragenen Töne durch die balsamische Luft zittern. Dann schwieg Alles im Uebermaß des Entzückens, und Clemencia, an das Gitter gelehnt gleich den Jasminen, erhob durch Thränen lächelnd zum gestirnten Himmel einen Blick voll Bewunderung, Liebe und Dankbarkeit gegen jenen Gott, der die Natur mit so viel Reizen und den Menschen mit einer Seele nach seinem Bilde, welcher er sein Wesen offenbart, begabte und für all' diese Wohlthaten nichts verlangt, als daß er einen guten Gebrauch von seinen Gaben mache.

„O," rief sie dann, indem sie sich einiger Strophen, die in ihrem Kloster gesungen wurden, erinnerte, aus:

„O daß Sonne, Mond und Sterne,
Wie sie glänzende Gestirne,
Zungen wären, welche lobten
Deinen heil'gen Gottesnamen."

In solchen Augenblicken war sie weit entfernt, sich die Gegenwart durch trübe Rückerinnerung an ihre vergangenen Leiden, wie durch einen Aloetrank, zu verbittern; ein unseliger Hang, den viel Menschen haben, und wodurch sie bei jeder Gelegenheit die Vergangenheit zu ihrem Folterknecht

machen; denn bieten sich ihnen Erinnerungen an Glück, so vermissen sie dasselbe, Erinnerungen an Schmerz, so fühlen sie denselben von Neuem. Nachdem Clemencia ihre Rechnung mit der Vergangenheit abgeschlossen hatte, aus welcher ihre Seele unverletzt, ihre Gefühle unbeirrt, ihr Gewissen rein hervorgegangen war, ging es ihr wie der Lilie, welche der Sturm zerzaust und beugt, ohne sie ihrer Weiße oder ihres Duftes zu berauben, und welche, wenn die Ruhe in der Natur wiederhergestellt ist, sich erholt, ihren Kelch erhebt und ihre frühere Lebendigkeit wiedergewinnt und in der ruhigen Atmosphäre, die Gott ihr sendet, unbeweglich weiter blüht.

Es ist nicht das erste Mal, daß wir auf diesen beneidenswerthen Zug im Charakter dieses süßen Wesens aufmerksam machen; es war ihre natürliche Neigung zur Zufriedenheit, zur Heiterkeit, Beides hervorgehend aus ihrem gänzlichen Mangel an Ansprüchen an das Leben, ein herrlicher Vorzug, welcher durch eine einfache, zurückgezogene und religiöse Erziehung gekräftigt, durch unsere moderne philosophische, unruhige, emancipirte Erziehung hingegen zerstört wird.

Kaum war daher einige Zeit verflossen, kaum sah sie sich geliebt, gehätschelt, als Mitglied der

Familie betrachtet, angenehm eingerichtet und eingewohnt in ihrem neuen Aufenthaltsorte, als ihr nichts mehr zu wünschen übrig blieb und sie sich so glücklich fühlte, daß sie eines Tages im Drange ihres Herzens in unwillkürlicher warmer Erregung sich ihrer Schwiegermutter an die Brust warf und ausrief:

„Mutter, wie glücklich bin ich hier! Ich bin so zufrieden!"

Die Dame, die fast immer strickte und den Kopf auf ihre Arbeit gebückt hielt, richtete denselben auf, sah ihre Schwiegertochter erstaunt an und antwortete:

„Du glückliches Kind, ich freue mich darüber." — Aber in der Art von bitterm Lächeln, welches einen Augenblick um ihre Lippen spielte, war deutlich die Bestätigung der Worte zu lesen, womit sie den Schmerzensausbruch ihrer Schwiegertochter bei deren Ankunft aufgenommen hatte: „Wie wahr ist es, daß eine Frau den Tod ihres Gatten nicht so fühlt, wie eine Mutter den ihres Sohnes!"

So beurtheilt Jeder in dieser Welt die Gefühle Anderer nach seinen eigenen, die unwandelbaren nach ihrer Dauer, die leidenschaftlichen nach ihrer Heftigkeit, und an beiden, an der Heftigkeit wie an der Dauer, pflegt das Temperament mehr Antheil zu

haben, als die Seele. Niemand ist Richter über die Stärke der Gefühle Anderer, Niemand kann es sein. Wir haben Leute von gesunder und kräftiger Constitution von einem leichten Kummer krank werden und sogar sterben, und dagegen Personen von schwacher Körperbeschaffenheit die schwersten Schicksalsschläge ertragen sehen, ohne daß auch nur ihre Wange bleich wurde. Wie soll man allgemeine Regeln aufstellen, da es keine zwei Personen, nicht einmal Zwillinge gibt, die in der physischen oder moralischen Ordnung der Dinge einander vollkommen gleich wären? Wenn Jemand aus der kalten Zurückhaltung, womit Doña Brigida ihre Schwiegertochter empfing, hätte schließen wollen, daß sie ihren Sohn nicht liebte, oder ein Anderer, daß die junge Wittwe den Tod ihres Mannes nicht schmerzlich empfunden, weil sie wieder zu Leben und Heiterkeit zurückkehrte, so würden beide Urtheile falsch und oberflächlich gewesen sein.

Don Martin, der seiner Schwiegertochter fortwährend in's Gesicht sah, pflegte sie zu fragen:

„Was wünschest Du, Malvenröschen?“

„Nichts,“ antwortete Clemencia dann mit einem Lächeln, das aus der tiefsten Seele kam, „nichts, als daß mein Schicksal sich nicht ändere.“

Ein guter und weiser Wunsch, den man bei jungen Leuten, selbst bei den glücklichsten, nicht häufig findet, und den man noch seltener in Erfüllung gehen sieht. Nur die alten Leute können hoffen, ihren Tribut an Thränen dem Leben ganz abgetragen zu haben; das ist das große Vorrecht des Alters.

Die Umwandlung ihrer Wohnung verdankte Clemencia ihrem Oheim, dem Abt, dessen feines Zartgefühl und liebevolle Theilnahme der geliebten Nichte ihr Nestchen schön und behaglich hatte machen wollen, wie die Vögel das ihrer Jungen mit weichen Federn ausfüttern. Jeder Gegenstand war eine neue Ueberraschung für Clemencia gewesen und hatte ihr die lebhafteste, kindlichste Freude bereitet.

Ihr Schwiegervater seinerseits machte ihr fortwährend sehr schöne prosaische Dublonen zum Geschenk, deren Annahme Clemencia anfangs bescheiden aber entschieden verweigerte. Da wurde ihr Schwiegervater zum ersten und einzigen Male in seinem Leben böse gegen sie und stellte ihr vor, daß das, was sie als ein Geschenk betrachte, eine Schuld sei. Clemencia legte sie daher, ohne sie zu zählen, in einen Kasten ihres Schreibtisches.

Was die Schwiegermutter betraf, so mischte sie sich in Alles dies nicht und beschenkte ihre Schwiegertochter nur einmal im Jahre, an ihrem Namenstage; dies Geschenk bestand aber immer in einer Sache von großem Werthe.

Paul brachte ihr täglich Blumen, nicht weil er ein großer Freund davon war, noch als elegante Zierde, noch als einen poetischen Ausdruck, sondern weil er wußte, daß sie ihr Freude machten.

Obwohl Clemencia alle Glieder der Familie zärtlich liebte, so war doch ihr Oheim, der Abt, derjenige, an welchen sie sich am engsten anschloß. Es waren zwei gleichgestimmte Seelen, zwei ähnliche Herzen, und ihr Oheim erkannte bald, wie leicht sie sich auch in intellectueller Beziehung nahe kommen würden. Er beschloß daher, jenen Geist, der so zum Wissen gemacht und so begierig war, sich zu bereichern und erheben, weiter auszubilden. Und in der That war Niemand besser für diese schöne Aufgabe geschaffen als er; denn der Abt war das Muster eines überlegenen Mannes, des Mannes, welcher sich in jener hohen Sphäre bewegt, zu der nur solche gelangen können, die mit den schönsten Naturgaben Tugend, Wissen, Kenntniß der großen Welt, den Ton der

vornehmen Gesellschaft und eigene feine Bildung vereinigen.

Der treffliche Lehrer befolgte bei seinem Unterrichte keine Methode und band sich nicht an Regeln, die denselben pedantisch und trocken machen; nur beim Erlernen der Sprachen verlangte er strenge Folgerichtigkeit und Ordnung. In allen übrigen Fächern ließ er die Gegenstände sich einer an den andern knüpfen, wie der Zufall es wollte, um sie alsdann zu erklären und zu zergliedern; denn seine Absicht ging dahin, seiner Schülerin den Geist und nicht den Buchstaben einzuimpfen. „Du willst ja nicht den Katheder besteigen," pflegte er zu sagen; „was Dir noth thut, ist ein richtiger Begriff von allen Dingen, ohne daß Deine Kenntnisse derselben deshalb in die Tiefe zu gehen brauchen. Du sollst Dir nur einen Strauß von den Blumen des Wissens pflücken, da Du als Frau Deine Kenntnisse nicht als Zweck, als Nothwendigkeit oder Grundlage zu einer Laufbahn, sondern als ein Bildungs- und Vervollkommnungsmittel, das heißt, als etwas, das Dir mehr angenehm als nützlich ist, betrachten sollst.

So viel Kenntnisse Du Dir auch erwerben mögest, sieh dieselben nie als einen Grund zur

Ueberhebung an; denn Wissen ist Allen zugänglich und es ist kein Vorrecht, sondern ein Vortheil, und auch ein solcher ist es nicht mehr, wenn es mit Unduldsamkeit und Anmaßung verbunden ist. Dies sind sichere Mittel, sich nicht nur verhaßt, sondern auch lächerlich zu machen; denn das, was man sehr passend von den muthigen Leuten gesagt hat, läßt sich auch auf diejenigen anwenden, die sich mit ihrem Wissen brüsten: sie finden immer noch Jemand, der mehr weiß als sie.

Allerdings geben Kenntnisse eine gewisse Ueberlegenheit über den Unwissenden; aber gesetzt auch, der Unwissende hätte über den Kenntnißreichen nicht eine andere Art von Ueberlegenheit, welche jene aufwöge, so gibt es doch, liebe Tochter, nichts in der Welt, was man so sorgfältig verstecken muß, als eine Ueberlegenheit; denn diese verzeihen die Menschen am wenigsten. Vor Allem aber verzeihen sie erworbene Vorzüge nicht, und hassen diejenigen, welche sich damit brüsten. Ueberzeuge Dich wohl von dieser Wahrheit: die Ueberlegenheit ist eine Last, wie für den Riesen seine Körpergestalt; ihre Vortheile genießen, aber sie sorgfältig, jedoch nicht mit Wegwerfung zu verstecken, darin besteht das große Wissen der Frau.

Die Ueberlegenheit, die sich zur Schau trägt,

verletzt tief die Eigenliebe Anderer, denn diese erträgt wohl die Ueberlegenheit, welche man hat, nicht aber die, welche man ihr aufdringen will. Diejenige, welche Du Dir erwirbst, muß daher einem mit Hermelin gefütterten Kleide gleichen; die zarte und weiche Seite muß nach innen gehen und für Dich selbst sein.

Gott bewahre Dich, daß Du mit dem, was Du gelernt hast, glänzen wollest; Du würdest dadurch einen Balsam zu Gift machen. Verbirg die Blumen; denn wenn sie für das Auge unsichtbar sind, wird der Duft, den sie unwillkürlich aushauchen, um so süßer und lieblicher sein.

Gesteh' einen Fehler (ich setze voraus, mein Kind, daß die Deinigen immer zu denjenigen gehören werden, die man ohne Scham eingestehen kann), gesteh' einen Fehler, sage ich, und verbirg ein Verdienst; denn die Menschen haben mehr Nachsicht als Gerechtigkeit.

Mißachte Niemand, denn die Nichtachtung, dieses unliebenswürdige erstgeborne Kind des Stolzes, darf nie den Adel Deiner Seele, die Bescheidenheit Deines Geschlechts, die Zartheit Deines Herzens, die Reinheit Deines Gewissens entweihen. Sie ist ein Hochverrath an der Menschheit.

Vor Allem aber bedenke stets, daß das Wissen Etwas ist, das Genie noch mehr, Gut handeln aber weit mehr als Beide und die einzige Ueberlegenheit, die keine Neider macht.

Lies gern, aber laß das Lesen nicht zur Leidenschaft bei Dir werden; sieh' die Bücher als stille und liebenswürdige Freunde an, von denen Du viel Gutes lernen kannst und die dabei nicht launisch und falsch sind, nichts verlangen und viel geben, die man im Glücke leicht vergißt aber im Unglück wiederfindet, die gern bei der Hand sind uns zu trösten, zu zerstreuen, zu leiten, denen Du aber nicht, wie einem Geliebten, Deine ganze Leidenschaft widmen darfst.

Auch wenn Dir eine gute Lectüre nicht im Gedächtnisse bleibt, so glaube nicht, daß sie ohne Frucht für Dich gewesen ist; denn der wahre Nutzen des Eindrucks, welchen sie auf Dich gemacht und der Richtung, welche sie Deinen Gedanken gegeben, wird Dir bleiben. Nicht die Masse des Behaltenen, sondern die Art und Weise, sich das Gelernte anzueignen, macht die Bildung.

Wähle zu Deiner Lectüre vorzugsweise Geschichte und Reisebeschreibungen, denn sie rollen vor

Deinen Augen den Vorhang der Zeit und der Welt auf.

Beschäftige Dich nicht mit socialen Systemen, Träumen von Utopisten, die bis zum Lächerlichen getrieben worden sind, und bedenke, daß man blind oder irreligiös sein muß, um in einer Welt, die durch Schuld des Menschen und durch den Willen ihres Schöpfers aufgehört hat, ein Paradies zu sein, ein vollkommenes Glück für möglich zu halten. Ein deutscher Philosoph hat gesagt, wenn die Menschen glücklicher wären als sie sind, würden sie in Schlaffheit verfallen, wenn unglücklicher, in Verzweiflung. Bewundere die Hand, die auch hierin, wie in Allem, das große Gesetz des Gleichgewichts angeordnet hat, selbst im Schicksal derer, die gezüchtigt werden, aber deshalb nicht für ewig verdammt sind, ein Gleichgewicht, das die schwachen menschlichen Kräfte weder in der physischen noch in der moralischen Ordnung der Dinge jemals werden zerstören können. Die Vergangenheit bezeugt diese Wahrheit, die Gegenwart bestätigt sie, und die Zukunft wird gleichfalls den Beweis davon liefern.

Laß vor allen Dingen Deine nach Gottes Bilde geschaffene Seele vor jenem cynischen Sensualismus fliehen, der sich heutzutage so anmaßend und

wegwerfend der Herrschaft in der Welt bemächtigt hat, mit seinem Jagen nach Neuerungen und seiner hochgehobenen Fahne, auf der geschrieben steht: Die materiellen Interessen über Alles! — Erhebe Deinen Blick aus diesem niedrigen Kreise, bedenke, daß das Gute und das Böse zwei große und allgemeine Principien sind, deren Einflüsse immer die nämlichen Tendenzen bedingen, die nach oben und die nach unten. — Gott ruft uns zu: hinauf! — der Feind unserer Seele reißt uns fort und spricht: hinunter! — Die materiellen Interessen mögen den zweiten Rang einnehmen und nicht die moralischen von dem ihrigen verdrängen wollen.

Suche nicht zu eifrig Freunde; aber vermeide es, Dir Feinde zu machen. Strebe deshalb dahin, daß Deine Handlungsweise stets zu rechtfertigen sei und vergiß daher nicht, daß dieselbe von zwei Seiten betrachtet werden kann, einmal von Deinem eigenen Standpunkte aus und zweitens mit Rücksicht auf die Art und Weise, wie fremde Bosheit sie auslegen kann, die man besser vermeidet als herausfordert.

Bei aller Ueberzeugung, daß Zweck und Beweggrund unserer Handlungen gut sind, darf man doch

die öffentliche Meinung nicht außer Acht lassen. Nein, mein Kind, gut sein ist nicht genug, man muß es auch scheinen, aus Hochachtung vor der Gesellschaft, aus Rücksicht gegen sich selbst, aus Respect vor der Wahrheit.

Diese Rücksicht auf die öffentliche Meinung, um ihrem Tadel zu entgehen, auch wenn er ungerecht sein sollte, darf nicht verwechselt werden mit jener niedrigen und kriechenden Eitelkeit, die um Lob bettelt; so jämmerlich diese letztere aber auch ist, so gebührt ihr, meine Tochter, in einer Frau doch der Vorzug vor jenem anmaßenden Dünkel, der in seinem großsprecherischen Unabhängigkeitssinne und seiner hochmüthigen Verherrlichung des Individuums die öffentliche Meinung cynisch verachtet. Frau von Stael, die auf der Stufenleiter der Gesellschaft wie der Intelligenz einen so hohen Platz einnahm, hat gesagt: „Der Mann kann der öffentlichen Meinung trotzen, die Frau muß sich ihr unterwerfen," und selbst das Erstere gilt nur von besondern Gelegenheiten und Ausnahmsfällen, wo das Gewissen es dem Manne befiehlt.

Vom Zartgefühl sage ich Dir nichts, Tochter meines Herzens, denn Zartgefühl besitzen so bevorzugte Naturen, wie die Deinige, von selbst.

Wie oft habe ich bei Leuten aus dem Volke, die nicht einmal den Namen kannten, das höchste Maß von Zartgefühl zu bewundern Gelegenheit gehabt! Die Gesellschaft bildet es aus, denn im Ausbilden natürlicher Gaben besteht ihre Mission und zu diesem Zwecke schreibt sie gewisse Regeln vor. Eine dieser Regeln ist, daß, um vollkommen zartfühlend im Umgang zu sein, wir uns immer an die Stelle desjenigen versetzen müssen, mit welchem die Umstände uns in Berührung bringen. Diese Regel gleicht der, welche man für das gute Vorlesen gibt, nämlich, während die Lippen einen Satz aussprechen, mit den Augen schon das Folgende zu lesen. Eben so müssen wir, während wir sprechen, im Gesicht desjenigen, der uns zuhört, die Wirkung unserer Worte lesen, um die folgenden danach einzurichten und nie durch dieselben zu verletzen oder anzustoßen.

Um Dir Kenntniß des Lebens und der Welt zu erwerben, sei Beobachterin, Clemencia, aber keine menschenfeindliche, kaustische und satirische, sondern eine gerechte, unbefangene, wohlwollende Beobachterin. Die angenehme und nützliche Aufgabe des Beobachtens stumpft das in unsern Tagen so häufige Persönlichkeitsgefühl, den größten Feind angenehmer Geselligkeit, ab. Die Beobachtung wird Dir

Interesse und Unterhaltung gewähren und Dir eine große und nützliche Kenntniß des menschlichen Herzens verschaffen. Dann wirst Du einsehen, wie irrig jene absoluten Grundsätze sind, die Alles über einen Kamm scheeren und wie falsch die gewöhnlichen Redensarten, wie:

„Alle Menschen sind gleich.“

„Wer eine Frau gesehen hat, hat alle gesehen.“

„Das menschliche Herz ist immer dasselbe.“

„Die Leidenschaften und Gefühle der Lappländer sind dieselben wie die der Andalusier.“

Am wenigsten wirst Du dann noch dem erzgemeinen Spruche trauen: „Denke schlimm und Du triffst das Rechte;“ denke nicht schlimm, sondern gut, und Du wirst das Rechte treffen. Sei aber nicht gleich bei der Hand mit Deinem Urtheil, denn mit Recht hat man behauptet, der Mann urtheile nach Gründen, das Weib nach Eindrücken, das heißt Jener mit dem Kopfe, diese mit dem Herzen, und Du weißt ja, wie leicht sich das letztere täuschen läßt, besonders wenn es edel und offen ist; dennoch aber mußt Du immer den Schmerz einer Enttäuschung dem Erröthen über ein falsches Urtheil vorziehen.

Ich weiß nicht, wo ich vor einiger Zeit gelesen

habe, daß der verständige Mensch sich unter Anderm auch darin zeigt, daß er verschiedene Typen findet, während dem gewöhnlichen Menschen Alle gleich erscheinen."

„Ich glaubte," erwiederte Clemencia auf diese Bemerkung ihres Onkels, „daß die Menschen, die als Typus gelten können, selten wären."

„Nein, meine Tochter," erwiederte der Abt, „denn als Typus kann derjenige gelten, in welchem die eigenthümlichen Züge der Classe, zu welcher er gehört, am schärfsten ausgeprägt sind, ohne daß er deshalb in seiner Art allein dazustehen braucht. Denn im letztern Falle wäre er ein Original und nicht mehr ein Typus seiner Gattung. Betrachte nur meinen Bruder; er ist das wahre Muster des andalusischen Landedelmanns, mit Allem, was denselben charakterisirt, d. h. mit einem klaren, durchdringenden aber ungebildeten Verstande, einem schönen, edeln Herzen, einem offenen aber schwer biegsamen Charakter, seinem kleinen despotischen Tick als Haupt eines großen Hauses, seiner Freigebigkeit als reicher Mann, seinen großen und hohen christlichen Gesinnungen und seinen gewöhnlichen kleinörtlichen Geschmäcken.

Betrachte Pablo, und Du wirst in ihm den

Typus des tüchtigen, bescheidenen, zurückgezogenen und wenig hervorstechenden Mannes sehen.

Betrachte meine Schwägerin; sie ist der Typus einer verschlossenen Frau, deren Ernst wie eine Schneedecke die Knospen eines reichen und edeln Herzens verhüllt und ihr Keimen verzögert.

Betrachte auch die Tante Latrana, die unbescheidene Alte, die meinen Bruder fortwährend belagert und Du wirst sehen, wie sie in ihrem anspruchsvollen, unverschämten und trotzigen Despotismus den Typus dieser Classe spanischer Bettlerinnen bildet. Alle diese Typen sind sehr verbreitet und wenn sie bildlich dargestellt würden, so würde ihr Verdienst darin bestehen, daß Jedermann sie wiedererkennen würde. Ein nicht gewöhnlicher Typus, meine Tochter, ist der Deinige, der schönste weibliche Typus, der des unschuldigen Mädchens, die, im Kloster erzogen, zufrieden in dem engen Kreise eines ernsten Hauses lebt, die, nachdem sie durch die Welt, die sie nicht vermißt, geschritten ist, und im Hindurchgehen durch dieselbe an ihren Dornen ihr weißes Kleid zerrissen hat, unter den Flügeln ihres Schutzengels ihre Seele rein und unverletzt bewahrt hat. O Clemencia, erwirb nie Bildung, Vorzüge, Wissen und Uebergewicht über Andere

auf Kosten Deiner Seele, und bedenke, daß das Wissen allein eine schöne Statue ohne Herz und Leben ist; deshalb sagt der tiefsinnige Balzac, daß eine schöne Handlung alle Unwissenheit verdeckt, und ich füge hinzu: sie ist mehr werth als alles menschliche Wissen."

„Wie gut Sie sind, Señor!" rief alsdann Clemencia aus.

„Wir Menschen sind, mit wenigen Ausnahmen, in der Theorie alle gut," antwortete der Abt lächelnd; „im Aufstellen von Grundsätzen besteht das Verdienst nicht, sondern in ihrer Anwendung auf das Leben; nicht mir also, sondern Dir gebührt das Verdienst, wenn Du die Grundsätze, welche ich Dir einpräge, in Ausübung bringst."

Auf diese Art und im Verein mit auserwählter Lectüre bildete der Abt ihren Geschmack und Verstand, leitete ihre Ideen und brachte in ihr die zartesten und herrlichsten Keime zum Knospen, wie die Frühlingssonne einen lieblichen Wald mit Blüthen schmückt.

Pablo, der sich anfangs gewundert hatte, daß Clemencia eine solche Liebe zu den Büchern und zu jeder Art von Unterricht aus ihres Onkels Munde besaß, fing zuletzt an, sich auch für diesen Unterricht

zu interessiren. Er fand bald außerordentlichen Geschmack daran und vertiefte sich endlich darin mit aller Aufmerksamkeit, allem Ernste und aller Beharrlichkeit, die seinem Charakter eigen waren.

Doña Brigida sah Alles dies mit an, ohne es zu loben, noch weniger zu tadeln. Die Dame, die auf fremde Ansichten nichts gab, drang doch auch die ihrigen Niemand auf, eine sehr seltene und höchst schätzenswerthe Eigenschaft.

Nicht so Don Martin, der sich in Alles mischte. Er pflegte deshalb, da er vor dem, was sein Bruder that, Respect hatte, andererseits aber nicht viel Sinn für die Studien besaß, Clemencia in's Ohr zu sagen:

„Malvenröschen, sag' doch Deinem Onkel: weniger Geschrei und mehr Wolle und bedenke, daß ein Mund, der etwas albern schwatzt, die Frau schön macht.“

Zu andern Malen, wenn die Sitzungen mit dem Abte sich verlängerten, brummte er: „Immer und immer lernen! Wozu soll Dir das nützen? Geh', geh' und sag' dem Onkel: weniger Schaum und mehr Schokolade.“

Und zu Pablo pflegte er zu sagen:

„Du willst auch klug werden, Du, der nicht

aussieht, als ob er zur Familie Guevara, sondern zu der der Alonso's gehörte, die ihrer dreißig waren und alle dumm? Das hol' der Teufel! Laß die Gelehrsamkeit bei Seite, Pablo, denn der Doctorhut und Doctormantel passen für Dich wie die Faust auf's Auge. Schuster bleib' bei Deinem Leisten. Wozu willst Du noch den Feinen spielen, der Du fein bist wie Saumsatteltaffet." *)

*) Im Originale folgen hier vier Verse, die ein in der Uebersetzung ganz sinnloses Wortspiel enthalten.
Anm. d. Uebers.

Drittes Capitel.

Verschiedenere und weniger zu einander passende Charaktere und Gemüther, als die, welche das Schicksal unter Don Martin de Guevara's Dache vereinigt hatte, konnte man nicht finden, und doch vertrugen sich Alle auf's Beste mit einander. Die Dinge haben ein verschiedenes Ansehen, das Leben hat verschiedene Pfade, die Menschen verschiedene Meinungen, ohne daß sie sich deshalb entzweien, wenn nicht der Geist der Gehässigkeit und die bösen Leidenschaften des Tages, hervorgegangen aus dem Unbehagen einer fiebrisch aufgeregten Zeit wie die unsrige, welche die Vergangenheit verachtet, die Gegenwart haßt, und die Zukunft fürchtet, in ihnen wirksam sind.

Ein Gefühl theilten sie Alle mit einander, nämlich die Liebe zu Clemencia, wie eine jede Brust die

sanfte und balsamische Frühlingsluft mit Entzücken einathmet.

Sowohl sie wie Pablo hatten unter der weisen Leitung und dem erhabenen Einflusse des Abtes, dieses überlegenen Mannes, dieser Goldmine, welche Beide täglich mit größerm Genusse und größerm Nutzen ausbeuteten, ihren Verstand vortrefflich entwickelt.

Der Abt seinerseits freuete sich seines Werkes, je mehr er seinen Neffen und seine Nichte an Wissen, Bildung und Tugenden wachsen sah.

Derjenige aber, auf welchen die süße Anziehungskraft, die in Clemencia's ganzem Wesen verbreitet war, den größten Einfluß ausüben mußte, war Pablo, der ihr nicht nur an geistigen Errungenschaften gleichstand und die Gefühle ihres Herzens theilte, sondern auch in dem Alter war, wo diese Gefühle sich im Manne zur Leidenschaft steigern, zuweilen zu seinem Glück und seiner Vervollkommnung, zuweilen zu seinem Unglück und seinem Verderben.

Aber Pablo war ein bescheidener Mensch, ein nicht sehr gewöhnlicher Typus, der aber nichtsdestoweniger existirt, obwohl er nicht gewürdigt wird sondern unbemerkt vorübergeht; denn die wahre Be-

scheidenheit verbirgt alles Gute, auch sich selbst. Ueberdies finden sich derartige Menschen nicht auf dem Schauplatz der geräuschvollen Welt; es sind Leute, die fast immer mit dem Namen obscur bezeichnet werden, Leute, die fest an ihrem häuslichen Herde und einem kleinen Freundeskreise hängen, auf welchen sie sich beschränken.

Außerdem war Pablo schüchtern und ohne Selbstvertrauen, wozu die fortwährenden Späße seines Oheims beitrugen, der ihn zwar im Grunde sehr liebte und schätzte, aber doch eine irrige Ansicht von ihm hatte. Indem sich daher Pablo weniger Werth beimaß als er besaß, hielt er es für eine Unmöglichkeit, sich bis zu der Frau zu erheben, deren ausgezeichnete und überlegene Eigenschaften er besser erkannte als irgend Jemand. Die Liebe entstand so in seinem Herzen ganz von selbst, wuchs ohne Hoffnung und lebte ohne Wünsche, da er überzeugt war, daß der Stern, welcher in seinem Herzen in der Nacht des Geheimnisses glänzte, nie an's helle Tageslicht hervortreten würde.

Clemencia ihrerseits liebte Pablo nur wie einen Bruder. Sie war noch sehr jung, es fehlte ihr an Erfahrung, um den Werth ihres Vetters zu erkennen, und sie lachte daher von Herzen über die

Späße, mit welchen ihn sein Oheim fortwährend verfolgte.

Sanft glitt die Zeit dahin in diesem ruhigen Leben, in welchem man sie weder hastig zu treiben, noch ängstlich aufzuhalten bemüht war. Mehr als sechs Jahre waren wie sechs Nächte ruhigen Schlafes und einförmiger Träume dahingegangen und hatten, gleich diesen, wenig in jener stillen Häuslichkeit verändert. Don Martin und Doña Brigida waren, wie Ersterer sich ausdrückte, gleich dem Paternoster und dem Avemaria, immer dieselben. Clemencia, vollkommen wieder hergestellt, blühte wie ein üppiger und heiterer Frühling.

Pablo hatte viel von seinem unbehilflichen und linkischen Wesen verloren, und obwohl sein Oheim, wenn er ihn am grünen Donnerstage oder am Frohnleichnamsfeste in Feierkleidern sah, niemals unterließ, zu ihm zu sagen: „Pablo, als Majo*) gekleidet, bist Du ein allerliebster Junge; aber in dem Frack da siehst Du aus wie ein Polizeidiener von Sevilla," so stand doch so viel fest, daß Pablo in jeder Kleidung, wenn nicht das Ansehn eines Stutzers, so

*) So heißen die Leute aus dem Volk, die sich noch in die Nationaltracht kleiden.

Anm. d. Uebers.

doch eine Haltung hatte, wie sie eines Mannes von Stande würdig war, welcher weiß, was er ist und was er vermag, ohne doch stolz darauf zu sein.

An einem Sommerabende gegen Dunkelwerden, als die Familie zusammen im Hofe saß, welcher durch Clemencia's Sorgfalt mit einer großen Menge von duftenden Blumentöpfen geschmückt war, öffnete sich geräuschlos die Thür und ein junges Zigeunermädchen, von etwa zwölf Jahren, steckte den Kopf hindurch, um ordinäre aus dünnen Weidenruthen geflochtene Körbe zum Verkauf anzubieten.

„Wer da?" fragte Don Martin, der zurückgelehnt in einem großen und plumpen Binsenstuhle, welchen er sich, um bequem zu sitzen, überall hintragen ließ, sich um Alles im Hause bekümmerte; denn da er seiner Jahre wegen kein thätiges Leben mehr führen konnte, hatte er nichts Anderes zu seiner Unterhaltung.

„Gut Freund!" *) erwiederte die Zigeunerin.

„Juana," rief Don Martin mit seiner kräftigen Stimme der Beschließerin zu, „gib doch dem Gut-

---

*) Im Original Entepá, corrumpirt aus gente de paz, friedliche Leute.

Anm. d. Uebers.

freund ein halbes Laib Brot und dann soll sich die häßliche wilde Vogelscheuche scheeren."

Don Martin hatte nicht Unrecht. Das Mädchen war ungemein häßlich. Ihre schlaffen Haare hingen zu beiden Seiten ihres Gesichts wie unbiegsame Zotteln herab. Eins ihrer Augen schielte dergestalt, als wollte es unter ihrer Nase durchgehen, um seinen Gefährten zu suchen. Zwischen den Fetzen ihres Rockes, der weniger wie ein Rock, denn wie ein Franzenbesatz aussah, schien die Haut ihrer nackten und fleischlosen Beine hindurch, welche leicht mit der eines Bewohners von Afrika zu verwechseln war. Ihre Zähne, welche zu den sogenannten „Schelmenzähnen" gehörten, weil sie von einander abstanden, waren von blendender Weiße, gleichsam als Gegensatz zu der dunkeln Farbe ihres Gesichts. Sie war ernst und gemessen und hatte die ganze feierlich-steife Haltung der Leute ihres Stammes.

„Wie viel willst Du für die Körbe haben?" fragte Clemencia.

„Wozu willst Du denn diese unnützen Dinger kaufen?" fragte Don Martin, der sich, wie gesagt, in Alles mischte.

„Erstens," antwortete Clemencia, „will ich dem Mädchen dadurch, daß ich sie ihr abkaufe, eine

Wohlthat erweisen, und alsdann will ich sie mit Seide ausfüttern und mit Bändern besetzen, und sie sollen zur Aufbewahrung der Lavendel dienen."

„Ja, mein liebstes Fräulein," sagte die Kleine, „kaufen Sie sie mir ab, Rosengesichtchen, ich sage Ihnen auch wahr."

„Warum nicht gar wahrsagen!" rief Don Martin aus; „pack' Dich, Gespenst vom Schwarzen Meere."

„Bitte, lassen Sie sie, Vater, sie soll mir wahrsagen!" rief Clemencia fröhlich aus. „Wenn Sie wüßten, wie sehr ich mir dies immer gewünscht habe."

„Ammenmährchen! ..." brummte Don Martin.

„Laß sie doch, wenn es ihr Vergnügen macht, Einmischer Du," meinte Doña Brigida; „Du bist wie der Liebesapfel, den man auch in Allem findet!"

„Nun, meinetwegen," erwiederte Don Martin; „einigen gefällt der Witz, andern der Aberwitz."

Clemencia war aufgestanden und hatte ihre schneeweiße Hand in die braunen Hände des Mädchens gelegt, die kalt waren wie die Haut einer Amphibie.

Die Wahrsagerin that, als ob sie die unmerklichen Streifen in Clemencia's Hand prüfe und

sagte dann, indem sie jeden Satz langsam und laut anfing und rasch und so leise, daß man es kaum hören konnte, endigte:

„Im Namen Gottes“ — hier hielt sie inne — „denn wo Gott eingeht, geht nichts Böses ein.

Ihr seid nicht von niederer Abkunft, sondern Tochter guter Eltern, und habt reines Blut, wie Wasser aus guter Quelle.

Ihr seid, mein Herzensfräulein, wie die Basilienstaude, die Viele riechen, aber auf die Wenige achten; denn Ihr seid wählerisch und Euch gefällt nicht Alles.

Ihr werdet blind sein wie die Schicksalsgöttin, denn Ihr werdet das Glück vor Euch haben und werdet es nicht sehen, aber es wird Euch zu Händen kommen; denn Euer Gestirn hat es Euch bestimmt, weil Euer liebes Antlitz, das die Blumenkönigin entthront hat, es verdient.

Trauet nicht denen, die von fern kommen, denn sie verkaufen Euch, wie Fleisch aus der Fleischbank, und haben zwei Gesichter, wie der Taffet, eins auf der Vorderseite und eins auf der Rückseite. Zuletzt wird Euch das Beste zu Theil werden; denn die Rose weiß sehr gut, in wessen Hand sie ruht.

Schenkt dem Zigeunermädchen freundlich eine

Gabe; denn Ihr habt Geld genug, ihr fehlt es. Seid nicht unfreundlich gegen mich, Schöne, und spendet mir etwas Weniges zum Leben.

— Das ist die Wahrsagerei des weißen Brotes; Ihr gebt es mir und ich verzehre es.“

Clemencia lachte und erklärte, Alles, was die Wahrsagerin gesagt, seien Allgemeinheiten, die nichts Gewisses ausdrückten.

„Geschwätz von Zigeunern,“ sagte Don Martin, „die schließlich doch nur Unsinn reden.“

Clemencia fragte hierauf das Mädchen:

„Kannst Du beten?“

„Wie soll sie das können?“ sagte Don Martin. „Beten? Stehlen wird sie können.“

„Wohl kann ich beten, Herzensfräulein,“ antwortete das Zigeunermädchen.

„Und was betest Du?“ fragte Clemencia wieder.

„Wenn ich mich draußen im Felde schlafen lege, stecke ich eine Knoblauchszwiebel unter das Kopfkissen, um die giftigen Schlangen zu verscheuchen, und bete so:

An's Kopfend stell' ich das Licht,
Zu den Füßen das heil'ge Kreuz;
Adam zur Rechten,

Eva zur Linken,
Daß Schlangen und Nattern sich mir nicht nah'n,
Und gehn wohin der Stein hier fällt.

Und dann werfe ich einen Stein, so" — und damit warf das Mädchen ein kleines Steinchen auf Don Martin zu.

„Lehre mich doch das Gebet," sagte dieser, ohne die boshafte Geberde des Mädchens zu beachten, „lehre es mich doch, ich will einmal sehen, ob es wirksam ist, damit Du im Leben nicht wieder hierher kommst."

„O Jesus! wie der Herr sich da rekelt und wie bärbeißig der ist," sagte das Mädchen, jede Silbe lang ziehend.

„Aber worauf schläfst Du denn?" fragte Clemencia.

„Na," warf Don Martin ein, „sie wird wohl auf einem Fell von einem räudigen Esel schlafen, mit einem Maulthierschädel zum Kopfkissen."

„Ich schlafe auf der Erde, liebes Fräulein, die Ihr ganz aus Süßigkeit gemacht scheint, mit Eurem Fleisch, so weiß, daß man darauf schreiben kann, dem Munde wie eine Erdbeere und den Augen, die aussehen, wie zwei Altarlichter; aber nicht der dicke

Herr da mit seiner Zunge, die schärfer ist und mehr Dornen hat als der Stachelginster.“

„Armes Mädchen!“ rief Clemencia aus.

„Sie wird wohl recht gut schlafen,“ meinte Don Martin; „im zwölften Jahre kann man viel vertragen und es gibt kein besseres Ruhekissen, als nicht an den folgenden Tag zu denken. Jetzt mach’, daß Du fortkommst, Geschöpf!“

„Lassen Sie sie doch, Vater, sie amüsirt mich,“ bat Clemencia.

„Mit dieser Vogelscheuche wird’s wohl sein wie mit den Hühnerhunden,“ brummte Don Martin, „je häßlicher, desto beliebter.“

„Ich will ihr eine Bettdecke und ein Kissen holen,“ sagte Clemencia und eilte davon.

„Unter der Bedingung, daß sie sich packt, bring’ der egyptischen Heuschrecke lieber auch noch einen Mückenvorhang,“ rief ihr Don Martin nach.

„Ach,“ rief das Mädchen mit ihrem matten Tone, „heilige Mutter von der Einsamkeit! Was ist das für ein schrecklicher Herr!“

„Was willst Du damit sagen, Lumpenprinzessin?“

„Daß der Herr eine Stimme hat wie eine doppelte Glocke, und in diesem Sessel so schön aus-

sieht, wie eine Matratze ohne Steppnaht in einer neugetheerten Galeere."

„Ei so hol' der Kuckuk das unverschämte Geschöpf!" rief Don Martin; „verschwinde, oder ich stehe auf und versetze Dir Eins, das Dir den Garaus macht."

Clemencia kam zurück mit einer Decke, einem Kissen und etwas Geld, das sie der Zigeunerin gab. Diese nahm aus einem kleinen Beutel, welchen sie am Halse hängen hatte, einen kleinen Zettel, gab ihn ihrer Beschützerin und sprach:

„Oeffnen Sie ihn am Tage, wo Sie sich verheirathen, liebes Fräulein mit dem Gesichte wie eine Aprilrose, und dann werden Sie sehen, ob das Glück, das Ihnen die Zigeunerin prophezeit hat, nicht eingetroffen ist."

„Das Glück! Das Glück!" sagte Clemencia, sich wieder auf ihren Platz setzend; „es gibt kein Wort, das verschiedener verstanden würde; jeder nimmt es in seinem Sinne. Vielleicht glaubt das einfältige Mädchen, das Glück bestehe im Heirathen!"

„Das Glück," sagte Don Martin, „besteht darin, Majoratsherr zu sein wie ich, und alle Welt auslachen zu können. Nicht wahr, Señora?" fuhr

er fort, sich an seine Frau wendend, die er in Folge einer seiner Grillen in Gegenwart Anderer immer Sie nannte.

„Martin," erwiederte sie, „in dieser Welt des Jammers ist nichts vollkommen. Das Leben ist eine Reise; weshalb uns da nach guten Gasthäusern sehnen, wo wir doch nur auf der Durchfahrt weilen sollen?"

„Nun, Señora, mag's auch immer nur auf der Durchfahrt sein; da meine kurze Durchfahrt zur Stunde bereits siebenundsiebenzig Jahre währt, ohne die, welche mir vielleicht noch zu Theil werden, so sage ich, daß ich glücklich bin, Dank Ihnen, Señora und meinem Malvenröschen. Wären meine Söhne nicht todt, so wäre ich's, der den Himmelskuchen gegessen hätte; indessen Niemand geht aus dieser Welt, ohne zu wissen, daß er darin gewesen ist."

„Sag', Gott sei Dank und nicht uns, Martin," erwiederte seine Frau.

„Ja, Señora, ja, Señora, kein Zweifel; das Gute kommt uns von Gott, aber von den Bienen der Honig," antwortete ihr Gatte.

„Verstehen Sie etwa das Glück nicht so, wie der Vater, Oheim?" fragte Clemencia den Abt.

„Allerdings nicht, liebe Tochter," antwortete

dieser; „ich glaube, das wahre Glück besteht darin, daß wir uns Flügel verschaffen, die uns nicht in die Wolken, sondern über dieselben hinaus erheben; denn die Wolken, in ihrer ungewissen und veränderlichen Richtung und ihren unbestimmten Formen sind, wenn auch in luftiger Sphäre schwebend, doch irdischen Ursprungs, und kehren zur Erde zurück."

„Nun, Bruder," meinte Don Martin, „es müßten Engelsflügel sein, denn die der Vögel, mein' ich, fliegen nicht so hoch. Was meinst Du, Pablo, der Du immer schweigst und mit offenem Munde dasitzest, wie eine ausgeschossene Kanone, nicht anders, als ob Du mit Semmelkrumen und Mohnsamen großgefüttert wärest? Habe ich nicht Recht und hat nicht mein Bruder Unrecht, der Alles außer Pistolenschußweite stellt?"

„Señor," antwortete Pablo, „wenn das Glück, wie Einer sich's träumt, außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, so ist es besser, wenn der Wunsch es nicht zergliedert und das Herz sich nicht danach sehnt."

„Pablo, Junge," antwortete sein Onkel, „ich glaube, das Latein, das Du nach Vorschrift meines Bruders verschlingst, macht Dich noch zum Verse-

schmied. Was Du da gesagt hast, ist ein gut gereimter Unsinn. Dir aber stehen diese kauderwälschen Redensarten wie den alten Weibern der Flitterkram."

Latein war für Don Martin der allgemeine Name für Alles, was Studium und Wissen hieß.

„Bruder," sagte der Abt, „was Du da sagst, ist nicht sehr zartfühlend und trifft auch nicht zu. Das Wissen kleidet Pablo eben so gut wie Jeden, der, wie er, eine große Fassungskraft, viel Verstand, eine hohe Seele und große Lernbegierde hat."

„Hör' einmal, Abt," antwortete Don Martin, „ich höre Dich immer vom Zartgefühl sprechen; das ist eine Lieblingsredensart von Dir. Willst Du mir nicht sagen, was Du unter dem Worte verstehst? Denn es will mir scheinen, als sähest Du es wie einen Carabinier an, der am Munde als Schildwache aufgestellt ist; ich muß Dir aber sagen, daß ich es nicht so verstehe, denn mein Mund ist ein Freihafen. Mit Deiner Bemühung, dem Pablo den Hirnschädel zurecht zu setzen, wird's gehen wie mit den Arbeiten der Frauen, Du wirst immer wieder von vorn anfangen müssen."

„Das Zartgefühl," erwiederte der Abt, „wie ein Schweizer Philosoph es erklärt, zeigt sich als

ein fortwährendes Opfer seiner selbst, das sich mit seinem eigenen Beifall begnügt und sich fremder Dankbarkeit entzieht; es ist eine Steigerung der Rücksichten und Artigkeiten gegen den Unglücklichen; die Verzeihung einer Beleidigung und die Vergeltung derselben durch eine Wohlthat; es ist eine Schmälerung der eigenen Rechte, die Verachtung des Scheines; es ist jene Selbstachtung, die uns nicht erlaubt, ohne Zeugen zu thun was man sich vor ihnen nicht erlauben würde; es ist das Festhalten am gegebenen Worte, welches die Freundschaft, die Liebe, die Achtung und selbst den Tod überdauert. Zartgefühl ist die Fortsetzung einer guten Handlungsweise auch gegen diejenigen, mit welchen wir uns entzweit und die Beziehungen abgebrochen haben, eine artige und so feine Aufmerksamkeit, daß sie nur von demjenigen, welchem sie gilt, errathen und gefühlt werden kann. Zartgefühl ist, wenn man die Verdienste eines Anwesenden feiert, indem man dieselben an einem Abwesenden lobt, wenn man eine zweite Wohlthat zurückweist, nachdem man die erste angenommen, wenn man sich mehr des Vergnügens Anderer als des eigenen freut. So, Bruder, erklärt Weiß das Zartgefühl. Ich möchte sein Wesen so erklären: es ist eine Blume, die ihre

Wurzeln im Herzen hat, die der Verstand auferzieht und die ihren herrlichen Duft von der Bildung empfängt."

„Bruder," sagte Don Martin, „das ist ein sublimirter Extract der Dinge; weniger Schaum und mehr Schokolade. Das Herz in der Hand und gutes Blut im Herzen, das ist Zartgefühl, wie ich es verstehe, oder auch die Frucht ohne die Blumen, wie Du sagen würdest."

„In Dir, Martin, findet das Zartgefühl so guten Boden, daß es üppig wenn auch ohne Cultur wächst. Wenn es keine duftigen Blumen erzeugt, so gibt es doch ausgezeichnete Früchte; aber es gibt Leute, Martin, deren Stämme für diese Frucht zu steril, deren Zweige für diese Blume zu trocken sind."

„Malvenröschen," sagte Don Martin, dessen Gedanken schon nicht mehr bei der Unterhaltung waren, die ihn nicht interessirte, „lang doch einmal den Zettel hervor, den Dir der Regenwurm aus schmutzigem Loche gegeben hat."

„Nein, Señor, nein, Señor," erwiederte Clemencia heiter, „den will ich aufheben, als ob er von Gold wäre."

„Das ist eine zwei Ellen lange Dummheit, Kind."

„Laß' sie doch, Martin," sagte Doña Brigida; „laß' doch Jeden machen, was ihm gut dünkt, wenn er sich gegen Gott und Dich nicht dadurch versündigt; das ist auch das wahre Zartgefühl. Sage ich aber nicht, daß Du Dich wie die Zeitungen in Alles mischen mußt?"

„Señora," erwiederte Don Martin, „die Zeitungen schleichen sich in anderer Leute Häuser mittelst der Küsterschlüssel, die ihnen das in Cadix geborene Kind*) gegeben hat; ich aber bekümmere mich nur um mein eigenes Haus. Aber ich bin schon still, Señora, weil Sie es befehlen; indessen so viel ist gewiß, wenn ich mich immer, wie Sie, in mein Schneckenhaus zurückzöge, so ginge Alles im Hause drunter und drüber. Wenn Sie in Ihrer Betcapelle sind, dann ist Ihnen alles Andere gleichgiltig, Señora. Kennen Sie aber nicht das Sprichwort: Vertrau' auf Gott und thu' das Deine?"

„Ich will Deinem Rathe folgen," sagte Doña Brigida mit gravitätischem Lächeln, „denn meine Cousine erwartet mich im Sprechzimmer der Frau Aebtissin."

---

*) Das heißt die Constitution von 1812.

Anm. d. Uebers.

Die Dame stand auf, ging in ihr Zimmer, verließ das Haus, und — unerhört! — ließ auf dem Stuhle den Schlüssel zu ihrem Betzimmer liegen, den sie immer bei sich trug und in welches niemals Jemand hineinkam als sie selbst.

„Nimm den Schlüssel," sagte Don Martin zu Clemencia, „und sieh' doch einmal zu, was in aller Welt die Mutter in ihrem Betzimmer verborgen hat, das ja versteckter ist als das Gold im Centrum der Erde."

„Señor," antwortete Clemencia, „Sie wissen, Mama will nicht, daß Jemand hineingeht."

„Geh', geh', ich befehle es Dir."

„Um Gotteswillen, Señor . . ."

„Was für ein großes Geheimniß kann sie denn da verbergen? Denk' doch nur einmal!"

„Es sei, was es wolle, wir müssen es achten."

„Nun hör' Einer! Wir müssen! Ich sage Dir, Frau Sittenpredigerin, thu' was ich Dir befehle und geh'."

„Sie befehlen mir das nicht, gewiß nicht."

„Nicht? Spreche ich etwa ausländisch? Ich befehl' es Dir, zum Kuckuck!"

„Es kann nicht sein!"

„Und warum, Malvenstarrköpfchen?"

„Weil Sie mir nicht einen großen Kummer werden machen wollen.“

„Was für einen? Den Kummer, die Nase in Mama's Betzimmer zu stecken?“

„Das nicht, denn ich würde nicht hingehen, sondern den Kummer, Ihnen ungehorsam sein zu müssen, Vater.“

In diesem Augenblicke trat Doña Brigida ein, um ihren Schlüssel zu holen, den sie vermißt hatte.

Don Martin erzählte ihr sofort, was vorgefallen war, und verklagte sein Malvenstarrköpfchen.

„Sie hat gethan, was sie mußte, Martin,“ sagte die ernste Dame; „fremden Willen und versiegelte Briefe muß man immer respectiren. Um Dich für die mir bewiesene Rücksicht zu belohnen,“ fügte sie zu Clemencia gewandt hinzu, „erlaube ich Dir, mein Betzimmer zu betreten.“

Sie reichte ihr den Schlüssel, Clemencia nahm ihn und machte sich sofort auf den Weg nach dem Betzimmer, das sich im obern Stocke befand.

Das Betzimmer war dunkel und nur von dem schwachen Lichte einer Lampe erhellt. Auf dem

Altare stand ein Bild der schmerzensreichen Jungfrau. Weiter unten am Fuße des Altars stand auf einem Piedestal von weißem Marmor ein Todtenkopf, und auf dem Sockel in schwarzen Buchstaben die Inschrift:

Was Du bist, bin ich gewesen,
Was ich jetzt bin, wirst Du sein.

Mit einer Empfindung des Grauens verließ Clemencia das Zimmer.

„Oheim," sagte sie zu dem Abt, als sie allein waren, nachdem sie ihm erzählt, was sie gesehen, „dort bringt die Mutter stundenlang eingeschlossen zu; ist das nicht eine seltsame und hypochondrische Grille? Muß man sich das Leben durch solche Anblicke verdüstern?"

„In der geistigen Ordnung der Dinge, liebe Tochter," antwortete der Abt, „sucht sich jedes Individuum den Weg, der ihm ansteht und für seine Gemüthsrichtung paßt; der Ernst schlägt den seinigen ein, die heitere Gelassenheit den ihrigen. Mögen beide sich hüten, einander ohne Achtung zu betrachten, und möge die Lilie bedenken, daß, wenn ihr Kleid weißer und ihr Duft süßer, der

schwarze Wipfel der ernsten Cypresse stärker und höher ist."

„Billigen Sie es also?"

„Warum sollte ich es nicht billigen, liebe Tochter?"

„Und würden Sie es etwa eben so machen?"

„Nein."

„Würden Sie es Jemand rathen?"

„Eben so wenig."

„Warum nicht, wenn Sie das doch billigen?"

„Weil es auf schwache und weiche Gemüther, denen das Schaurige widerstrebt, nicht dieselbe Wirkung hervorbringen würde, wie auf diejenigen, welche es aus eigenem innern Antriebe wählen. Aber unter allen Dingen, die sich der Mensch herausnimmt, ist nichts so gewöhnlich und zugleich so strafbar, als das, nicht nur über das Betragen sondern auch über die Empfindungen Anderer Richter sein zu wollen. Die Freiheit der Empfindung ist gewiß ein heiliges Menschenrecht! Jeden seinen eigenen Weg in geistiger Beziehung gehen zu lassen, wofern er nur den Pfad des Guten nicht verläßt, ist eine heilige Verpflichtung; denn die Einmischung in anderer Gefühle, die wir uns anmaßen, diese lächerliche

und ungeziemende Kritik derselben, ist ein unerträglicher Despotismus, ein großes Uebel und eine empörende Verwegenheit, die ganz außer der Regel ist in einem Jahrhunderte, wo man die Gedankenfreiheit so oft laut verkündet, so prahlerisch zur Schau trägt und so sehr mißbraucht.

Viertes Capitel.

Eines Abends rief Clemencia zwei kleine Mädchen zu sich, Enkelinnen Juana's, die ihr Leben in dem Hause zubrachten, welches sein Besitzer selbst, der so viele Eindringlinge in demselben sah und duldete, die Arche Noah's nannte.

Alle Kinder hingen mit begeisterter Liebe an Clemencia; denn Kinder besitzen einen Instinkt, der sie zu Allem zieht, was gut und schön ist, ein Beweis für die Erhabenheit der menschlichen Natur, welche Welt und Leben herabwürdigen, wenn die Seele nicht stark genug ist, ihrem schädlichen Einflusse zu widerstehen und es den Kindern in ihrer Bildungsperiode an guter Unterweisung und guten Beispielen fehlt, einem praktischen Gesetze von bei Weitem kräftigerer Wirkung als das geschriebene.

Das Wort deutet den Weg nur an, das Beispiel reißt auf demselben fort.

Auch Clemencia hatte die Kinder lieb gewonnen, denn die Kinder sind recht eigentlich die Heiterkeit der Welt. An ihrer Seite erscheint das Leben süßer und die Schrecken der Erde entfernter.

Wie weit sind diejenigen von dem unseligen Baume des Guten und Bösen entfernt, die noch nicht an seine Zweige reichen können! Und so groß ist der erhabene Zauber der Unschuld, daß er selbst auf die Unwissenheit einen Theilnahme erweckenden Reflex wirft. Man lernt rasch, man erwirbt bald Wissen, man vergißt nie; das Herz reinigt sich, der Kopf nicht. Der Glaube, welcher gegen gottlose Argumente kämpfen und sich hat vertheidigen müssen, ist wie die Jungfrau, die sich gegen die Angriffe eines frechen Verführers zu vertheidigen gehabt hat; sie kennt das Böse, wenn sie es auch verabscheut, und es ist noch besser, es nicht zu kennen, als es zu verabscheuen. Welcher wirklich überlegene Mensch, sein Glaube sei welcher er wolle, hat nicht zuweilen die einfache Unschuld beneidet? Welcher Seemann, der mit den Wellen kämpfte, ohne Pfad, immer von wüthenden und widrigen Winden hin und her getrieben, und vergebens einen sichern Grund suchend,

um seinen Anker auswerfen zu können, hat nicht die kleine Fischerbarke beneidet, die, ohne die Grenzen ihrer stillen Bucht zu überschreiten, den Leuchtthurm nicht aus dem Gesichte verliert, der ihr den Compaß und andere Instrumente der Wissenschaft entbehrlich macht? Und dennoch pflanzt man heut zu Tage das Wort Obscurantismus gleich einer beschimpfenden Fahne gegen diejenigen auf, welche glauben, daß im Wissen nicht die Moral, sondern die Verderbniß des großen Haufens liege. Hat nicht selbst Lord Byron gesagt: „Wir wissen, daß das Glück nicht im Wissen besteht, und daß die Wissenschaft nichts als ein Eintausch einer Unwissenheit gegen eine andere ist?" Wozu denn also die demüthige und glückliche Unwissenheit gegen die stolze und unzufriedene vertauschen?

Als Clemencia ihnen sagte, daß sie spazieren gehen sollten, hüpften die beiden Kinder vor Freude, und alle drei verabschiedeten sich hierauf von Doña Brigida.

„Und wohin gehst Du spazieren?" fragte die immer sich gleich bleibende Dame.

„In's Feld, Blumen zu pflücken."

„In's Feld? Ach Jesus! Das Feld ist für die

Wölfe; aber geh' mit Gott, mein Kind, wenn Dir's Vergnügen macht."

In der Thür stießen sie auf Don Martin, der mit seinem großen Mantel und seinem Schomberg-hute den ganzen Eingang versperrte. Als er Clemencia mit den Kindern sah, sagte er:

„Gott behüte Dich, aber nicht vor mir. Wohin geht's denn mit dem Gefolge, Regina angelorum?"

„In's Feld, Señor."

„Wohl gethan, geht und vertretet Euch die Beine und erheitert Euer Gemüth! Wenn ich könnte, ginge ich mit Dir; aber jetzt kann ich nicht mehr wie früher, der Wagen muß in seinem Geleise bleiben. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß ich hineingehe. Was trägst Du denn da im Arme, Mariquilla?" fügte er hinzu.

„Einen Hund," antwortete Clemencia.

„Einen ganz kleinen Hund," erwiederte lebhaft das Kind, „aber seine Mutter ist groß."

„Schweig', kleiner Frosch," sagte Don Martin; „Du bist wie die Grille, die man nicht auf zwei Schritt sieht, aber auf tausend Schritt hört. Der Morgen ist etwas heiß," fuhr er zu Clemencia gewandt fort; „die Sonne sticht, obwohl wir erst im

Februar sind. Der Matthiastag naht heran, der fünfundzwanzigste, dann tritt die Sonne in die schattigen Stellen und wärmt das kalte Wasser.*) Nun denn, geht mit Gott und kehrt mit Gott zurück. Wenn Du Dich links wendest, wirst Du sehen, wie schön meine Gerste steht, denn der Februar zieht die Gerste aus den Windeln."

Clemencia und die Kinder gingen eine Zeit lang durch das Feld, und betraten dann einen Weg, welcher mitten zwischen hohen Wänden von Agaven hinlief, zu deren Füßen dicht und in einander verschlungen Brombeeren, Spargelpflanzen, Geisblatt und Immergrün wuchsen, während zwischendurch die Klatschrosen ihre glühendrothen Gesichter mit dem schwarzen Auge und die Alteweiberlampen ihre Höcker erhoben.

Auf demselben Erdwalle standen zwei hohe Pinien. In den Schatten derselben setzte sich Clemencia mit ihrem kleinen Gefolge, um auszuruhen, und lauschte dem sanften Gemurmel ihrer melodischen Wipfel, das einen so unerklärlichen Zauber besitzt, bald traurig und fern her tönt wie ein Echo,

*) Bekanntlich schreibt auch in Deutschland das Volk dem genannten Tage dieselbe Bedeutung für den Witterungswechsel zu. Anm. d. Uebers.

welches schwach den tiefen und melancholischen Seufzer des Meeres wiederholt, bald unbestimmt und geheimnißvoll, wie bisweilen unerklärliche Stimmen im Herzen.

Das kleinste Mädchen brachte einen Vogel.

„Señorita," sagte die Aeltere, „Aniquilla thut dem Vogel weh, sie drückt ihn mit der Hand."

„O nein!" erwiederte die Jüngere; „ich halte die Hand nicht fest zu, ganz lose."

„Weißt Du, was ein Vogel ist?" fragte Clemencia das Kind.

„Ja," antwortete Mariquilla.

„Nun, was denn?"

„Trompeten sind die Vögelein,
Sie bieten aus dem Rohrgebüsch
Der Sonne Gottes guten Tag."

„Allerdings," sagte Clemencia lächelnd, „aber es sind auch kleine Geschöpfe Gottes."

„Und darf man die Thiere nicht tödten?"

„Nein, ohne Noth nicht, und auch dann muß man ihnen möglichst wenig Qual zufügen. Uebrigens darf nur Gott, der ihnen das Leben gegeben hat, es ihnen auch wieder nehmen. Laß den kleinen Vogel fliegen, Aniquilla, dann thust Du ein Werk der Barmherzigkeit."

Das Kind schwankte.

„Laß den Vogel los, die Señorita will es haben,“ sagte ihre ältere Schwester zu ihr.

„Ich habe ja die Hand offen und er will nicht fortfliegen.“

Clemencia streckte die Hand nach ihm aus und das Vögelchen flog froh davon.

„War Dir's nicht genug,“ sagte Clemencia zum Mädchen, „daß ich Dir sagte, Du thätest ein Werk der Barmherzigkeit? Weißt Du nicht, daß die Barmherzigkeit die erste aller Tugenden ist und sich auf Alles erstreckt, was leidet, wie Gottes Sonne über die ganze Welt?“

„Barmherzigkeit ist Almosen geben, nicht wahr, Señorita?“ fragte die Aeltere.

„Natürlich, das Almosen ist eine ihrer Wirkungen, und deshalb, lieben Kinder, gebt, gebt ohne Aufhören; denn mit dem Herzen in der Hand wird die Barmherzigkeit abgebildet, weil sie, wenn sie leer sind, nichts Anderes zu geben haben.“

„Wer nun aber nichts hat?“ sagte das Kind.

„Es ist ein seltener Fall, daß Jemand nicht noch einen Unglücklichern findet, als er, dem er etwas geben könnte, so wenig es auch sei; und das Wenige bei dem, welcher wenig hat, und die Absicht

bei dem, welcher nichts hat, trösten den Armen und sind Gott gefällig. Um Euch davon zu überzeugen, will ich Euch ein Beispiel erzählen."

Die Kinder horchten auf mit jener gespannten Aufmerksamkeit, womit Kinder die ersten Begriffe, die man ihnen von den Dingen gibt, und die ersten Gefühle, die sich in ihre Seelen prägen, in sich aufnehmen.

Die Pinien begannen noch sanfter zu murmeln und schienen mit ihrem leisen Lispeln der Natur Stillschweigen gebieten zu wollen, um das Wort Gottes zu hören; und selbst die kleinen Vögel hüpften von Zweig zu Zweig hernieder, als kämen sie, um zuzuhorchen.

Clemencia begann:

„Es war einmal eine Königin, die war so gut und tugendhaft, daß sie in Anbetracht der großen Sendung, welche Gott ihr aufgetragen, indem er das Scepter in ihre Hand legte, nur daran dachte, ihre Unterthanen tugendhaft, gottesfürchtig und glücklich zu machen, und so ihr Haupt mit einer weit schönern Krone schmückte, als die goldene, welche sie ererbt, und ihren Namen in die Herzen ihrer Unterthanen prägte, damit sie sie segneten, und in das Buch der Geschichte, damit die kommenden

Geschlechter sie bewunderten; denn ein guter König ist für die Völker eine Wohlthat Gottes, wie ein schlechter eine Züchtigung. Diese Königin nun, die so wohl auferzogen war in Gottes Geboten, wußte, daß sie auf ihrer hohen Stelle stand, um durch ihr Beispiel ihren Unterthanen eine große Lehre zu geben, und durch ihre Tugend dem Throne eine Zierde zu sein, sich selbst aber Achtung zu verschaffen. Sie ging in die Hospitäler und Armenhäuser, um über das Wohl der Unglücklichen zu wachen; sie verwandte ihre Einkünfte zu großen Unternehmungen für das Gedeihen des Landes, das Gott ihr zu regieren gegeben hatte, und verschaffte auf diese Weise vielen Unglücklichen Arbeit und Brot. Sie achtete die Priester sehr, befahl aber zugleich den Bischöfen, sie streng zu ermahnen, daß sie die allerfrömmsten Menschen wären. So wurde sie von Allen gesegnet wie eine Mutter, und angebetet wie ein Engel.

Diese große Königin setzte eine Belohnung aus für denjenigen, welcher im abgelaufenen Jahre das größte Werk der Barmherzigkeit gethan, indem sie glaubte, daß dies eine große praktische Lehre sei, welche ein jeder Verstand begreifen könnte.

Als nun Alle versammelt waren und die Kö-

nigin als Richterin auf ihrem Throne saß, trat Einer hervor und sagte, er habe in seinem Orte ein schönes Hospital für die Armen erbaut. Als die Königin dies hörte, wurde ihr Herz von Freude erfüllt und sie fragte, ob es fertig sei. Ja, Señora, antwortete der Gefragte, es fehlt nur noch im Giebelfelde die Steintafel mit der Inschrift, von wem und wann es erbaut ist. Die Königin dankte ihm und ein Zweiter trat vor. Dieser sagte, er habe auf seine Kosten einen Kirchhof in seinem Orte anlegen lassen, welcher keinen gehabt habe. Die tugendhafte Königin freute sich und fragte, ob er fertig sei, worauf Jener antwortete, es fehle nur noch, daß das schöne Pantheon vollendet würde, welches er in der Mitte für sich und seine Nachkommen erbauen lasse. Die Königin dankte ihm und es trat eine Dame vor und sagte, sie habe ein verwaistes Mädchen, welches fast vor Hunger gestorben sei, bei sich aufgenommen, erziehen lassen und wie ihre eigene Tochter behandelt. — Und hast Du sie bei Dir? fragte die Königin. — Ja, Señora, und ich liebe sie so sehr, daß ich mich nie von ihr trennen werde; sie ist so geschickt, daß sie mir die ganze Hauswirthschaft besorgt und mir mit Liebe und Eifer zur Hand geht. Die Königin lobte

dieses würdige Werk der Barmherzigkeit sehr, als man eine Bewegung unter den anwesenden Leuten hörte, die zur Seite traten, um einen Knaben durchzulassen, der schöner war wie die Sonne. Er zog eine arme zerlumpte alte Frau hinter sich her, die sich die größte Mühe gab, sich loszureißen und von dem mit Menschen angefüllten Orte zu fliehen. — Was will dieser schöne Knabe? fragte die Königin, die ihr Ohr, welches mehr das einer Mutter als einer Fürstin war, Niemandem verschloß, der sie zu sprechen wünschte. — Ich will, antwortete der Knabe mit großer Würde und Sanftmuth, Euerer Majestät diejenige zuführen, welche die heilige Belohnung, die Ihr für das größte Werk der Barmherzigkeit ausgesetzt habt, verdient hat. — Und wer ist es? fragte die Königin. — Es ist diese arme Alte, antwortete der Knabe. — Señora, rief die arme alte Frau, ganz verwirrt und geängstigt, ich habe nichts gethan, ich kann nichts thun, ich bin eine unglückliche Frau, die von Almosen lebt. — Und dennoch, sprach der Knabe mit ernster Stimme, hast Du die Belohnung verdient. — Was hat sie denn gethan? fragte die edle Königin, welche vor allen Dingen gerecht sein wollte. — Sie hat mir ein Stück Brot gegeben, sagte der Knabe. — Da

sehen Sie, Señora, rief die Alte ängstlich aus, da sehen Sie es, ein Stückchen Brot! — Ja, erwiederte der Knabe; aber wir waren allein und es war das einzige, das sie hatte. Gerührt reichte die Königin der guten Bettlerin die Belohnung, und der Knabe, der Gottes Sohn war, schwang sich auf zu den Himmelshöhen und segnete die große Königin, welche die Tugend belohnte, und die gute und demüthige Alte, welche den Lohn verdient hatte.

So seht Ihr also, meine Kinder, daß das Verdienst nicht in dem mehr oder weniger großen Werthe des Werkes besteht, sondern in den Umständen, unter welchen und den Gefühlen, mit welchen man es thut, und daß ein Stück Brot, für den, der nichts Anderes hat, und es sich sogar so zu sagen aus dem Munde nimmt, um es zu geben, in den Augen Gottes, welcher in die Herzen sieht, noch mehr ist, als ein laut verkündetes und gepriesenes Werk, das seine Belohnung in sich selbst trägt."

Fünftes Capitel.

Kaum war die Erzählung zu Ende, als sich in der Ferne ein mißtönendes und verworrenes Geschrei hören ließ. Clemencia horchte auf. Es waren viele Stimmen und von Zeit zu Zeit durchzuckte ein schrillendes Pfeifen die Luft.

„Was ist das?" . . . . sagte Clemencia aufstehend.

„Was soll es sein?" meinte Mariquilla, „die bösen Buben aus dem Dorfe, die sich herumtreiben."

„Das sind keine Knabenstimmen," erwiederte Clemencia, deren Herz heftig klopfte, als sie das Geschrei sich der Gegend, wo sie waren, nähern hörte, „ich fürchte . . . . ."

Sie vollendete den Satz nicht, denn schon rief deutlich eine rauhe, laute und angstvolle Stimme:

„Heda! Ein Stier!“

Ein entsetzliches Zittern überfiel die unglückliche Clemencia, während die Kleinen unter Ausrufen der Furcht sich an sie drängten und an ihren Kleidern festhielten.

Clemencia sah sich mit wirren Blicken nach irgend einem Rettungsmittel um, aber der Ort bot keins dar.

Der hohe, dicht bewachsene Erdwall erhob sich zu beiden Seiten des Weges wie eine vegetabilische Mauer, oben mit den Dornen der Agaven besetzt, wie steinerne Mauern mit eisernen Spitzen; der Weg, welcher tiefer lag als die anstoßenden Felder und zwischen beiden eingeschlossen war, dehnte sich unabsehbar zur Linken aus; von rechts her kam der Lärmen.

Wie aber auch fliehen, laufen, da die Unglückliche sich kaum auf den Füßen halten konnte? Wie die beiden kleinen Wesen verlassen, welche sich an sie anklammerten wie an ein Rettungsbrett? Und wenn sie es auch gewollt, wie lange würde es gedauert haben, daß die wüthende Bestie sie in ihrem schnellen Laufe eingeholt hätte?

„Wir sind verloren!“ stöhnte die zum Tode erschrockene Clemencia, indem sie die Hände faltete.

„Heilige Mutter von den Qualen, erbarme Dich unser! Thue ein Wunder für die Dir Ergebene und für diese unschuldigen Kinder! . . . . Deine Barmherzigkeit ist groß, und groß Deine Macht!“

Das Geschrei kam näher; schon tönte auf der trocknen Erde der rasselnde Hufschlag der dahersprengenden Pferde. Das Pfeifen und das Stimmengewirr drang gleich Nägeln in Clemencia's schwindelnden Kopf, und sie stand regunglos wie ein Bild des Schreckens.

In diesem Augenblick erschien am Eingange der Straße, den Kopf in die Höhe gerichtet und ihn schnell von einer Seite zur andern bewegend, wie ungewiß über die Richtung, die er einschlagen sollte, der Stier, dies entsetzliche Ungethüm, welches man so eifrig bemüht ist, noch grimmiger zu machen zum Vergnügen und zur Zerstreuung von Menschen, welche hochtönende Reden halten und Artikel schreiben zum Lobe der Cultur und der Art und Weise, das Volk moralisch zu machen und ihm mildere Sitten beizubringen! Clemencia lehnte starr und unbeweglich gegen die Brüstung des Erdwalles; die Lage war entsetzlich. Man hätte Clemencia retten können, indem man den Stier nach einer andern Richtung hintrieb;

aber versteckt durch den Erdwall, wie sie war, wußte Niemand, daß sie sich dort befand.

In diesem Augenblicke fing das Hündchen der Kleinen an zu bellen. Da erst bemerkte der Stier die Gruppe; dieser Anblick entschied seinen schwankenden Entschluß .... er stürzte darauf zu.

Clemencia schloß die Augen und sah nichts mehr; aber hinter dem Erdwalle hörte sie einen starken Fall zur Erde und einen Schrei: „Der Stier!“ sie fühlte sich von starken Armen ergriffen, in die Höhe gehoben und mit eiserner Faust zwischen das Brombeergestrüpp und an die andere Seite des Erdwalles gezogen, wo sie zu Boden fiel.

„Die Kinder!“ rief sie angstvoll. Aber eins nach dem andern fiel neben ihr nieder und hinterher sprang ein Mann; es war Pablo, heiter und ruhig, wie die Kraft, die sich glänzend in Thaten bewährt und sich nicht in prahlerischen Worten breit macht.

Als das Geschrei, daß ein Stier sich losgerissen, das Dorf in Allarm brachte, hatte Pablo sich die Richtung bezeichnen lassen, welche Clemencia eingeschlagen. Vom Verwalter begleitet, beide gut beritten, nahm er quer durch die Felder einen Richtweg, um den gefährlichen Paß zu untersuchen.

Sie kamen in dem Augenblicke an, wo der

Stier noch ungewiß schwankte. Pablo schwang sich vom Pferde, ergriff seinen Mantel, und sprang auf den Weg, zu welchem Zwecke er den Fuß auf einen hervortretenden Ast an dem Stamm der einen Pinie setzte, in ernster Gefahr, sich bei seinem kühnen Sprunge zu beschädigen.

Er hielt dem Stier, welcher, als er so plötzlich den unerwarteten Gegner vor sich niederfallen sah, still stand, den Mantel vor. Der Stier rannte auf ihn zu und mit bewunderswürdiger Geistesgegenwart und Gewandtheit schlang ihm Pablo den Mantel um die Hörner, hob, während das geblendete Thier sich abmühete, sich desselben zu entledigen, die ohnmächtige Clemencia mit kräftigem und raschem Griff in die Höhe, wo der Verwalter sie mit seinen starken Armen empfing; dasselbe that er mit den Kindern und benutzte alsdann seinerseits die rettende Hand seines treuen Dieners, um sich in Sicherheit zu bringen.

„Pablo!“ rief Clemencia aus und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Still!“ sagte ihr dieser in's Ohr.

Die Gefahr war noch nicht vorüber.

Ein tiefes Schweigen folgte den Worten, während dessen man nur das Schnauben der wilden

Bestie hörte, von der nur der Erdwall sie trennte, hinter welchem sie noch immer bemüht war, den Mantel von sich abzuschütteln. Einmal der Augendecke ledig, konnte der Stier, anstatt seinen Weg vorwärts zu verfolgen, umkehren und sich wieder in offenem Felde ganz in ihrer Nähe befinden.

Da hörte man von fern ein eintöniges und tactmäßiges Klingen, das näher und näher kam.

Es waren die Schellen der Lockstiere, welche man von dem Züchter geholt hatte, um den Stier wieder einzufangen. Bald nachher traten sie in ihrem einförmigen Trabe in die Gasse, und der Stier, verständiger als die Menschen, folgte ihnen, überdrüssig der nutzlosen Emancipation, von welcher er einen so schlechten Gebrauch machte und die ihm so wenig Vortheil gewährte.

Bald darauf verlor sich das melodische, so schreckenerregende und doch zugleich so tröstliche Klingen der Schellen allgemach in die Ferne und mit ihm die Gefahr, und endlich verschwamm der Klang in ein undeutliches, fernes, tiefes Murmeln.

Clemencia an allen Gliedern zitternd, schritt, vom Arme ihres Retters ergriffen, oder vielmehr an ihm hängend, einher.

„Pablo,“ sagte sie mit schwacher Stimme, „ich

danke Dir nicht, denn ich habe keine Worte; Du hast mir mehr als das Leben gegeben, Du hast mich vor dem entsetzlichsten Tode gerettet. O wie kalt sind alle Ausdrücke der Dankbarkeit, welche die Menschen erfunden haben, wie unfähig auszudrücken, was ich fühle!"

In diesem Augenblicke kamen mehrere Männer, gut beritten und mit Lanzen bewaffnet daher. Ihnen folgte, von vier Maulthieren gezogen, die Chaise, in welcher Don Martin saß, gewaltig schreiend und gesticulirend. Als er bei Clemencia ankam, ließ er halten und schloß sie in seine Arme. Die unglückliche Frau konnte nicht reden, sondern lehnte sich weinend und wie leblos an ihres Vaters Brust. Der Verwalter Miguel Gil erzählte schreiend das Vorgefallene den erstaunten und begeisterten Zuhörern.

„Ja, ja!" rief Don Martin entzückt aus, — „der Pablo ist ein ganzer Mann. Er kann freilich nicht so gut reden, wie ein Advocat, wenn's aber heißt: Hand an's Werk, dann ist er da. In schönen Worten ist er nicht bewandert, aber in muthigen Thaten zeigt er — beim Gott Bacchus! — daß das Blut der Guevara's in seinen Adern fließt. Ja, ja, Pablo, Du hast Dich hervorgethan, Donner=

wetter! Schwatzen und Maulaffen feil haben kann Jeder; aber was Du gethan hast, das können nur Männer, die Haare auf den Zähnen haben.

Jetzt fort, nach Hause, nach Hause, — und daß die Funken fliegen!" fügte er zum Kutscher gewandt hinzu, „denn das Kind hier wird ohnmächtig und man muß ihr schnell zur Ader lassen."

„Kind," sagte Doña Brigida, als sie zu Hause angekommen waren, „habe ich Dir nicht gesagt, das Feld sei für die Wölfe? Gott dem Herrn sei ewig Dank, Du bist noch gut davongekommen."

„Und der gebenedeiten Jungfrau von den Aengsten, der ich mich empfohlen habe, Mutter," erwiederte Clemencia.

„Gleich morgen, liebe Tochter, soll ihr ein Dankfest gefeiert werden," erwiederte Doña Brigida.

„Dabei aber den Dank nicht zu vergessen, den Du Pablo schuldig bist," sagte Don Martin, „den die heilige Jungfrau grade im rechten Augenblicke dorthin geführt hat, denn das war eine Fügung Gottes, es geschieht nichts ohne Gott."

Er erzählte darauf seiner Frau, was vorgefallen war.

„Ja, der Pablo ist edler als Gold!" sagte Doña Brigida nachdrücklich, und dieser schöne Aus-

druck hat auf dem Lande einen weit ausgedehntern Sinn als in der modernen Sprache, wo er nur eine Eigenschaft bezeichnet, während er auf dem Lande gleichsam das Wesen aller übrigen guten Eigenschaften in sich faßt.

„Was Pablo gethan hat, Vater,“ erwiederte Clemencia, „ist mehr als eine Heldenthat, es ist Selbstverleugnung.“

„Ja, ja, er verdient eine Krone,“ sagte Don Martin; „da ich aber keine habe, Pablo, so schenke ich Dir statt dessen den Rothschimmel Andaluz, damit er Dir zur Zierde gereicht, als das beste Pferd im ganzen Lande, und Du ihm, als der beste Reiter und der unerschrockenste Bursche in Andalusien.“

„Señor!“ rief Pablo aus, „den Schimmel nehme ich auf keinen Fall, es ist ja das beste Pferd, das Sie haben.“

„Hör' einmal, hast Du je gesehen, daß das, was ich schenke, das Schlechteste ist?“ erwiederte sein Oheim. „Das möcht' ich doch einmal sehen! Und bei wem wäre er denn wohl besser angebracht, he?“

„Für den Andaluz bekommen Sie ja auf dem Markte vierzigtausend Realen, Onkel.“

„Und wenn man mir vierzigtausend Piaster bietet, der Andaluz kommt nicht aus dem Hause; er ist für Dich. Ich will das Vergnügen haben, daß ihm Niemand den Rücken warm machen soll, als Du. Verstanden? Beim Gott Bacchus, der Andaluz soll sich unter Keinem brüsten als unter einem Guevara. Seh' Einer! Der Andaluz, der Staub in einer Kothpfütze macht!"

„Welche Verwegenheit!" sagte der Abt, „und dieses unglaubliche Wagestück hat die drei gerettet! Pablo, Du bewahrheitest ein altes schottisches Sprichwort, welches sagt: Das Klügste ist der Muth."

„I, so hol's der Teufel!" rief Don Martin aus. „Daß ich das Sprichwort nicht gekannt habe! Das heißt, den Sinn kannte ich, aber nicht die Fassung; ich werde es nicht vergessen."

„So sein Leben preiszugeben für einen so ungewissen Ausgang!" fuhr der Abt fort. „O, edler und blinder Ungestüm der Jugend!"

„Ich hätte sie auf jede Weise gerettet, Onkel," erwiederte Pablo.

„Ja, ja," rief Don Martin aus, „so vollbringt man Großthaten, indem man sein Leben preisgibt; wo nicht, so sind sie es nicht. Sieh, sieh, Herr Abt, auf Kosten seiner Haut ist Francisco Esteban

kühn gewesen.*) Solch einer Gefahr setzt sich der Körper aus, wenn die Seele leidet."

Juana und ihre Tochter hatten sich auf die Kinder gestürzt, sie in die Arme geschlossen und mit Thränen benetzt; jetzt aber eilten sie auf Pablo zu und umarmten ihn und küßten ihm die Hände mit jener expansiven und zärtlichen Begeisterung glühender Herzen.

„Denk' Einer!" rief Juana aus; „daß Seine Gnaden sich so in Gefahr setzten, um das Fräulein zu retten, die am Ende doch seine Cousine ist, das war schon eine muthige That wie wenige; aber daß er dasselbe für diese Kinderchen gethan hat, wahrlich, das müssen wir als eine große Güte von dem jungen Herrn anerkennen! Ei! wie ist das groß und heilig und was werden die Leute dazu sagen!"

„Ja, ja," fügte Don Martin hinzu, „bekannt wird's schon werden. Diesen Pablo schreckt nicht nur nichts zurück, es bringt ihn auch nicht einmal etwas aus der Fassung. Er verliert nie die Geistesgegenwart; daher kommt's denn, daß er, wenn die Gelegenheit sich bietet, wie heute, so große Dinge thut, daß er den König Du nennen kann."

*) Eine mir unverständliche, wahrscheinlich locale Anspielung. Anm. d. Uebers.

„Junger Herr," sagte die Mutter der kleinen Mädchen, „Eurer Gnaden sind meine Kinder mehr Dank schuldig als mir, die ich sie geboren. Gott vergelte es Ihnen so sehr, wie ich es Ihnen danke!"

Pablo entzog sich schnell, indem er sich entfernte, den Zeichen der Bewunderung und Dankbarkeit, deren Gegenstand er war.

In diesem Augenblicke trat raschen Schrittes die Tante Latrana ein, eine alte, dreiste Bettlerin, welche Don Martin fortwährend belagerte. Sie stürzte ächzend und weinend auf Clemencia zu; da aber Clemencia weit größer war als sie, konnte sie zum Glück nur ihre Taille umarmen.

„Ei, so schlag das Wetter drein!" sagte Don Martin, der zu vergnügt war, um sich zu ärgern; „keine Procession ohne einen Drachen.*) Wozu kommt Sie hierher, Tante Soundso?"

„Ich sollte nicht kommen, Señor, um mein Herzensfräulein zu sehen, die ich liebe, als hätt' ich sie geboren, die so freundlich ist gegen die Armen und aus deren Munde man nie im Leben auch nur ein böses Wort gehört hat? nicht wie andere Reiche,

*) Tarasoa, Bild einer Schlange oder eines auf einer Schlange sitzenden Weibes, welches am Frohnleichnamstage in der Procession mit herumgeführt wird. Anm. d. Uebers.

die sauerer sind als wilde Oliven! — Und dann komme ich auch, Señor Don Martin, damit Ew. Gnaden mir ein wenig Brot und Wein gebe, um meinen Magen wieder ein bischen herzustellen, denn vor Freude ist er mir ganz in Unordnung gekommen."

„Vor Freude ist Ihr der Magen in Unordnung gekommen? Ei so wahr der böse Feind lebt! Nun als Gegenmittel ist es wohl am besten, wenn man Ihr einen Verdruß macht, dann soll Sie einmal sehen, wie er wieder in's Geleise kommt. Hat man je solch einen schlauen Einfall gesehen!"

„Nun ja, Señor Don Martin, die Freude erschüttert den Körper eben so wie der Kummer."

„Es ist nichts weiter, als daß Sie die allerunverschämteste Bettlerin ist und nie genug bekommen kann; das Geld, welches man Ihr gibt, ist wie Wasser auf einen heißen Stein; immer ist Sie in der größten Dürftigkeit; Ihr nützt nichts."

„Wie soll mir's nützen, Señor? Kein Hund wird fett vom Lecken; soll mir das Brot, das Ew. Gnaden mir heute geben, etwa den Hunger von morgen stillen? Ach Señor Don Martin, der Hunger hat ein Ketzergesicht."

„Dann wird er Ihr wohl ähnlich sehen. Zu Ehren der Rettung meiner Tochter und zum Ruhme

der Heldenthat meines Neffen hatte ich gedacht, Ihr einen Piaster zu geben," sagte Don Martin, indem er ihr eine Peseta reichte.

„Und die sechzehn Realen, die noch fehlen, Señor Don Martin? Die bleiben Ew. Gnaden mir schuldig," sagte die Alte mit freundlicher Begierde.

„Die fordere Sie von Ihrer unverschämten Zunge, die Sie darum gebracht hat, denn wenn die anfängt zu schwatzen, so wirft sie alle Rücksicht über den Haufen. Habt Ihr verstanden, Tante Unverschämt? Und wisse Sie," — fügte Don Martin hinzu, ihr den Rücken wendend — „von der Hand in den Mund geht die Suppe verloren."

„Ei! wie wird der Herr doch über eine Kleinigkeit böse," brummte die Tante Latrana im Gehen; „nun, den Heiligen, der böse wird, straft man dadurch, daß man nicht mehr zu ihm betet."

Sechstes Capitel.

Don Martin wußte nichts von der Veränderung, die allmälig in Pablo vor sich gegangen war, und war auch nicht im Stande zu begreifen, auf welche Stufe der Bildung ihn die Lectüre, die Leitung seines Oheims und der Einfluß der Liebe zu einer Frau wie Clemencia geführt hatten. Die erstere hatte seinen Verstand bereichert, die zweite sein Urtheil und seinen Geschmack gebildet, und die dritte seine Gefühle veredelt und verfeinert; Gaben, die vereinigt jene hohe Bildung ausmachen, deren Viele sich rühmen, die aber Wenige besitzen. Don Martin ließ daher nach wie vor an seinem Neffen seine Fülle gutmüthiger Spöttereien aus; es war dies eine natürliche Herzenserleichterung für ihn, deren Opfer Alle wurden, ausgenommen seine Frau, sein Bruder und Malvenröschen.

Diejenigen aber, gegen welche er dies am weitesten trieb, waren die alten Bettlerinnen, die ihn fortwährend belagert hielten. Unter diesen waren einige im höchsten Grade unverschämt, und die Gespräche zwischen ihnen und Don Martin wären sicherlich würdig gewesen, von einem Stenographen aufgezeichnet zu werden.

Eine Hauptfigur unter ihnen spielte die uns schon bekannte Tante Latrana, welche Don Martin wegen ihrer Dreistigkeit, Unbescheidenheit und Undankbarkeit nicht ausstehen konnte, die er aber trotzdem doch immer unterstützte. Don Martin nannte sie die Raufboldin der alten Weiber von Villa-Maria. Dieser weibliche Cid war klein, von Statur schmächtig und theils in Folge ihrer bösen Gemüthsart, theils vor Alter abgemagert. Ihre Augen waren sanft, aber ihr Blick frech, ihr Mund eingefallen, wie um ihre spitze Nase, eine von denen, von welchen man zu sagen pflegt, daß man Dornen damit ausziehen kann, noch auffallender hervortreten zu lassen.

Der Groll, welchen Don Martin gegen sie hegte, schrieb sich von einer Gelegenheit her, wo einen Neffen von ihr, einen von den Tollköpfen des Dorfes, der sehr gewandt und aufgeweckt, aber ausschweifend und händelsüchtig war, das Loos ge-

troffen hatte, Soldat zu werden, und seine Tante zu Don Martin gekommen war, mit der Bitte ihn loszukaufen. Bei dieser Gelegenheit hatten Beide folgendes Gespräch mit einander:

„Señor," sagte die Tante Latrana mit den furchtbarsten Grimassen und den wüthendsten Geberden der Verzweiflung, „meinen Bernardo hat das Loos getroffen."

„Dann muß mit allen Glocken geläutet werden," antwortete Don Martin.

„Señor, seien Sie doch nicht so, sondern haben Sie Mitleid mit Ihrem Nächsten. Der Herzensjunge schickt mich hierher, um Euer Gnaden zu bitten, daß Sie ihm doch das Geld geben möchten, um einen Stellvertreter zu kaufen; es soll aber nur geliehen sein, er wird es Euer Gnaden pünktlich wieder bezahlen, sobald er nur ein klein Wenig in der Lotterie gewinnt."

„Eine schöne Sicherheit, das! Sieh' einer den Landstreicher! Daß der Windhund mager und langschwänzig ist, liegt doch in der Art. Sieh', sieh', nur geliehen! Sie ist mir noch das Geld schuldig, das ich Ihr gegeben habe, um Ihr Bohnenfeld zu besäen, und hat Sie etwa daran gedacht, es mir wiederzubezahlen?"

„Wer nichts hat, Señor, bezahlt nicht und leugnet auch seine Schuld nicht ab.“

„Hola!“

„Nun, es ist doch die Wahrheit, Señor! Wo nichts ist, da hat der König sein Recht verloren.“ *)

„Dafür nimmt aber auch der König den, der nichts hat, zum Soldaten — vorwärts marsch! Euer Neffe hat nichts zu thun und nichts zu leben; er ist ein Landstreicher und nirgends zu Hause. Für solche Faullenzer und Tagediebe, die ihr ganzes Leben verbummeln, paßt die bunte Jacke so schön wie das Oel zum Spinat.“

„Mein Bernardo ein Tagedieb? Señor! Er ist ja lebendiger und aufgeweckter als eine Knoblauchszwiebel.“

„Ein Strolch ist er, der sich herumtreibt und immerfort herumtreibt, aber nichts thut.“

„Machen doch Euer Gnaden keinen Spaß, sondern sehen Sie zu, daß Sie ihn mir loskaufen, wie Sie es mit dem Sohne des alten Gil gemacht haben.“

„Loskaufen? den Lump? Das käme mir auch

*) Spanisch: al que no tiene, el Rey lo hace libre, wer nichts hat, den macht der König frei.

Anm. d. Uebers.

grade recht! Und Sie kommt mir mit dem Gil, der seit Adams Zeiten ein redlicher Diener meines Hauses gewesen ist? Ich dächte gar!! — Sie kostet mir schon genug durch jede Krankheit, in welcher ich Sie verpflegen lasse."

„O, deshalb machen sich Euer Gnaden keine Sorgen; jetzt bin ich so gesund, so fett . . ."

„Fett? Ja, Sie sieht aus wie der Geist der Gefräßigkeit."

„Señor Don Martin, bedenken Sie, daß mein Neffe, der arme Junge, krank vor Aerger geworden ist."

„Desto besser; ein böser Sohn ist besser krank als gesund."

„Señor, legen Sie einem knieenden Esel nicht die doppelte Last auf. Glauben Euer Gnaden nur, daß des armen Jungen Brust ganz zerrissen ist von Seufzern, und im Gesichtchen hat er Furchen vor lauter Weinen."

„Komme Sie mir nicht mit Jammerbildern. Ja, der Esel, der nicht an den Sattel gewöhnt ist, beißt in den Schwanzriemen."

„Señor, Euer Gnaden sind ein so guter Christ, so mildthätig, Sie sind das Thränentuch der Unglücklichen."

„Bleibe Sie mir mit Ihrer Kriecherei vom Halse."

„Mein Herzensjunge hat nicht Fleisch genug auf dem Leibe für den Dienst des Königs; er ist schwach."

„Schwach? Ei so schlag' Dieser und Jener drein! Und er hat Kraft wie ein Stier!"

„Euer Gnaden sollten ihn nur sehen! Er ist so abgezehrt, so mager."

„Ja, ja; er erstickt in seinem Fette."

„Aber, Señor, er ist zu sauber und zu fein, um durch den Koth zu marschiren."

„Fein? Ja, wenn man mit dem Stock d'rein schlägt, fallen Eicheln herunter. Fein! Ein Lümmel ersten Ranges ist er!"

„Ein Lümmel! Mein Bernardo ein Lümmel? Er ist ja ein Moralist, Señor."

„Moralist? Und was ist denn ein Moralist, Tante Satira?"

„Ein Moralist ist ein Student, der viel studirt hat aus einem Buche, das die Moral heißt."

„Spreche Sie keinen Unsinn, Tante Klugschnabel; die Moral ist gar kein Buch."

„Nicht? Nun, was denn, Señor?"

„Die Moral ist eine gute Lehre ohne Gott, wie mein Bruder, der Abt, sagt."

„Ohne Gott? Ave Maria Purissima, Señor!"

„Nun ja, deshalb ist sie für den Verstand, wie die Lehre mit Gott für die Seele. Merke Sie sich das, damit Sie nicht wieder Unsinn spricht in einem Tone, als ob's ein Denkspruch wäre."

„Nun, mag die Lehre sein was sie will, mein Bernardo versteht Latein und hat auf den Notar studirt und wäre es auch geworden, wenn's ihm nicht an den Cuartos gefehlt hätte."

„Haha! Sie dachte wie's im Verse heißt:

Viel Federn hat das Vögelein
Und muß doch oft entbehren,
Und der Notar mit einer nur,
Kann Weib und Kind ernähren."

„Mein Bernardo weiß aber auch mehr als Seneca, Señor."

„Es wäre besser, er hätte gelernt, hinter dem Pfluge herzugehen."

„Nun, ich wollte ihn etwas lernen lassen, Señor; denn das Wissen schadet nicht, und man pflegt zu sagen: Reich kann wohl der Arme werden, doch kein Reicher Weisheit kaufen; bei alledem ist's aber doch ein Herzensjunge!"

„Ja, ein Herzensjunge! Daß Dich der gesalzene Thunfisch! . . . Ein Bursch, dem man den

Galgenvogel an der Nase ansieht! Ein Herzensjunge, der entweder beigesteckt ist oder gesucht wird, und der voriges Jahr wegen Zänkerei, und dies Jahr wegen Schlägerei einen Proceß gehabt hat."

„Den ihm falsche Zeugen zuwege gebracht haben, Señor; aber mancher kann Wasser in einen Kessel gießen und Niemand hört's, und wenn ein Anderer es auf Wolle gießt, so schallt's."

„Er ist auf frischer That ertappt, ich hab's gesehen."

„Ja, das war damals, vor langer lieber Zeit. Wozu rühren denn Euer Gnaden solche Kleinigkeiten von früher her auf, wenn sie nicht zur Sache gehören? Jedermann in dieser Welt hat seine schwache Seite, bei dem Einen ist sie groß, bei dem Andern klein."

„Ich rühre es auf, um Ihr zu sagen, daß Ihr Herzblatt von Neffe machen soll, daß er fortkommt, und zwar je eher je lieber, und Gott mög' ihm helfen und auch uns nicht vergessen."

„Glauben Euer Gnaden nur, daß mein Neffe ein Kleinod ist; Gott hat ihn mit großer Aufmerksamkeit geschaffen; und vor allen Dingen, Señor Don Martin, ist er meine Stütze."

„Wie kann denn der Blutsauger Ihre Stütze

sein, zum Kuckuck! Er ist der Strick, an dem Sie hängt. Lasse Sie ihn doch um Gotteswillen laufen."

„Ach nein, Señor; besser Gras und Disteln essen, als den Czako tragen. Also . . . Euer Gnaden wollen nichts für das Unglückskind thun?"

„Nichts, als ihm eine glückliche Reise wünschen."

„Señor, thun Sie es um Gotteswillen; der ist ein guter Zahler! . . ."

„Guter Werke, Tante Ueberlästig."

„Um der heiligen Jungfrau willen, Señor!"

Don Martin fing im Baßton an zu trällern, indem er zum Schluß den Trommelschlag nachmachte:

„'S ist nicht anders, mußt marschiren,
Mußt zum Regimente zieh'n,
Das Commißbrot heilt die Feigheit
Und das Kalbfell zähmt den Sinn.
Rataplan, plan, plan."

„Wozu," sagte Tante Latrana keck, „nützt Euer Gnaden denn das viele Geld?"

„Ei, so hol' der Teufel das unverschämte alte Weib," rief Don Martin ärgerlich aus. „Was, denkt Sie etwa, freche Creatur, daß meine Vorfahren mir meine Güter hinterlassen haben, um die Einkünfte in Stellvertretern für die Vagabunden und Taugenichtse von Villa-Maria anzulegen? Schlage Sie sich so etwas aus dem Sinn und lasse

Sie Ihren Moralisten von Neffen hingehen, wo er Disciplin lernt; das wird ihm eine bessere Bildungsschule sein, als die Wissenschaften zu lernen, die er immer fett erhalten muß wie gemästete Schweine; denn der Wind reinigt den Weizen und die Strafe das Laster, und lasse Sie mich in Frieden, wo nicht ... so ist's mit unserer Freundschaft aus."

„Der Freund, der nicht gibt, und das Messer, das nicht schneidet, mögen immerhin verloren gehen," brummte die Tante Latrana zwischen den Zähnen.

„Was brummt Sie da in den Bart?" fragte Don Martin.

„Nichts, Señor, als daß, wenn mein Neffe stirbt oder todtgeschossen wird, ich nicht in Euer Gnaden Haut stecken möchte, der ihm hätte helfen können und es nicht gethan hat. Wer einem Andern Böses schafft, der erwarte nichts Gutes."

Damit entfernte sich Tante Latrana, ihr Jammern verdoppelnd.

„Sie muß man entweder todtschlagen oder gewähren lassen," rief ihr Don Martin wüthend nach; „Sie wird einmal meiner Geduld ein Ende machen, aber obgleich Sie eine Frau und arm ist, wenn Sie nochmals Ihrer Zunge, die Ihr der Krebs abfressen müßte, den Zügel schießen läßt ...

werfe ich Ihr, so wahr ich Martin heiße, das erste, was mir in die Hände kommt, an den Kopf; jetzt ist Sie gewarnt, Tante Großmaul."

Aus diesem Vorfalle wird es der Leser begreiflich finden, daß, wenn Clemencia, an welcher die Armen eine kräftige Fürsprecherin hatten, sich bei Don Martin für Tante Latrana verwenden wollte, sie ihn nicht so geneigt fand, ihr zu Willen zu sein, als gewöhnlich.

„Vater," sagte sie eines Morgens zu ihm, „hier ist Tante Latrana, die Sie zu sprechen wünschte."

„Sag' ihr, ich sei taub," antwortete Don Martin.

„Sie sind es ja aber niemals, wenn die Armen Ihrer bedürfen."

„Nun, für diese Spitzbübin und ihre ganze Sippschaft bin ich es; denn das Holz, aus welchem die Latrana's geschnitten sind, ist auch nicht einmal zu Stiefelabsätzen gut."

„Was haben Ihnen denn die armen Leute gethan?"

„Was sie mir gethan haben? Ist's etwa nichts? Das unverschämte Weib, die viel verlangt und für nichts dankbar ist, die wie der Walfisch

Alles verschlingt und von nichts fett wird, die, wenn man nicht thut, was sie auf zudringliche Weise fordert, ein Basilisk wird! Wisse, daß diese Tante Waldweibchen, weil ich einen Neffen von ihr, einen Burschen, der nichtswürdiger ist als Geta, nicht von der Conscription loskaufen wollte, mir in's Gesicht Grobheiten gesagt, und mich hinter meinem Rücken heruntergemacht hat wie einen Rohrstock. Aber so geht es; sag' hundertmal Ja und einmal Nein, und Du hast nichts gethan."

„Aber, Vater, die arme Frau hat so viel zu tragen . . ."

„Und Du auch, Malvenröschen, nicht wahr? Nun, so laß das Gespenst eintreten; obgleich ihr Gutes zu thun eben so viel ist, als einem Esel die Füße waschen."

Clemencia ging und benachrichtigte die Tante Latrana, welche, als sie sie kommen sah, zu ihr sagte:

„Endlich kommen Euer Gnaden; Don Martin hat nicht daran gedacht, daß Hunger und vergebenes Hoffen den Menschen zur Verzweiflung bringen."

„Nun, was soll's, unausfüllbarer Schacht?" fragte Don Martin die Tante Latrana, als dieselbe mit einem Jammergesicht eintrat. „Weshalb steckt

Sie sich hinter meine Tochter? Sie braucht keine Binsen zum Schwimmen und keinen andern Beistand, als Ihre Unverschämtheit."

„Señor," antwortete die Alte, „meine Gevatterin, die Tante Machuca, schickt mich hierher, um Euer Gnaden zu sagen, daß die arme Frau recht krank ist, ob Euer Gnaden ihr nicht vielleicht etwas geben wollten, für ein Bischen warme Suppe."

„Bettelt Sie für die Tante Machuca? Das wundert mich nicht. Der Eine für den Andern, Pedro für Juan. Das ist auch so eine saubere Pflanze wie Sie, und Ihr Beide seid schlechter als die Perala, die alle Tage schlimmer wurde."

„Jesus, Señor, was haben Sie heute für eine böse Zunge! Meine Gevatterin lebt ja strenger als die Fastenzeit."

„Nun, das muß ich sagen! Ei ja wohl! Das Fleisch für den Teufel, die Knochen für Gott."

„Die Frau, Señor, kann Einen erbauen."

„Wen denn? mich nicht! Das Kreuz hat sie auf der Brust und den Teufel in ihren Thaten. Indessen, das Almosen ist nicht bloß für die Guten; hier ist eine Peseta für eine Suppe. Malvenröschen, sag', sie sollen ihr Erbsen und Speck geben;

jetzt mache Sie sich mit günstigem Winde davon und komme Sie nicht eher wieder, als bis ich Sie rufe; hört Sie?"

„Ja, Señor, und Gott lohn' es Ihnen."

Und mit jugendlicher Leichtigkeit verschwand die Alte.

Den Tag darauf erschien Tante Latrana mit dem gleichgiltigsten Gesicht wieder.

„Hab' ich Ihr nicht gesagt, Sie solle nicht wieder kommen, als bis ich Sie rufen ließe?" rief Don Martin ärgerlich aus.

„Ja, Señor, ja, Señor; aber hören mich Euer Gnaden nur an. Die Tante Machuca ist schlimmer."

„Dann würde Suppe ihr schaden."

„Nein, Señor, aber der Doctor hat ihr einen Trank verordnet von Magnesia, und der Jude von einem Apotheker will ihn nicht hergeben, wenn ich nicht sechs Realen bringe."

„Hier sind die sechs Realen; ich gebe sie Ihr unter der Bedingung, daß ich Sie nicht sehe."

Am folgenden Tage wiederholte sich dieselbe Scene.

„Wieder etwas?" rief Don Martin aus; „eine wahre Pferdefliege, das Weib!"

„Señor," erwiederte die Tante Latrana, ohne sich einschüchtern zu lassen, „meine Gevatterin muß die Sacramente haben."

„So gehe Sie zum Pfarrer."

„Aber wir brauchen ein paar Kerzen, den Altar damit zu schmücken."

„Hier hat Sie für die Kerzen und dann packe Sie sich, rasch und für immer."

Am folgenden Tage aber sah Don Martin plötzlich, wie vom Himmel geregnet, die Tante Latrana mit einem Leichenbittergesichte vor sich stehen.

„Tante Latrana, Tante Latrana!" rief er aus; „Sie will durchaus meiner Geduld ein Ende machen, zum Teufel!"

„Señor," sagte Tante Latrana mit kläglicher Stimme, „die Gevatterin ist todt."

„Halleluja! sie ruhe in Frieden. Weshalb kommt Sie denn nun jetzt?"

„Señor, eben deswegen . . . damit Sie die Barmherzigkeit haben, das Begräbniß für sie zu bezahlen."

„Das auch noch? Nun, das thue ich mit Vergnügen; also gebe Sie mir recht bald Gelegenheit, dasselbe Werk der Barmherzigkeit an Ihr auszu-

üben. Jetzt also, Tante Barrabas, auf Wiedersehn im Thale Josaphat." *)

Eitle Täuschung! denn am folgenden Morgen erschien Tante Latrana ganz unvermuthet.

„Was ist das?" rief Don Martin erstaunt aus; „Sie hier? Sie ist ja schlimmer als das zweitägige Fieber! Ei, so hol' Sie der Teufel!"

„Señor Don Martin, ich komme, weil meine Gevatterin . . ."

„Was ist's mit der Gevatterin?" fragte Don Martin außer sich.

„Die arme Frau, Señor . . ."

„Was kommt Sie mir mit der armen Frau? Ist die denn nicht todt?"

„Ja, Señor, aber . . ."

„Was aber und kein Ende! Habe ich nicht das Begräbniß für sie bezahlt?"

„Ja, Señor, aber . . ."

„Zum Teufel mit Ihrem aber... scheere Sie sich!"

„Ja, Señor, ich gehe schon; die Gevatterin ist nur . . ."

„Was ist sie? Zum Teufel, Sie macht mich neugierig."

„Sie ist wieder aufgelebt."

*) Das heißt: beim jüngsten Gericht. Anm. d. Uebers.

Clemencia und Pablo brachen in ein schallendes Gelächter aus; nicht so Don Martin, der wüthend wurde.

„Höre Sie einmal, Sie Ränkemacherin Sie," schrie er, „kommt Sie etwa, um für das Osterlamm zur Feier der Auferstehung zu betteln? So? Brauchen etwa die Armen nur sich lustig zu machen über die Reichen, die ihnen das Brot geben, ihr Thränentuch und ihre Väter sind? Hat man je eine unverschämtere alte Hexe gesehen! Wäre ich nur so gut auf den Beinen wie früher, so wahr ich Martin heiße, ich würfe Sie, den Kopf voran, auf die Straße; und wenn mein Neffe da nicht solch' ein Schaf wäre, er hätte es schon längst gethan."

Tante Latrana, die, wie wir wissen, Muth hatte und sich nicht leicht einschüchtern ließ, antwortete sehr keck:

„Nun ja, Señor, sie ist wieder aufgelebt, und wer kann dafür? Der Arzt sagt, es sei eine Sinnkufe*) gewesen."

„Gehe Sie zum Teufel mit Ihrer Sinnkufe."

„Señor, der Arzt sagt, man muß ihr ein Dutzend Blutegel setzen."

*) Sie will sagen Synkope (starke Ohnmacht).
Anm. d. Uebers.

„Ein Dutzend Nattern von anderthalb Ellen Länge!“

„Wenn sie ihr nicht gesetzt werden, Señor, stirbt sie gleich.“

„Ich habe ja das Begräbniß für sie bezahlt.“

„Wollen Sie sie denn sterben lassen, Señor?“

„Sie wird wohl wieder aufleben.“

„Señor, das ist Mangel an christlicher Liebe.“

„Was ist es, Lästerzunge? Mir wirft Sie Mangel an christlicher Liebe vor, während ich Ihr Ihre Bedürfnisse sogar schon im Voraus bezahlt habe!“

„Señor, halten Sie mich nicht auf, die Blutegel haben Eile.“

„Eile hat, daß Sie mir aus den Augen geht und Ihren unverschämten Mund hält! Zum Kuckuck! Wenn Sie von Kupfer wäre, gäb' es keine bessere Viehschelle in der ganzen Gegend.“

„Señor, wenn Euer Gnaden mir nicht das Geld für die Blutegel geben, haben Sie den Tod der guten Frau auf Ihrem Gewissen.“

Don Martin, der heftigen Charakters und bereits erbittert war, ergriff das Erste, was ihm in die Hände kam, ein Buch, das Clemencia gelesen hatte, und warf es nach der Alten.

„Da, unverschämtes Weib!“ rief er aus; „was der Kopf bekommt, davon schweigt der Mund.“

Pablo, der seines Oheims Geberde gesehen hatte, stürzte sich zwischen das Geschoß und das Ziel, nach welchem es gerichtet war, so daß das Buch, welches groß und solide eingebunden war, ihm an den Kopf flog und ihn verwundete. Das Blut floß.

Die Alte war verschwunden.

„Ach, Pablo! Pablo!“ rief Clemencia aus, indem sie auf ihren Vetter zusprang und das Blut mit ihrem Taschentuche stillte.

„Gott steh' mir bei, Martin!“ sagte Doña Brigida mit ihrem ernsten und ruhigen Tone, „wie läßt Du Dich von Deiner Gemüthsart hinreißen!“

„Verdammt seien meine Hände und verdammt meine Heftigkeit!“ rief Don Martin erschrocken aus. „Aber Pablo, bester Junge, was zum Teufel tratst Du auch dazwischen?“

„Ist es denn nicht besser, Alles bleibt im Hause, Onkel?“ antwortete Pablo lächelnd und süß bewegt durch das Interesse und die Sorgen, die Clemencia ihm bewies.

„Schickt zum Arzt,“ rief Don Martin. „Jesus! Pablo, mein Junge, ist's von Bedeutung? — Man

greife das verfluchte alte Weib und gebe ihr eine Tracht Schläge! — Wozu wirfst Du Dich aber auch zum Ritter solch' einer unverschämten alten Hexe auf, mein liebster, bester Pablo? — Lauft nach dem Wundarzt, Ihr Einfaltspinsel Ihr!" fügte er hinzu, sich zu den Dienern wendend, die herbeigeeilt waren, „lauft schnell! — Seid Ihr zurück? — Hängt das verfluchte alte Weib bei den Beinen auf! — Wer steckt aber auch den Finger zwischen Keil und Klotz, Pablo?"

„Der Arme that es, um Tante Latrana zu schützen," bemerkte Clemencia weinend.

„Trockne Deine Thränen, Malvenröschen," sagte Don Martin; „sieh', mir macht das Kummer, und ihn machst Du besorgt damit."

„Nein, nein, Señor," rief Pablo aus; „diese Thränen thun mir nicht wehe, sie thun mir wohl; aber die Sache hat gar nichts auf sich, beruhigen Sie sich, Señor. — Clemencia," fügte er halb leise hinzu, „das Blut, das ich verliere, ist ganz bezahlt durch den Beweis von Theilnahme, den Du mir gibst."

Pablo senkte den Kopf, nicht auf Clemencia's Schulter, sondern auf die des Dieners, der ihm

am nächsten stand, und wurde von einem leichten Schwindel ergriffen.

In diesem Augenblicke trat Doña Brigida gemächlich herzu und nahm aus einem Kästchen Charpie, Binden und sorgfältig zusammengelegte Compressen.

„Ach, Mutter!“ sagte Clemencia zitternd und unruhig, „er ist ohnmächtig; mein Gott! sollte er sterben?“

„Sei ohne Sorgen,“ antwortete die Dame, „das ist eine natürliche Folge des Blutverlustes; die Wunde ist weder bedeutend noch an einer gefährlichen Stelle.“

Hier kam der Wundarzt an, der das, was die Dame gesagt hatte, vollkommen bestätigte und anfing, die Wunde zu behandeln.

In diesem Augenblicke kam Pablo wieder zu sich und öffnete die Augen; als er aber Clemencia mit angstvollem und thränenbedecktem Gesichte vor ihm knien und ihm ihr in Weinessig getunktes Taschentuch zum Riechen bieten sah, schloß er sie wieder, fürchtend, beim Erwachen möchte die himmlische Erscheinung verschwinden, deren Nähe er fühlte und deren Thränen auf seine Hände fielen.

„Jetzt," sagte der Wundarzt, „muß er sich zu Bett legen und ihm zur Ader gelassen werden."

Der Patient wurde weggebracht. Doña Brigida und Juana waren vorangegangen, um sein Bett in Stand zu setzen; Don Martin und Clemencia blieben allein.

„Ich würde mir die Hand abschneiden," sagte der Erstere, „ja, ich würde sie mir abschneiden unter der Bedingung, daß mit demselben Messer dem verfluchten und vermaledeiten alten Weibe der Hals abgeschnitten würde!"

„Machen Sie sich keine Sorgen, Vater," erwiederte Clemencia; „der Wundarzt sagt ja, daß die Sache nichts zu bedeuten hat."

„Wer hätte denken sollen," fuhr Don Martin fort, „daß Pablo's Kopf, den ich für härter hielt als den Felsen von Gibraltar, weicher wäre als eine Frühfeige!"

„Pablo's Kopf hart, Señor?" rief Clemencia aus. „Pablo, der allernachgiebigste Mensch, Pablo, der so schnell und leicht begreift, sollte einen harten Kopf haben? Welch' ein Irrthum, Vater!"

„Hör', Malvenröschen, es will mir scheinen,

als hätte der Pablo durch das Loch im Kopf bei Dir einen Stein im Brette bekommen."

„Ja, ja," antwortete Clemencia offen und natürlich, „ich leugne es nicht; was er gethan, war edel und großmüthig."

„Laß die schönen Redensarten, Malvenröschen; was er gethan hat, war eine Eselei. Den Tag, als er sich zwischen Dich und den losgerissenen Stier warf und ihm seinen Mantel um die Hörner band, da hat er allerdings eine Heldenthat vollbracht, wie sie eines Mannes von Herz, eines Edelmannes würdig ist; aber sich zum Beschützer einer unverschämten alten Spitzbübin aufwerfen, das thut nur Don Quijote von La Mancha oder mein Neffe, der ein hundertmal größerer Don Quijote ist, als jener."

Don Martin gehörte zu den Leuten, in deren Leben die Gewohnheit die Haupttriebfeder ist, die wenn sie einmal etwas gethan haben, es täglich thun, ohne daß es ihnen einfällt, es einmal anders zu machen, und die, wenn sie sich eine Ansicht in den Kopf gesetzt haben, dabei bleiben, wenn auch der Anlaß derselben längst nicht mehr besteht. In Folge dessen war auch die Ansicht, welche Don

Martin aus dem ersten Anblick seines Neffen von demselben gewonnen hatte, unerschütterlich geblieben, ohne daß die mit Pablo vorgegangene Umwandlung irgend etwas daran hätte ändern können, und wenn man ihm hätte beweisen wollen, daß eine solche Umwandlung stattgefunden habe, so würde er die Achseln gezuckt und gesagt haben: „Geschwätz! Wollt' Ihr mich überreden, daß man aus einem Stück Holz Funken schlagen kann?"

Bevor Clemencia sich schlafen legte, ging sie zu Pablo, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Ich konnte nicht einschlafen, bis ich Dich gesehen hatte," sagte dieser; „ich wollte Dir sagen, daß ich dafür sorgen werde, daß die arme Frau, für welche Du Dich interessirst, unterstützt wird."

„Pablo," antwortete Clemencia, „ich hatte, aufrichtig gestanden, nicht wieder an sie gedacht; ich habe nur an Dich denken können und daran, daß Du für Deine edle That leiden mußt, und dieser Gedanke wird mich nicht schlafen lassen."

„Schlaf' nur, Clemencia, schlaf' ruhig und sanft, wie der Bach zwischen Blumen, denn Du

kannst glauben, daß ich nie eine süßere Nacht zugebracht haben werde, als die bevorstehende."

Unruhig und mißmüthig, ohne sich erklären zu können warum, verließ Clemencia Pablo's Zimmer.

Siebentes Capitel.

Die Theilnahme, welche Clemencia für Pablo gezeigt hatte und die Wärme, womit sie seine That pries, erweckten in Don Martin einen Gedanken, den er sich selbst wunderte, nicht früher gehabt zu haben, nämlich den, seine Schwiegertochter und seinen Neffen mit einander zu verheirathen.

Seiner Meinung nach war Pablo, — den er im Grunde liebte und schätzte, — der ein Guevara war, sehr viel von der Landwirthschaft verstand, einen guten Charakter und vortreffliche Sitten besaß und der sein Erbe sein sollte, grade der allerpassendste Mann, um sein Malvenröschen glücklich zu machen. Er überlegte auch, daß es Zeit sei, an eine Ausführung dieses Planes zu denken, da, wenn sein Bruder, der Abt, und er sterben sollten, seine Tochter in den schönsten Jahren ihres Lebens allein und

verlassen dastehen würde. Was ihm bei dem ganzen Plane am meisten zusagte, war, daß Clemencia sich nicht von ihm trennen würde; dieser Grund, bei welchem sein Egoismus in's Spiel kam, wog hundert Arrobas.

Don Martin war rasch in seinen Entschlüssen und schnell mit der Ausführung bei der Hand. Zwei Tage nachher also, da seine Frau zu ihrer Cousine, der Nonne, gegangen war, welche ihr hatte sagen lassen, daß sie Sprechstunde habe, sagte Don Martin zu Clemencia:

„Komm' einmal her, Malvenröschen, hier ganz nahe; ich habe Dir etwas zu sagen. Es sind jetzt über sechs Jahre, daß Dein Mann todt ist, nicht wahr?"

„Ja, Señor," antwortete Clemencia, schmerzlich und bitter berührt durch diese Erinnerung.

„Du bist über zweiundzwanzig Jahre alt, und Du mußt nothwendig daran denken, wieder zu heirathen, denn Du kannst doch am Ende nicht Dein ganzes Leben lang Wittwe bleiben, wie die in Deinem Garten." *)

---

*) Wittwe (Viuda) heißt eine Art weißer Trauben.
Anm. d. Uebers.

„Señor," antwortete Clemencia angstvoll . . . „um Gotteswillen! Denken Sie nicht daran! Wie und wo könnte ich besser und zufriedener leben, als an Ihrer und meines Onkels Seite?"

„Ja! Das sind ein paar schöne Stützen, ein paar rechte Beschützer! Eines schönen Tages, ehe Du Dich dessen verstehst, schließen wir die Augen, und dann stehst Du allein wie ein Spargelstengel."

„Haben Sie mir nicht oft gesagt, Señor: Die Seele, die allein, fühlt weder Lust noch Pein?"

„Ja, aber jetzt ist's Zeit, Lust zu fühlen, Malvenröschen."

Clemencia war schmerzlich berührt und erschrocken; der Gedanke an den Tod ihrer Eltern und ihres Oheims war ihr nie vor die Seele getreten, denn junge Leute denken zum Glück nie an den Tod der Alten, wenn sie dieselben lieben. Sie schwieg daher, denn sie wußte nichts zu antworten. Don Martin fuhr fort:

„Ich will die Freude haben, Dich, wenn ich sterbe, unter dem Schutze eines Mannes zu lassen, zu dem ich volles Vertrauen haben kann, und ich finde keinen, der mehr dazu geeignet wäre, als Pablo, dessen Verhältnisse alle vollkommen nach Wunsch sind. Dazu kommt noch die Annehmlichkeit,

daß wir uns nicht zu trennen brauchen, sondern auch ferner bei einander leben können. Was sagst Du dazu, Malvenröschen?"

Clemencia schwieg in großer Bestürzung.

Don Martin sah nicht ein, daß seine fortwährenden Spöttereien über Pablo, wenn sie auch auf eine überlegene und daher unabhängige Urtheilskraft, wie die seines Bruders, des Abts, ohne Eindruck hatten bleiben können, doch nothwendig auf ein biegsames jugendliches Gemüth, wie das Clemencia's, ungünstig gewirkt haben mußten.

„Steht Dir der Bräutigam nicht an?" fragte Don Martin lächelnd. „Ja, ja; mein Sohn war freilich ein hübscherer Bursch, aber bei diesem wirst Du's besser haben. Laß Deinen Irrthum fahren, Pablo ist ein rechter Mann, ein Ehrenmann, und ein Ehrenmann ist ein echter Edelmann. Du weißt, der Abt, der für Dich ein Orakel ist, nennt Pablo ein Kleinod. Was thuts, daß er es nicht versteht, sich an den Vatermördern zu zupfen, nicht französisch plappern kann, sich nicht pomadisirt und sich keine Parfüms in's Taschentuch gießt, wie die Gecken in der Stadt, eine Bande Affen, die ihre geschniegelte Person öfter im Spiegel besehen als die hübschen Mädchen, Schwindelköpfe, die alle in die Cortes

wollen, um sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen — hol's der Kuckuck! — ohne auch nur zu wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, um zu sterben, oder wo ihnen die Nase sitzt? Glaubst Du vielleicht, Kleine, daß solche Hallunken, solche Gelbschnäbel bessere Ehegatten abgeben würden als Pablo?"

„Nein, lieber Vater; das habe ich nie geglaubt," erwiederte Clemencia, „weil ich nie an Freier und an's Heirathen gedacht habe."

„Kind, das ist nicht recht; denn die Frau bedarf eines Schattens, und wenn Dir der meinige entgeht, so will ich Dir einen Baum geben, der Dir einen guten Schatten gewährt. Wisse, die Frau, die allein steht, ist wie ein Blatt ohne Stamm; der Mann allein ist wie ein Stamm ohne Blatt. Und da dem Pablo Vieles zu einem stattlichen Burschen fehlt, nun gut, so wollen wir die Trauung gegen Abend vornehmen lassen und dann, bei Nacht, sind alle Katzen grau."

Clemencia, welche sah, daß ihr Schwiegervater sich auf ein Gebiet ausdehnen wollte, wo seine Beredtsamkeit klar wie Wasser und grün*) wie Eppich war, unterbrach ihn schnell, indem sie lachend sagte:

*) Verde heißt im Spanischen grün und zweideutig, schlüpfrig. Anm. d. Uebers.

„Vater, die Ehen werden im Himmel geschlossen;*) wie kommen Sie heute dazu, an die Zukunft zu denken, die ja nicht drängt? Es ist noch Zeit genug dazu.“

„Ei, mein Kind, willst Du etwa, daß es mit Deiner Verheirathung so lange dauern soll, wie mit der des Onkel Porra; damit dauerte es dreißig Jahre und es kam nicht dazu.“

„Haben Sie mir nicht immer gesagt: Eh' Du freist, bedenke was Du thust? — Warum wollen Sie denn so plötzlich, daß ich mich verheirathen soll? Wie sind Sie denn heute mit einem Male zum Ehestifter geworden?“

„Wart', ich will Dich!“ — rief Don Martin aus. „Warum? . . . Weil ich Dein Vater bin, sein Oheim und Herr meines Vermögens, und weil ich wissen will, in wessen Händen ich es lasse, denn ich wünsche eben, daß das die Eurigen sein möchten. Ich spreche Dir von Verheirathung, weil ich Dein Bestes vor Augen habe und weil diese Heirath zu Eurem beiderseitigen Glücke ist; ich sage

*) Im Originale: Casamiento y mortaja, del cielo baja, Heirath und Todtenhemd kommen vom Himmel herunter.
Anm. d. Uebers.

es, weil ich es wünsche und damit Du nicht Dein ganzes Leben lang allein bleibst, wie eine Spargelstaude."

Die arme Clemencia war in der peinlichsten Verlegenheit; sie empfand eine außerordentliche Abneigung gegen die ihr vorgeschlagene Verbindung; indem sie sich jedoch über dieses unmotivirte Gefühl des Widerwillens, als über eine unverständige Grille und einen nicht zu entschuldigenden Eigensinn selbst Vorwürfe machte, antwortete sie sanft:

„Ich werde blindlings Alles thun, was Sie verlangen."

„Nein, meine Tochter, nicht blindlings; Du sollst die Augen aufmachen wie zwei Sonnen, um alle Vortheile dieser Heirath zu sehen und Dich zu überzeugen, daß Ehemänner wie Pablo sich nicht alle Tage finden. Ein Herz wie ein König, Blut wie ein Fürst, ein Vermögen wie ein Herzog und dazu noch einen Kopf so glatt wie ein Handschuh, (denn so hat ihn mein Bruder gemacht) — was willst Du noch mehr, Malvenröschen? Vielleicht so einen lockern Zeisig, wie mein Sohn?"

„Ich will nichts weiter, als Ihnen Freude machen, Vater," antwortete Clemencia.

„Meine Freude ist, was Dir frommt, Schätz-

chen; wenn Du also meine Freude willst, willst Du Dein Glück."

Bald darauf ging Clemencia auf ihr Zimmer und fing dort zwischen ihren Blumen und Vögeln bitterlich an zu weinen. Sie dachte daran, sich ihrem Oheim anzuvertrauen, aber die Erwägung, daß der treffliche Mann eine Verbindung, welche ihr widerstrebte, würde hindern wollen und daß dies ihrem Vater unangenehm sein würde, hielt sie davon ab.

Don Martin war bei Tisch so freundlich und gesprächig wie immer. Clemencia erschien bleich und mit verweinten Augen; aber Niemand achtete darauf, ausgenommen Pablo, der Alles, was ihm vorgelegt wurde, unangerührt ließ und bei sich selbst dachte:

„Sie hat geweint! Was mag ihr fehlen? Mein Gott! Sollte Jemand sie gekränkt haben?"

Er wagte es nicht, sie darum zu fragen; auch bemerkte Clemencia nicht, daß Pablo ihre veränderte Stimmung nicht entgangen war; denn in ihren Gedanken vertieft, richtete sie nicht einmal den Blick auf ihn.

Don Martin merkte von dem Allen nichts. Die Egoisten sind schlechte Beobachter, und Don

Martin besaß nicht nur diese Eigenschaft, sondern er gehörte auch zu der Gattung von Leuten, welche darauf bestehen, daß nach ihrer Pfeife getanzt werde. Wenn er übler Laune war, was (in Folge der nicht nach Verdienst gepriesenen und nicht nach ihrem ganzen Werth geschätzten vortrefflichen Eigenschaft der Spanier, sich in Laune und Stimmung täglich gleich zu bleiben) sehr selten und nie ohne Ursache geschah, — wenn er, sagen wir, übler Laune war, so schnob er Jedermann ohne Unterschied an und konnte es nicht leiden, wenn man lachte; war er dagegen heiterer oder wie er es nannte „schäkerhafter" Laune, so mußten Alle lustig sein und lachen und wenn auch Jemandem am Tage vorher der Vater gestorben war.

„Mir scheint, als hättest Du keinen Appetit, Pablo," sagte er.

„Nein, Señor," erwiederte dieser und fügte, um seines Oheims Neugier mit einem Male zu befriedigen, hinzu: „Das macht, ich habe auf der Meierei ein Stück geröstetes Brot gegessen."

„Ein Stück geröstetes Brot, so? Na, so viel ist noch dabei übrig.*) — Wer ist denn dort jetzt Müller?"

*) Das Wortspiel des Originals ist unübersetzlich. Anm. d. Uebers.

„Francisco Perez, Señor.“

„Habe ich Dir nicht gesagt, Du solltest den nicht nehmen? Warum hast Du ihn genommen?“

„Weil es ungerecht gewesen wäre, es nicht zu thun.“

„Ich kann's nicht leiden, wenn man an meinen Anordnungen mäkelt, und ich habe Dich darauf aufmerksam gemacht, daß der nicht allzu gewissenhaft ist.“

„Der Francisco Perez ist ehrlich, ich bürge für ihn; und dann wissen Sie ja, daß er die Mahlmetze empfängt und richtig abliefert.“

„Ja, ja, trau, schau wem. Der Wolf frißt auch die gezählten Schafe; überdies will ich keine Leute aus Villamartin.“

„Weshalb nicht, Señor?“

„Weil sie Alle Klötze und Dummköpfe sind.“

„Das ist ein gewöhnliches Vorurtheil, Señor.“

„Seh', Einer, was das für schönklingende Worte sind! Deine feinen Ausdrücke riechen nach Abhandlungen oder politischen Reden, Dein Mund wird nach und nach so fein, daß ich überzeugt bin, in Kurzem wirst Du Gerstenzucker anstatt Taback rauchen. Weißt Du denn etwa nicht, wie es den Villamartinern einmal gegangen ist, als sie ein prachtvolles Stiergefecht anstellen wollten, mit

Allem, was dazu gehört, Picadores, Espadas und einer Schaar von Banderilleros? Das Schlimme war, daß sie nur ein Pferd hatten und das war eine Schindmähre. Die erste Vorstellung fiel leidlich aus; am folgenden Abend aber wurden die Leute unruhig, rotteten sich zusammen und schrieen nach einem andern Klepper; denn sie wollten nicht, daß die Picadores wieder das Gerippe vom Abend vorher besteigen sollten. Was thut der Director? Er kündigt an, daß ein schöner Apfelschimmel erscheinen wird, steckt den Klepper, der schwarz war, in einen Kübel und übertüncht ihn mit Kalk und damit waren Alle äußerst zufrieden, und die Roßkämme meinten, der Apfelschimmel sei seine zwanzig Dublonen mehr werth, als der Schwarze. — Juana," fuhr Don Martin ohne Aufenthalt fort, „sag' doch der Köchin, daß diese Kaninchen in die Nase ziehen und das ist ein schlechter Weg in den Mund. Diese Nachlässigkeit kommt bloß daher, daß sie einen Bräutigam hat; sag' ihr, daß man nicht zween Herren zu gleicher Zeit dienen kann, daß eine Eselin mit Füllen nicht gradeaus in die Mühle geht und thu' ihr zu wissen, daß sie die Dummheiten unterwegs läßt oder sich packt. Du issest ja nicht, Sohn Pablo; thut Dir Deine Wunde weh?"

„Ei nein, Señor; wer denkt noch an die Wunde?"

„Ich, ... denn es thut mir leid, daß ich sie Dir zugefügt habe. Verdammtes altes Weib das! Hat das Wettermaul sich nicht unterfangen zu sagen, ich wäre Peter der Grausame und hätte sie ermorden wollen, nachdem ich sie mit Indulten überhäuft, wie sie sich ausdrückte."

„Sag nicht Alles, was Du willst, und Du wirst nichts zu hören bekommen, was Du nicht willst, Martin," sagte Doña Brigida, „denn es wird mancher Samen ausgestreut und geht verloren, was aber die Zunge ausstreut, niemals. Wenn Du Dich mit den frechen Weibern nicht in unnütze Erörterungen einließest, brauchtest Du Dich nicht über ihre Unverschämtheiten zu ärgern."

„Nein, Señora. Ich schweigen? Nein. Ich habe die Zunge zum Besen meines Herzens und weiter will ich nichts; so ist's seit meiner Geburt gewesen und so soll es bleiben, bis ich sterbe. Neulich begegnete ich ihr mit der Tante Machuca und der Tante Carrasca."

„Die drei Marien," rief Clemencia lachend aus, „denn diesen Namen führen sie alle drei."

„Ja, die drei Marien," erwiederte Don Martin,

Maria Satanas, Maria Barrabas und Maria von allen Teufeln. Nun, wollt Ihr wohl glauben, daß das unverschämte Weib mich anbettelte? Aber ich brauchte sie nur anzusehen und was für Blicke warf ich ihnen zu! Ich hasse und verabscheue diese Latrana, diese Machuca und diese Tarrasca, diese drei verschiedenen Personen, die zusammen eine einzige Indignität ausmachen.*)

„Bruder," sagte der Abt, „Chateaubriand sagt, der Haß, den wir gegen Andere hegen, schadet uns selbst mehr als ihnen."

„Das weiß ich zur Genüge," erwiederte Don Martin, „ohne daß es mich erst so ein Welscher zu lehren braucht; ich würde daher gern zwanzig Piaster drum geben, wenn diese Tante Waldweibchen mich verabscheute und noch zwanzig, wenn sie mir gefiele. Du Bruder, der Du alle Tage um Ausrottung der Ketzereien betest, weil sie Deine Feindinnen sind, laß' mich für die Ausrottung der unverschämten alten Weiber beten, welche die meinigen sind."

„Sprich nicht so viel gegen die alten Frauen, Martin, ich bin auch alt," sagte Doña Brigida gelassen.

*) Wortspiel zwischen indignidad (Nichtswürdigkeit) und divinidad (Gottheit). Anm. d. Uebers.

„Señora," erwiederte Don Martin, „für mich sind Sie heute noch eben so jung und schön wie an unserm Hochzeitstage."

„Nun, für mich bist Du ein alter Mann," erwiederte seine Frau, „und da mir diese gefallen, so hast Du recht daran gethan, alt zu werden."

„Nun, Señora, dann ist ja Alles gut und zur Zufriedenheit des Monarchen, und ich, jung oder alt, bin immer bereit zu thun, was Sie befehlen," antwortete der galante Gatte. „Pablo, Mensch, Du ißt nicht und trinkst nicht; es sieht ja aus, als ob Dir die Kehle zugeschnürt wäre. Seh' Einer den Menschen an! . . . verdaut so viele Bücher und kann nicht eine geröstete Brotschnitte vertragen! Wenn ich noch daran denke, wie fürchterlich Du essen konntest . . . . Du warst gar nicht zu sättigen, so daß ich oft zu Dir sagte: Iß, doch sieh' Dich vor, daß Du nicht platzest. Und jetzt ißt Du in einer Woche nicht so viel, wie damals in einer Sitzung!"

„Martin," sagte Doña Brigida, „als Pablo so viel aß, das war zu der Zeit, wo er uns besuchte, das ist zehn Jahre her; damals stand er auf dem Wachsthum, und wenn die Knaben wachsen, essen sie bekanntlich viel."

„Und deshalb ist er auch gewachsen wie Gras; das wächst Tag und Nacht," sagte Don Martin.

„Du bekümmerst Dich aber auch um Alles, Martin, selbst, ob die Personen, die an Deinem Tische sitzen, mehr oder weniger essen."

„Das macht, Señora, weil ein spanischer Mund sich nicht allein öffnen kann und weil ich nicht gern mit Leuten esse, welche die Kehlsucht haben; das Essen schmeckt mir nicht, wenn ich sehe, daß ein Anderer keinen Appetit hat. Es schmeckte mir besser, als Pablo so hinunterschlang, daß man ihm andeuten mußte, einzuhalten. Damals schlief er auch wie der heilige Johannes, dessen Schlaf drei Tage dauerte, und tiefer als ein Abgrund, so daß es der Stadttrompeter bedurfte, ihn aufzuwecken; jetzt sitzt er Nächte lang über den verwünschten Büchern. Beim gesalzenen Thunfisch! Wenn's noch um ein hübsches Mädchen wäre . . . ."

„Señor," unterbrach Clemencia ihren Schwiegervater, „Sie glauben also wirklich, daß das Lesen schädlich für den Magen ist?"

„Natürlich, Klugschnäbelchen," antwortete Don Martin; „was Dich betrifft, so werde ich Dir einen Doctorhut kaufen, wie den der heiligen Therese, und

darin wirst Du hübscher aussehen als diese auf dem Altar. Ich habe immer gesagt, daß die Bücher dem Magen die Wärme rauben. Sieh' nur einmal, Pablo, Du quälst Dich so ab über den alten Scharteken und weißt doch etwas nicht, was Dir wichtiger wäre als Alles, was Du aus dem Studium des Feinen lernst."

„Und was ist das, Señor?" fragte Pablo.

„Was der Erde mehr nützt, als der Segen des Bischofs."

„Wahrscheinlich der Gottes."

„Ei was! das, warum es sich handelt, ist von dieser Welt."

„Ich kann's nicht rathen, Onkel."

„Hab' ich's nicht gesagt? Wozu nützt's nun, all' das Latein hinunterzuschlingen und sich mit wunderlichen Ausdrücken vollzustopfen?"

„Bruder," sagte der Abt, „diese Frage erinnert mich durch ihre Aehnlichkeit an das, was einem valencianischen Recruten passirte, der in eine Stadt kam und in den ersten gut erleuchteten Laden ging, welcher sich seinen Blicken darbot. Es war zufällig eine Apotheke. Was ist hier zu verkaufen? fragte er. — Alles, antwortete der Apotheker. — Nun,

dann geben Sie mir ein Paar Bastschuhe," sagte der Recrut."

„Seht einmal, seht einmal," rief Don Martin aus, „seht einmal, was der Herr Abt uns da für eine Schnurre auftischt! Nun, ich freue mich, Bruder, daß das andalusische Blut Dir nicht in den Adern zu lauter Latein geworden ist. Lo que natus es, negar no potes;*) ja, ich habe auch für vorkommende Fälle noch einen Brocken Latein übrig."

Pablo und der Abt lachten.

„Was? Ist's nicht richtig gesagt? Nun, ich habe es so sagen hören; seitdem wird man wohl feineres Latein entdeckt haben, ich habe nichts dagegen. Aber ich thue Dir zu wissen, Bruder, daß für den Pablo die Bastschuhe des Recruten besser passen, als die Tränke des Apothekers. Also merke Dir, Pablo, und laß' Dir's nicht vergeblich gesagt sein: das, was dem Lande mehr nützt, als der Segen des Bischofs, ist eine Schaafhürde. Das ist so ein Spruch, Bruder, so eine Redensart; sei

*) Das ist, Du kannst Deinen Ursprung nicht verleugnen. Das Komische liegt darin, daß die Worte halb lateinisch, halb spanisch sind. Anm. d. Uebers.

mir deshalb nicht böse und nimm es nicht in der schlimmsten Bedeutung."

„Ich weiß schon, ich weiß schon, Martin," antwortete der Abt, „denkst Du etwa, ich werde Anstoß nehmen an Dingen, an welchen nichts Böses ist? Das bleibe den Pharisäern überlassen, Bruder."

Achtes Capitel.

Pablo konnte in jener Nacht nicht schlafen. Er war so unruhig! . . . Er empfand für Clemencia ein so tiefes und zärtliches Mitgefühl, und gegen denjenigen, welcher die Ursache ihrer Thränen sein konnte, einen so heftigen Zorn!

Am folgenden Tage aber wurde ihm Alles klar, als sein Oheim ihn zu sich in sein Geschäftszimmer rief und folgendermaßen zu ihm sprach:

„Pablo, Du bist achtundzwanzig Jahre alt und hast Augen im Kopfe.“

„Ja, Señor, Beides ist richtig,“ erwiederte Pablo, wie gewöhnlich kalt lächelnd bei den Späßen seines Onkels, die ihm nicht immer gefielen, ohne daß er sich doch dadurch, selbst wenn sie gegen ihn gerichtet waren, beleidigt fühlte; denn außer einem Gemüthe von engelgleicher Sanftmuth hatte Pablo

vor seinem Oheim die ungeheure physische und moralische Ueberlegenheit der Jugend und Intelligenz voraus.

„Nun, wenn das ist," fuhr Don Martin fort, „so wird Dir mein Malvenröschen kein Strohsack scheinen, nicht wahr?"

„Mir?" rief Pablo aus, ganz erschrocken über die Frage.

„Nun, Neffe, jetzt tritt der Fall ein, wo man sagen kann: Der Schlimmste von der Heerde und so weiter und so weiter, denn ich habe gedacht, Ihr sollt Euch heirathen, dann bleibt Alles im Hause."

Pablo war sprachlos. Nie hatte er sich ein solches Glück denken können! Sein Herz pochte vor unbeschreiblicher Freude; plötzlich aber hielt dieses Pochen inne, denn sofort erkannte er mit seinem klaren Verstande und seinem bescheidenen Charakter, daß die Thränen, welche Clemencia vergossen, keinen andern Ursprung hatten und haben konnten als ihre Abneigung gegen einen derartigen von seinem Oheim ihr gemachten Vorschlag, und um sich dessen zu vergewissern, fragte er diesen:

„Aber, Señor, Ihr Plan könnte Clemencia nicht gefallen; wissen Sie etwa, was sie sagen würde?"

„Das weiß ich, mein werther Herr," antwortete Don Martin; „das Erste, was ich that, war, daß ich es ihr sagte."

„Und was antwortete sie?" fragte Pablo mit Spannung.

„Ei! was sollte sie antworten? Ja, antwortete sie. Findet man etwa Freier wie Du auf der Straße? Hat der Majoratsherr des Hauses Guevara, auch wenn er, wie wir annehmen wollen, nicht besonders hübsch wäre, etwa ein Nein zu befürchten? Ueberdies wußte mein Malvenröschen, daß ich es wünschte."

„Und sie hat ja gesagt?" fragte Pablo dringend.

„Spreche ich etwa nicht spanisch, Freund? Ich sage Dir ja, daß ich mit ihr zuerst darüber gesprochen habe; denn was Dich betrifft, so wußte ich wohl, daß Du nicht nein sagen würdest."

„Nun dann, ich bedaure, es Ihnen sagen zu müssen, Onkel," — erwiederte Pablo ruhig und bestimmt — „aber Sie haben sich getäuscht."

Auch der in der Darstellung des Charakteristischen geübteste Künstler ist nicht im Stande, ein Gesicht mit einem markirtern und energischern Aus-

drucke des Schreckens zu malen als das Don Martin's bei den Worten seines Neffen.

Beide schwiegen längere Zeit. Gleich dem klugen Seemann, der im Augenblicke der Windstille, welche dem Sturme vorhergeht, die Segel streicht und festbindet, und sich dadurch vorbereitet, den Sturm zu bestehen, ohne ihm Widerstand leisten oder weichen zu müssen, so waffnete sich Pablo gleichzeitig mit Geduld und Festigkeit. „Arme Clemencia! . . .“ dachte er, „Du Engel, der sich mit einem Lächeln einem Wunsche opfert, den er achtet, und weint ohne andere Zeugen als seine Blumen, welche beim Anblick seiner Thränen welken! Ich werde Deine Nachgiebigkeit nicht mißbrauchen, weil Du gehorsam bist, ich werde Deinen Willen nicht unterjochen, weil Du fügsam bist, ich werde Deine freie Wahl nicht beschränken, weil Du schwach bist! Nein; immer wirst Du an mir Einen finden, der Dich standhaft vertheidigt, und wäre es auch gegen mein eigenes Herz.“

„Wie!“ rief endlich Don Martin aus, „Du schlägst eine Ponce de Leon aus, die Wittwe Deines Vetters, meine Tochter, die zweiundzwanzig Jahre alt ist, aussieht wie eine heilige Rosa und die Tugenden einer heiligen Rita hat? Und warum?“

„Señor, ich erkenne Clemencia's überwiegende Vortrefflichkeit eben so sehr und noch mehr an, als Sie, und eben deshalb bin ich überzeugt, daß sie die Gattin eines Bessern als ich zu werden verdient."

„Das mach' einem Andern weiß! Willst Du mich glauben machen, daß Du das Gericht, welches Dir dargeboten wird, darum verschmähst, weil es zu gut, und die Partie, welche man Dir vorschlägt, weil sie zu vortheilhaft ist? Laß doch die Sache an Dich kommen! Was verschlägt's, ob Du eine gute Waare bist, wenn Du Dich gut verkaufst?"

Pablo war einen Augenblick ungewiß, was er erwiedern sollte. Er wußte, daß sein Onkel den wahren Grund, der ihn zu seiner Weigerung bewog, weder zu würdigen wissen, noch anerkennen würde, und da er keinen andern vorzubringen wußte, sagte er lakonisch:

„Señor, die Sache ist, daß ich nicht heirathen kann."

„Aber ... warum? Heraus mit der Sprache! Warum?"

„Ich habe meine gewichtigen Gründe, Onkel, und wünschte, daß Sie mich nicht fragen."

„Hast Du vielleicht, ohne daß ich es wüßte, irgend ein unerlaubtes Verhältniß?"

„Nein, Señor," rief Pablo mit allem Nachdruck der Aufrichtigkeit und mit zur Schau getragenem Widerwillen aus.

„Bist Du etwa krank?"

Pablo schwieg einen Augenblick, dann antwortete er:

„Ich glaube, ja, Señor, und wenn ich es noch nicht bin, so fürchte ich doch es zu werden. Sie wissen, daß mein Bruder an einem Brustleiden starb, ich glaube, auch meine Brust ist nicht stark, und die Aerzte haben mir gerathen, mich nicht eher zu verheirathen, als bis ich kräftiger geworden sei, weil ich mich der Gefahr aussetze, schwache und kränkliche Kinder zu bekommen."

„Und was für ein Quacksalber hat Dir diesen Unsinn gesagt?"

„Ein Arzt aus Sevilla."

„Ich setze meine Nase zum Pfande, daß es so ein Windbeutel von Homöopath gewesen ist." *)

„Es ist, Señor, ein sehr kenntnißreicher und erfahrener Arzt, sein System sei, welches es wolle."

---

*) Im Original ein niedliches aber unübersetzliches Wortspiel: un homeopato ó un homeoganso. Die beiden letzten Silben jedes Wortes pato und ganso, bedeuten beide: der Gänserich. Anm. d. Uebers.

„Aber Du . . . was fühlst Du?“ fragte Don Martin, der ein Streiter war, welcher nicht leicht losließ.

„Señor,“ — antwortete der arme Pablo, der des Drängens seines Onkels überdrüssig war und doch jetzt nicht mehr zurück konnte, — „ich fühle mich nicht grade krank, aber auch nicht vollkommen gesund; ich bin schlaff, zuweilen fühle ich mich schwach, zuweilen habe ich Beklemmungen in der Brust und das Athmen wird mir schwer.“

„Schwach?“ rief Don Martin aus. „Ei, so müßte doch Dieser und Jener dreinschlagen! Ein Kerl, der ein Stück Vieh wie ein Kartenhaus niederschlägt und ein ungezähmtes Füllen bändigt, als wär's ein lendenlahmer Esel! Du schwach? — und ich bin überzeugt, wenn Dir's einfiele, eine der Säulen des Hofes umzureißen, wir würden alle zerquetscht wie die Philister.“

„Señor, mein Bruder ritt auch Füllen zu und schlug Vieh nieder, und starb doch an der Schwindsucht. Man hat mir eine vorbeugende Diät verordnet.“

Pablo verschwieg, daß seines Bruders Krankheit durch einen Fall vom Pferde herab auf die Brust entstanden war.

„Diät! Du, ein zweiter Bernardo, willst eine Cur mit Dir anfangen? Das hole der Teufel! Kennst Du etwa das Sprichwort nicht: ein Hemd, das oft gewaschen wird, und ein Leib, der viel an sich curirt, dauern beide nicht lange?"

„Bedenken Sie, Señor," sagte Pablo mit Festigkeit, „daß sich der Mensch in keiner Sache weniger fremden Eingebungen unterwerfen darf als im Punkt des Heirathens."

Don Martin schwieg; er war nicht überzeugt, andererseits aber sah er nicht ein, daß ein anderer Beweggrund für Pablo's auffallendes Betragen vorhanden sein konnte.

„Seh' Einer!" — dachte er — „ein Bursch wie ein Fockmast, ein Hühne so groß wie eine Pinie, will kränklich sein und den Licentiaten Glasmann*) spielen! Setzt sich in den Kopf, daß er die Schwindsucht hat, und hat Schultern so breit wie ein Exercierplatz und eine Brust wie ein Kropftäuber! Solch' ein Unsinn! Dahinter steckt etwas! Was gilt's, dem benehm' ich noch die Furcht, lock' ihm das Geheimniß ab und entdecke den Knoten."

---

*) Der Held einer Novelle von Cervantes, der sich einbildet, von Glas zu sein. Anm. d. Uebers.

Und so kehrte der despotische und hartnäckige alte Herr mit frischen Waffen zum Kampfe zurück.

„Ich hatte gedacht,“ sagte er, „daß sich auf die Art, welche ich Dir angegeben, alle meine Nachlaßangelegenheiten am besten ordnen lassen würden. Da sich aber jetzt herausstellt, daß Du, den ich für stark wie einen Felsen, für einen zweiten Bernardo hielt, ein Getreidehalm bist, schwächlich wie eine Nonne, ängstlich wie ein altes Weib, und nicht heirathen kannst, aus Furcht, daß Deine Kinder Kretins werden, so muß ich Dir erklären, daß, da Clemencia meine Schwiegertochter ist, die ich wie mein eigenes Kind liebe, ich ihr — sowohl aus Gerechtigkeitsgefühl wie aus Zuneigung — nicht nur mein gesammtes freies Vermögen, sondern auch die Hälfte des Majorats hinterlasse, über welche ich nach heutigem Gesetz verfügen kann.“

Pablo athmete auf, als er die Frage auf dies Gebiet hinübergeführt sah.

„Onkel,“ rief er mit lebhafter Bewegung aus, „nichts ist gerechter, natürlicher, gebührender. Wenn Sie nicht daran gedacht hätten, würde ich Sie daran erinnert und Sie gebeten haben, es zu thun.“

Weit entfernt, die edle Gesinnung, von welcher Pablo's Antwort Zeugniß gab, zu würdigen, gerieth

Don Martin, schon verdrießlich und nunmehr auch aus seinen letzten Verschanzungen hinausgeschlagen, in Zorn, weil er glaubte, Pablo zeige aus Aerger eine verächtliche Gleichgiltigkeit gegen die von ihm zu erwartende Erbschaft. In seiner Erbitterung sprach er daher die Drohung gegen ihn aus:

„Vielleicht wird es mir auch jetzt, wo Alles auf den Kopf gestellt ist, nicht schwer werden, die königliche Ermächtigung zu erwirken, ihr Alles hinterlassen zu dürfen."

„O, wenn Sie dies doch thäten!" antwortete Pablo mit aufrichtigem Wohlwollen, welches Don Martin vollständig verwirrte; denn er hatte keine Ahnung von dem Beweggrunde der Handlungsweise seines Neffen, und hätte er sie auch gehabt, so hätte er es nicht geglaubt, da der gute alte Herr nicht begreifen konnte, daß man aus Liebe auf die Liebe verzichten kann.

„Sieh', Pablo," sagte er, indem er zornig vom Stuhle aufstand, „ich habe Dich nie für sehr klug gehalten, auch nicht nach den großen Massen von Latein, die Du nach Verordnung meines Bruders hinuntergeschlungen hast; aber für einen solchen Esel hab' ich Dich, bei Gott! nicht gehalten.

Schreib' Dir die Folgen selbst zu; denn wer zum eigenen Schaden wählt, der klage nicht, wie's Loos auch fällt."

Und damit ging er schnaubend hinaus.

Zum ersten Male in seinem Leben war Don Martin in Verlegenheit; er wußte nicht, wie er sich aus der Sache herausziehen und seine geliebte Clemencia enttäuschen sollte. Der Zauber, welchen sein Malvenröschen auf ihn ausübte, war so groß, daß er in seinem achtundsiebenzigsten Jahre sich zum ersten Male entschloß, aus Zartgefühl etwas zu verschweigen, denn dieses Etwas war eine Zurücksetzung seiner Tochter. Aber diese an und für sich schon so aufregende und nun in seiner Brust hermetisch verschlossene Angelegenheit drohte ihn zu ersticken, erfüllte ihn mit Unruhe, brachte ihn außer sich und bewirkte, daß er, als er sich allein sah, seiner Galle gegen Pablo in folgenden Ausdrücken Luft machte:

„Ich einen Aerger, den ich verbeißen muß! In meinem ganzen Leben bin ich nicht in solcher Lage gewesen. Und das bloß durch diesen Pablo, diesen Rangen, der dicker ist als ein Quaderstein und kräftiger als eine Eiche, diesen verteufelten eingebildeten Kranken, der, weil irgend ein Quacksalber

ihm das gesagt hat, blindlings glaubt, daß seine Kinder eine Krankheit erben werden, an welcher der Vater nicht leidet! Sein Vater war immer stämmiger als eine Steineiche, und das ist auch der Sohn; er hat tausend tollkühne Streiche gemacht und das thut auch der Sohn, denn es ist eine bekannte Sache, wo die Ziege hinüberspringt, da springt auch das Zicklein. Schlage der Teufel drein! Das ist ja gar nicht zu glauben! Sollte ihm mein Töchterchen nicht anstehen? Das ist ja unmöglich; er müßte ja anstatt der Augen zwei Glasfenster im Kopfe haben, und anstatt des Herzens einen Ziegelstein in der Brust! Nein, nichts dergleichen; die Sache ist, daß er seine Bestimmung verfehlt hat. Er hätte Bettelmönch werden müssen, da er keine Frau und keine Erbschaft haben will."

Leute, die entweder aus angenommener Höflichkeit oder aus natürlicher Gutmüthigkeit gern nachgeben, laufen in dieser bösen Welt, wo Alles gemißbraucht wird, Gefahr, daß man auch ihre Nachgiebigkeit mißbraucht, und daß es zuletzt als unmöglich angesehen oder wenigstens für Ungehorsam erklärt wird, wenn sie sich unter besondern Umständen, wo ihre Ueberzeugung sie dazu nöthigt, fremdem Willen widersetzen, und daß man, wenn sie einmal das

Recht ihrer Persönlichkeit geltend machen wollen, darüber schreit, als wäre dieses Recht eine Usurpation.

Als Clemencia sah, daß ihr Vater nichts sagte, hoffte sie, er habe von seinem Vorhaben Abstand genommen, und mit der Hoffnung, daß dem so sei, lebte auch in ihrem Herzen die Heiterkeit wieder auf. Daß Pablo ihre Hand hätte ausschlagen können, kam ihr nie in den Sinn, theils in Folge jenes geheimen Instinktes der Frauen, vermöge dessen sie den Eindruck, welchen sie machen, stets bemerken, auch wenn derselbe ihnen unangenehm ist, theils weil sie es für unmöglich hielt, daß Pablo sich dem Willen seines Oheims widersetzen könnte.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen sprach Don Martin abermals mit seinem Neffen, und fand denselben eben so fest und entschieden in seiner Weigerung, wie das erste Mal. Hierauf sagte er mit jenem Zartgefühl, welches die wahre Zuneigung eingibt, zu seiner Schwiegertochter:

„Malvenröschen, ich habe bemerkt, daß mein Plan Dir nicht zusagte; sprechen wir also nicht mehr davon. Trenne Dich nicht von mir, übrigens

thu' ganz nach Deinem Willen, denn wenn ich sterbe, sei außer Sorgen."

„O, Vater!" rief Clemencia aus, indem ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Ich will damit nicht sagen, daß Du mich nicht betrauern sollst; ich weiß wohl, daß Du mich betrauern wirst. Aber, liebe Tochter, wir Alten müssen fort, und eine sorgenfreie Lage mindert den Schmerz; also soll Dir, so wahr ich lebe, so viel bleiben, daß Du Kutsche und Pferde halten kannst."

„Ich Kutsche und Pferde, Señor? Die mag ich gar nicht, das wissen Sie ja. Nein, nein, denken Sie nicht daran."

„Nun denn, zu Schleifen."

„Sie wissen, Señor, daß ich sie nicht gern trage."

„Nun denn für Brocat, wie Du verdienst."

„Señor, Calderon sagt: Den Körper kleidet das Gold, die Seele aber der Adel."

„Aber er sagt nicht, und das hätte er sagen müssen, daß eine in Adel gekleidete Seele sich besser befindet in einem in Gold, als in einem in Lumpen gekleideten Körper; verstanden, Klugschnäbelchen, mit Deinen Stellen aus Büchern? Also, Du sollst Geld

haben, ja, und wenn Du es nicht zu etwas Anderm benutzen willst, kannst Du es aus dem Fenster werfen. Als ob ich," fügte er zwischen den Zähnen murmelnd hinzu, „meinen Nachlaß mit in die andere Welt nehmen könnte. Zum Kuckuck!"

Neuntes Capitel.

Don Martin, der sich nicht länger halten konnte, sagte eines Tages zu seiner Frau, als beide allein waren:

„Brigida, willst Du wohl glauben, daß ich daran gedacht hatte, der Einfaltspinsel, der Pablo, sollte unsere Tochter heirathen, und daß diese ein böses Gesicht machte, als ich es ihr sagte, und daß der Tölpel, der Eisklumpen, der Junge, der nie reif wird, nein gesagt hat?"

„Das hättest Du Dir denken können, Martin," erwiederte sie.

„Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil sie, wenn sie sich hätten heirathen wollen, eher daran gedacht haben würden, als Du, Martin."

„Die jungen Leute denken aber nur nicht an das, was ihnen frommt."

„Es ist besser so, Martin; das Interesse darf nie, und am wenigsten in der Jugend, unsere Neigungen bestimmen.“

„Immer hat mein Bruder, der ganz in Gott lebt, die Ruthe in der Hand, um auf den Eigennutz loszuschlagen; der Pablo, der sein Chorknabe ist und ihm Alles nachschwatzt, sagt dasselbe; Malvenröschen, die noch so kindlich ist, als ob sie gestern geboren wäre, und nur an ihre Blumen denkt, singt dasselbe Lied, und jetzt sagst Du es auch. Sag' einmal, bin ich etwa eigennützig, ohne es zu wissen?“

„Nein, Martin, das bist Du nicht; aber Du willst, daß Andere es sein sollen. Misch' Dich nicht in Anderer Leben und bedenke, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden.“

„Wenn's nach Deinem Willen ginge, so führen die Wagen ohne Kutscher und die Schiffe ohne Steuermann.“

„Da hast Du Unrecht, Martin, denn Jedermann hat seinen Steuermann in sich, nämlich sein Gewissen.“

„Das ist Theologie, Frau! Das Gewissen! Das ist, als ob Du die Sonne vom Himmel herunterholtest, um eine Mücke zu verbrennen; kurz:

Meine Heirath geht zur Stunde
Ueberall von Mund zu Munde;
Und je mehr sie wird besprochen,
Desto eher wird gebrochen.

Und Niemand weiß, wie leid es mir thut, denn es ist mein ganzer Wunsch."

„Nun, Martin, dringe nicht weiter darauf und wolle nicht Andere nach Deinem Willen lenken; sieh' davon ab und nage ruhig den Knochen, der Dir zu Theil geworden ist."

„Señor," sagte schnell eintretend die Tante Latrana, „ich habe die Gerstenfelder Eurer Gnaden gesehen. Wie schön die stehen! Es ist, als ob sie mit Weihwasser begossen wären. Sie werden schon gelb; jede Aehre einen halben Fuß lang; ich dankte Gott so viel, daß der Mund mir davon weh that, ja, ich habe sogar geweint, und bin zufriedener als ein Hund, der sich an Fleisch satt gefressen hat."

„Mach' Sie rasch, was will Sie?" fragte Don Martin.

„Ach, Señor! ich komme aus weiter Ferne."

„Da war Sie recht gut aufgehoben! Bedenke Sie, wer zu viel geht, kann am Ende gar nicht mehr gehen."

„Señor, die Noth lehrt alte Leute laufen."

„Und weshalb läuft Sie so viel, Sie, die aussieht, wie ein herumwandelnder alter Papagei, und die auf dem Schatten einer Kutsche fahren könnte?"

„Weil meine Nichte in Kindesnöthen ist."

„Dann gehe Sie zur Hebamme, das ist der rechte Ort."

„Ja, aber, Señor, es muß ihr etwas Suppe gekocht werden, und der kleine Heide, der so ungerufen in die Welt tritt, muß getauft werden."

„Sage Sie dem Pfarrer, daß ich Alles bezahle, und der Andrea, daß sie Ihr Erbsen und Speck zur Suppe gibt, und dann gehe Sie so schnell Sie gekommen ist."

„Die Hälfte soll für mich, denn das Hemd ist mir näher als der Rock.*) Wenn Euer Gnaden sähen, wie schlecht mein Fleckchen Gerste steht! Sie hat nur ganz kleine, kleine Aehrchen.

„Wie ist das möglich? Es ist ja ein Jahr, als ob der Landmann Sonne und Regen in der Hand hätte."

„Na, Euer Gnaden, Señor Don Martin, sollen es einmal sehen! Agnesens Blumentopf ver-

---

*) Im Original: Mas cerca están mis dientes que mis parientes, wörtlich: Meine Zähne sind mir näher als meine Verwandten. Anm. d. Uebers.

trocknete vom Regen; wer Unglück hat, dem kommt Schlag auf Schlag, und zum Kopfkissen wird ihm ein Stein! Also . . . wollt' ich Euer Gnaden bitten, ob Sie mir etwas Geld leihen wollten, damit ich ein Schweinchen kaufen, es mästen und auf diese Weise suchen kann, mir zu helfen."

„Zum Teufel! Immer will Sie noch mehr haben? Ihr Mund ist ja wie ein saugendes Maulthierfüllen; es gehört doch wirklich Muth dazu, so unverschämt zu betteln!"

„Señor," erwiederte Tante Latrana, mit einer Grimasse, die ein Lächeln vorstellen sollte und wodurch ihr Kinn und ihre Nase mit einander in Berührung kamen, „man pflegt zu sagen (mit Euer Gnaden Erlaubniß), blöde Schafe werden nicht fett. Uebrigens, Señor," fuhr sie, ihren natürlichen Ton wieder annehmend, fort, „hilft es dem Unglücklichen wenig, Muth zu haben; man sieht wohl, wie viel er trinkt, aber nicht, wie viel Durst er hat. Na, leihen mir Euer Gnaden das Geld für das Schweinchen; wer Gutes thut, dem wird's gelohnt."

„Ich leihen? . . . Leihen! Hat Sie mir etwa das Geld wiederbezahlt, das ich Ihr vergangenes Jahr für Ihr Bohnenfeld geliehen habe?"

„Señor, ich habe ja nichts als das Haus,

was soll ich denn machen? Soll ich ein Stück davon abbrechen? Wenn mir aber Euer Gnaden für das Schweinchen geben, will ich es recht hübsch fett mästen, und nächstes Jahr kann ich denn Euer Gnaden bezahlen und mir aufhelfen."

„So, so? Sie hat noch nicht gesattelt und reitet schon? Ich will nicht, daß Sie mich bezahlen, sondern daß Sie keine Schulden mehr machen soll; und bedenke Sie: ein geborgtes Schwein grunzt das ganze Jahr lang."

„Was sollen wir Armen denn machen, Señor? Ein Mensch kann nicht ohne einen andern fertig werden. Bedenken Euer Gnaden doch nur, was das Sprichwort sagt: Für die Freunde Herz und Beutel offen, und obgleich Euer Gnaden reich und so ein vornehmer und angesehener Herr sind und ich eine arme unglückliche Frau, so bin ich doch Ihre Freundin, Señor, denn wir sind Alle Kinder Eva's durch das Fleisch, wie Kinder Gottes durch die Seele."

„Und will Sie mich in Ruhe lassen, bis Sie das Schwein schlachtet?"

„Ja, Señor, ja, Señor."

„Ich soll Ihr Gesicht nicht sehen, das häßlicher ist als gar keins?"

„Nein, Señor, nein, Señor."

„Und ich soll Ihre mißtönige laute Stimme nicht hören, die klingt, als ob sie heiser wäre?"

„Nein, Señor, nein, Señor."

„Nun, dann lasse Sie sich von Miguel Gil ein Ferkel von vier Monaten geben, und dann mache Sie, schneller als ein Funken von der Esse, daß Sie fortkommt."

„Señor ... Gott lohne es Ihnen und schenke Ihnen dafür die ewige Seligkeit! Nein, einen bessern Herrn als Seine Gnaden gibt es in der Welt nicht," sagte die Alte, sich entfernend.

„Ja, ja; Martha singt gut, wenn sie satt ist," rief ihr Don Martin nach.

In diesem Augenblicke wurde er durch Miguel Gil unterbrochen, der erschrocken eintrat.

„Señor," rief er, „das Vorwerk La Mata steht in Flammen."

„Was brennt denn?"

„Das Getreide."

„Hat man das Vieh hinausgebracht?"

„Ja, Señor."

„Und das Geräth?"

„Auch."

„Hast Du es dem jungen Herrn gesagt?"

„Er läuft eben hin wie der Wind."

„Nun, dann ist ja Alles geschehen,“ sagte Don Martin, zu seiner Ruhe zurückkehrend; „jetzt geschehe, wie Gott will.“

Die Dienstmädchen waren herbeigelaufen, und Frau Brigida betete zum heiligen Laurentius, dem Patron des Feuers.

Nach Verlauf einer Stunde trat Pablo ein; seine Kleider und Hände waren verbrannt, seine Haare versengt, sein Gesicht glühte.

„Ist das Feuer gelöscht?“ fragte Don Martin.

„Ja, Señor,“ antwortete Pablo.

„Ist etwas gerettet?“

„Die Hälfte Ihrer Ernte; die der Armen, denen Sie Land gaben, ist alle verbrannt.“

„Wissen sie, daß es die ihrige ist?“ fragte der reiche Majoratsherr.

„Wie sollten sie es nicht wissen, Señor? Alle eilten herbei und ihr Schmerz ist herzzerreißend.“

„Dann sag' ihnen, daß sie nichts verloren haben,“ sagte Don Martin. „Wenn sie nicht gewußt hätten, daß es das ihrige war, was brannte, hätten wir es ihnevn erschwiegen; da sie es aber einmal wissen, so sag' ihnen, daß die Hälfte meiner

Ernte bestimmt ist, Jedem zu ersetzen, was er verloren hat." *)

Eine lebhafte, begeisterte Freude strahlte in Pablo's Augen.

„Ein anderes Pferd!" rief er einem Diener zu.

Und ohne zu warten, bis es gesattelt wurde, stürzte er nach der Thür.

In diesem Augenblicke trat Clemencia in den Hof, denn in ihre entlegenen Zimmer war etwas von dem Geschrei und von dem Pferdegalopp gedrungen. Als Pablo sie sah, rief er aus:

„Umarme meinen Oheim, Clemencia, umarme ihn auch in meinem Namen!"

Und sich auf das ungesattelte Pferd schwingend, sprengte er schnell wie der Blitz davon, um den Betheiligten die glückliche Nachricht zu überbringen.

Pablo hat mir gesagt, ich solle Sie in seinem und meinem Namen umarmen, Vater," sagte Cle-

*) Dieser hier genau wiedererzählte Zug gehört der verstorbenen, sehr reichen Wittwe Quinanilla de Carmona, einer der vornehmsten, reichsten und wohlthätigsten Damen in Andalusien. Oft haben wir Ausländer und reiche Leute aus den Städten fragen hören, wozu die reichen Grundeigenthümer im Innern des Landes, bei ihrem zurückgezogenen Leben, ihre Einkünfte verwenden? Auf diese Frage mögen die Armen in den Dörfern antworten. Anm. d. Verf.

mencia in den Saal tretend. „Warum? Was ist geschehen? Was geht hier vor?“

„Thu' erst das, was Pablo Dir aufgetragen hat, Malvenröschen,“ antwortete Don Martin, der, nachdem er wußte, daß das Feuer gelöscht war, und nach der guten That, die er gethan, in seiner gewöhnlichen guten Laune war. „Einmal für Dich — so; noch einmal für ihn — so! Es war ein guter Gedanke von ihm, mir die Umarmung durch Dich zu überschicken, Täubchen; so hat er hundert Procent gewonnen,“ fügte Don Martin hinzu, seine Schwiegertochter umarmend.

„Aber was geht denn vor?“ fragte Clemencia verwundert über Alles, was sie sah.

Alle Dienstmädchen fingen zu gleicher Zeit an, ihr das Vorgefallene zu erzählen, weinend und ihren Herrn mit Segnungen überschüttend. Clemencia warf sich nochmals in ihres Vaters Arme und konnte kein Wort reden.

„Siehst Du?“ sagte dieser ihr in's Ohr, „siehst Du wohl, Malvenröschen, wie gut es ist, reich zu sein?“

„Noch besser ist's, gut zu sein,“ antwortete sie.

„Beides,“ erwiederte Don Martin. „Um ein gutes Werk zu thun, wie sich's gehört, dazu bedarf

es dreier Dinge, Täubchen: der Gelegenheit, der Mittel und des guten Willens; das ist wie die Dreieinigkeit, drei in Einem. Verstanden? — Heda!" fuhr er mit lauter Stimme zu den Mädchen gewandt fort; „jetzt genug mit dem Geplärr; man schweige! Es sieht ja wahrlich aus, als hätt' ich etwas ganz Unerhörtes gethan! He, Señora" — sagte er zu seiner Frau, die ganz ruhig geblieben war, und das, was ihr Mann gethan, als das Einfachste und Natürlichste von der Welt ansah — „schicken Sie die langweiligen Viehschellen, von denen mir der Kopf summt, jede an ihre Arbeit. Höre, Marie Bodrios," fügte er, sich an die Köchin wendend hinzu, „wenn die Suppe angebrannt ist, so jage ich Dich fort, das sag' ich Dir. Was gibt's zu essen?"

„Ein Lendenstück, Señor, und Hammelbraten."

„Kein Geflügel?"

„Nein, Señor."

„Das soll aber nicht wieder vorkommen; ich habe Dir schon gesagt, wenn's kein wildes Geflügel gibt, so sollst Du es vom Hofe nehmen, denn Fleisch von Federvieh glättet die Runzeln im Gesicht; aber Dein Gedächtniß ist wie ein Trichter und ich

bin keine Repetiruhr, zum Kuckuck! Merke Dir, daß ich zu Abend Hühner haben will."

„Martin, bedenke, viel Kummer und viel Abendbrot sind die Gehülfen für den Tod,"*) sagte Doña Brigida.

„Ei was, Señora! So lange die Zähne helfen, muß man kauen," antwortete der Gatte.

Die Mädchen gingen hinaus.

„Gott steh' mir bei! Martin," sagte seine Frau zu ihm, „Du denkst doch nie daran, daß man mit nur wenig Galle vielen Honig verbittern kann."

„Man pflegt zu sagen, Señora, eine schlechte Magd macht die Herrin wild."

„Man sagt auch, Martin, ein würdevoller Herr macht den Diener ehrerbietig."

„Jesus, Señor!" rief Miguel Gil, der von der Meierei kommend, in den Hof trat, voll Begeisterung aus; „so ein Mann, wie unser junger Herr, lebt nicht mehr! Immer hier hinein, dort hinaus, zwischen den Flammen durch, als ob er von Eisen wäre; hier einen Hieb nach rechts, dort nach links. Ratsch! In einem Nu hatte er die noch unversehrten

*) Im Original: De penas y cenas están las sepulturas llenas, wörtlich: Kummer und Abendmahlzeiten füllen die Gräber. Anm. d. Uebers.

Garben von den andern abgesondert und auf die Windseite gelegt, wo die Flammen ihnen den Rücken zudrehten. Hier ruft er den Einen, dort treibt er den Andern, und Allen weist er ihre Arbeit an. Der Eine muß Wasser zutragen, der Andere Erde aufschütten, und er immer voran und ohne sich zu verbrennen. Es war, Señor, als ob die Flammen mit ihm bekannt wären. Donnerwetter! Und Alles so angemessen, als hätte er in seinem ganzen Leben nichts gethan als Feuerlöschen. Und Niemand sagte es ihm, es kam Alles aus ihm selbst. Der arme alte Onkel Andino trat, um seine Garben zu retten, dazwischen, stolperte und fiel. Kaum sieht das der junge Herr, als er hinläuft, den armen alten Mann ergreift und ihn auf die Schultern nimmt, wie der heilige Christus das Kindlein; aber seine Kleider fingen an zu brennen. Wir alle griffen zu und löschten sie aus; sein Haar war versengt, seine Hände verbrannt und sein Gesicht glühte, daß man Bohnen daran hätte röſten können. Alle Wetter! Solch' ein kühner junger Mann ist noch gar nicht dagewesen; ihm ist's zu danken, daß nicht Alles verbrannt ist. Der junge Herr, Señor, ist ein wahrer Bernardo, ein ganzer Mann, kurz ein Guevara, Señor; der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

„Ja, ja," sagte Don Martin, „wohl dem Zweige, der auf den Stamm artet."

„Ja, Pablo ist untadelhaft," sagte seine Tante; „das Gold glänzt immer."

In der Welt des Argwohns und der Neugier würden sicherlich Don Martin sowohl, wie Doña Brigida es sich zum Geschäft gemacht haben, den Eindruck zu beobachten, welchen das über Pablo ausgesprochene verdiente Lob auf Clemencia machte. Bei diesen einfachen und natürlichen Menschen aber war es anders. Man dachte nur an das, warum es sich eben handelte. Dies füllte Herz und Gemüth und ließ keine Zeit zu Beobachtungen und Berechnungen über die Eindrücke, die es hervorbrachte. Das Weltleben genießt des traurigen Vorzuges, daß jedes Ding darin seinen Vor- und Nachtrab hat; wogegen das einfache, wenn auch weniger verfeinerte Leben das schöne Vorrecht besitzt, daß Seele, Herz und Kopf in vollkommenem Einklange stehen, und ein natürliches und wahres Ganze bilden, wie das Licht der Sonne.

Clemencia, welche die Beobachtung unangenehm berührt und mindestens bewogen haben würde, sich zurückzuhalten, konnte nun den Gefühlen inniger Bewunderung für ihren Vetter freien Lauf lassen.

„Aber, Señor,“ sagte Miguel Gil, „durch den Brand und das, was Sie den Armen schenken wollen, geht Ihnen ja nun dieses Jahr die Ernte von der Meierei verloren.“

„Besser so, als wenn die Franzosen sie mitgenommen hätten,“ erwiederte Don Martin.

„Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen! ... Er ist allein Herr darüber,“ fügte Doña Brigida hinzu.

„Miguel Gil,“ sagte Clemencia mit strahlendem Gesichte, „was meine Eltern und mein Vetter gethan haben, ist besser als hundert Ernten.“

„Das ist wahr, Señorita,“ antwortete Miguel Gil, „denn sie haben gesammelt für eine Scheune, wo der Weizen nicht wurmfraßig wird.“

Zehntes Capitel.

Wie die meisten alten Leute, sprach Don Martin von seinem Testamente und dachte daran; das Machen aber schob er von Tage zu Tage auf. Wahrscheinlich sind solche saumselige Leute in der Illusion befangen, daß der Tod so klug sein wird, sie, so lange jenes wichtige Document nicht existirt, zu respectiren, und daß er ihnen eine Frist lassen wird, es zu machen. Der Tod aber kennt keine Rücksicht, denn wenn es irgend etwas gibt, vor dem wir Alle gleich sind, so ist er es. Wer das nicht glaubt, der trete nur in einen Kirchhof und sehe die Grabsteine an; sie werden ihn überzeugen, daß die Königin jenes Ortes keine Günstlinge und keine Ungünstlinge hat.

An einem schönen Tage des Weihnachtsfestes

saß Don Martin, nachdem er das heilige und zugleich freudige Fest durch Genuß der heiligen Sacramente und Anhören des Hochamtes begangen hatte, in seinem Lehnsessel in einem großen Zimmer des untern Stockes.

Auf dem Fußboden des Zimmers lagen auf runden Matten in gleiche Portionen vertheilt Fleischstücke, Speck und Blutwürste von acht gemästeten Schweinen. Einer nach dem andern kamen die Knechte und Diener des Hauses herein mit ihren Körben, und Jeder nahm sich einen Haufen hin; die Verwalter und die höhern Diener bekamen außerdem Hühner und Ziegenlämmer. Ein Jeder stattete im Vorbeigehen vor seinem Herrn in schöner, volksthümlicher Weise demselben seinen Dank ab, den Don Martin strahlend vor Vergnügen entgegennahm.

„Gott lohne es Ihnen, Señor, vermehre Ihren Besitz und schenke Ihnen Gesundheit, um Werke der Barmherzigkeit zu thun, die Staffeln sind, worauf man zum Himmel steigt!“

Unterdessen schritten zwei Männer durch den Hof mit einem großen Kessel, und ein Dritter mit

einem Korbe Brot. Es war das Essen, welches Don Martin täglich den Gefangenen schickte. *)

„Heda!“ rief dieser mit seiner volltönenden Stimme; „wer treibt Euch? Hierher; ich will mich mit eigenen Augen überzeugen, ob Alles ist, wie es sein soll.“

Die Männer traten näher.

„Pelona, bring' einmal einen Löffel,“ sagte Don Martin zu einem kleinen Mädchen, die in der Schaar von „Eindringlingen,“ aus welcher die Hausbesatzung des reichen Majoratsherrn sich stets recrutirte, schon eine Veteranin war.

Mit Blitzesschnelligkeit wurde der Löffel gebracht, denn Don Martin's Geduld war ein Minimum der den Sterblichen von dieser Tugend zugetheilten Dosis. Don Martin fuhr damit in den Kessel, in welchem sich Erbsen und, weil es Festtag war, Stücken jungen Ziegenfleisches befanden. Nachdem er den Inhalt gekostet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Die Köchin soll herkommen.“

„Hör' einmal, Wischlappen, trübselige Scheuermagd Du,“ redete ihr Herr sie an, „hast Du Dir

---

*) Wir wiederholen es, daß dieser Zug, wie alle übrigen des Don Martin, durchaus wahr sind. Anm. d. Verf.

etwa eingebildet, daß meine Olivenwälder vertrocknet sind?“

„Nein, Señor; warum fragen denn Euer Gnaden so?“

„Weil das Gericht hier so wenig Oel hat, daß es scheint, als ob Du es nur um Gotteswillen zugethan hättest. — Und dann sag' einmal: Ist etwa die Salzniederlage in Villa-Maria geschlossen?“

„Nicht daß ich wüßte, Señor.“

„Nun denn, Königin des Blasebalgs, woher kommt es denn, daß die Speise unschmackhafter ist als Du selbst?“

Alle lachten und die Köchin entfernte sich eiligst.

In diesem Augenblicke trat, ganz als wäre sie da zu Hause, mit freundlichen Geberden und unbefangener Miene die Tante Latrana ein.

„Wie kann Sie sich unterstehen, mir vor die Augen zu kommen, Sie Bannerträgerin der Frechheit, Sie?“ rief Don Martin voller Zorn aus; „weiß Sie nicht, daß ich Sie nicht sehen will?“

„Señor Don Martin,“ antwortete die Alte mit großer Keckheit, „weil ein Esel einmal hintenausschlägt, muß man ihm darum den Fuß abschneiden? Ich komme, wie rigulär, in meinem und meiner Gevatterin Namen, der Tante Machuca . . .“

„Ja, Ihre Gevatterin, Tante Langhals! Nun ja . . . Sie braucht man nicht erst bei den Haaren herbeizuziehen, daß Sie kommt und mir den Kopf warm macht, mir, der ich Sie zur Ruhe meiner Seele vergessen hatte."

„Da sieht man's: wer den Magen voll hat, denkt nicht an den, der ihn leer hat. Ich komme also, wie gesagt, um Euer Gnaden ein vergnügtes Weihnachtsfest zu wünschen, Ihnen und Frau Gemahlin, Doña Brigida, so wie auch dem Herrn Abt und der Señorita Clemencia, und Ihnen diesen Korb voll Rosen zu überbringen."

„Und Sie, Korb voll Spreu, sage Sie nur, daß Sie in Ihrem Namen und in dem ihrer Gevatterin, der Wiederauferstandenen, kommt, um sich Weihnachtsgeschenke zu holen; dann sagt Sie wenigstens einmal in ihrem Leben die Wahrheit, denn: Der Hund wedelt nicht, weil er Dich liebt, er wedelt, damit's zu fressen gibt."

„Jesus, Señor! Unsereins ist nicht im Stande, irgend etwas aus Interesse zu thun oder ein solches Tartegem*) anzuwenden. Bei Leibe nicht!"

„Nicht im Stande? Ihr seid alle Beide im Stande, dem Teufel die Haare abzuschneiden, einem

*) Sie will sagen: Stratagem (List). A. d. Ü.

Gehängten die Zähne auszuziehen, die Todten aus den Gräbern zu holen und die Seelen der Seligen zu lästern."

„Wie?" rief die Tante Latrana mit beleidigter Würde aus, „denken Euer Gnaden, daß meine Gevatterin und ich gewöhnliche Leute sind, so Leute von nichts her? Nein, Señor, wir sind von guter Herkunft, von gutem Geschlechte; wir, so wie Sie uns hier sehen, haben unsere Abkunft. Die Descendenten meiner Gevatterin waren vor grauen Jahren sehr vornehme Leute. Ihre Großeltern waren sehr considerabel."

„Nun, die vornehmen Descendenten und die considerabeln Leute haben eine Enkelin erzeugt, die schlecht gerathen ist."

„Ein König von Spanien," fuhr die Genealogin keck fort, „hat ihnen den Namen Machuca beigelegt, weil sie so viel Mauren um's Leben gebracht haben."

„Und ich lege ihr den Namen Machaca bei, weil sie so vielen Christen das Leben sauer macht."*)

„Was mich anbetrifft," fuhr Tante Latrana sich in die Brust werfend fort, „so müssen Euer

*) Machacar oder machucar heißt zermalmen.

Anm. d. Uebers.

Gnaden wissen, daß der Stammbaum meines Hauses besagt, daß meine Voreltern vor ihrer Entthronung über Land und Leute herrschten, und daß damals die Ramirez Vargas halbe Heilige waren."

„Na, von all' den Herrlichkeiten ist den Ramirez Vargas nichts geblieben, als eine lange Nase;*) verstanden? Aber lassen wir die Väter und Großväter bei Seite und reden wir von uns selbst. Wegen des heutigen Tages kann ich mich nicht weigern, Euch zu unterstützen, obwohl Ihr heutzutage keine Füße von Heiligen, sondern Hahnenklauen mit Sporen seid, aber, Tante Herrscherin über Land und und Leute — einmal und nicht wieder! — Juana," fuhr Don Martin zur Beschließerin gewandt fort, „gib' doch der halben Heiligen ein Stück Ziegenfleisch, zwei Laibe Brot, zwei Pfund Speck, dann packe Sie sich fort so schnell wie der Rauch beim Ostwinde."

Die Alte folgte der Beschließerin und kam beladen mit den in einen Korb gepackten Gaben zurück.

„Jetzt, entthronte Tante," sagte Don Martin, „richte Sie das Bugspriet ihrer Nase der Thür zu,

*) Der Witz liegt hier im Original in dem ähnlichen Klange des Namens Ramirez Vargas mit den Worten narices largas (lange Nase). Anm. d. Uebers.

steche Sie mit günstigem Winde in See und verschwinde Sie schnell."

„Was steht Sie denn noch da wie ein Grenzpfahl?" fragte Don Martin, als er sah, daß die Alte sich nicht von der Stelle rührte.

„Señor, ich wollte Euer Gnaden nur sagen, daß das Brot hart ist."

„Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul, Seña Ramirez Vargas."

„Da aber meine Gevatterin kein Gebiß mehr hat . . ."

„So mag sie sich eins leihen."

„Señor, es ist aber noch weiches Brot da, und die Juana hat mir das harte nur aus bösem Willen gegeben."

„Weiß Sie nicht, daß es eine bekannte Wahrheit ist: Besser hartes Brot als gar keins?"

„Señor, es waren da ein paar kleine, viel, viel weichere Brote, und ich nahm eins davon hin, aber die Juana . . ."

„Ei so hol' der Teufel diese Tante Raubvogel! Was ihre Augen sehen, das hat sie auch gleich in den Klauen!"

„Aber, Señor, ich und meine Gevatterin sind

wie die Hennen des alten Alambre, die vor Hunger aufwachten."

„Wie die Hennen des alten Rincon seid Ihr, die der Unterhaltung wegen über sieben Höfe flogen."

„Nun, Señor, ich habe Ihnen das mit dem harten Brote nur gesagt, für den Fall, daß Sie es nicht wüßten; auch mache ich Euer Gnaden darauf aufmerksam, daß dieser Speck nicht zwei volle Pfund beträgt und nicht von einem guten Stücke*) ist."

„Nun, dann bringe Sie ihn Ihrem Vetter, der jetzt „über Land und Leute" in Frankreich herrscht. Hol' der Teufel die alte Spitzbübin mit ihrem unersättlichen Magen, die undankbarer ist, als ein Haufen Steine! Müßte man nicht diesen „halben Heiligen" noch die Schweine mit Mandeln mästen und das Brot mit Milch anrühren? Wozu kommt Sie hierher, um mir mit Ihrer Stimme, die wie eine zerbrochene Glocke klingt, das Trommelfell zu zersprengen, wenn Sie nicht zufrieden ist mit dem,

*) Ein gutes Stück heißt: Buena parte; darauf bezieht sich Don Martin's folgende Bemerkung. Das Wortspiel ist unübersetzlich. Im Original wird der Witz noch treffender durch den Ausdruck emperante, dessen sich die Alte und Don Martin bedienen, und den ich durch „über Land und Leute herrschend" wiedergegeben habe. Anm. d. Uebers.

was ich Ihr gebe? Zum Henker! daß doch immer das schlechteste Schaf sich im Melkkübel verunreinigt."

„Ich komme, Señor Don Martin, weil Euer Gnaden reich sind, und der Hartherzige doch immer mehr gibt, als der nichts hat; wo nicht . . . ich setzte nie einen Fuß hierher, denn für ein Pfund Honig geben Einem Euer Gnaden drei Pfund Galle."

„Nun, bei der heiligen Jungfrau!" rief Don Martin zornig aus; „will Sie mir's gar noch anzuhören geben, daß ich reich bin? Pack' Sie sich fort, Tante Vogelscheuche, mit Ihrem Gesichte, das immer aussieht, als ob Sie Weinessig probirte, und Ihrem Borstenkopf, wie ein Haufen Erbsenstroh! Wenn ich Sie sehe, habe ich den ganzen Tag einen Aerger und einen Schauder, als ob ich den Gottseibeiuns gesehen hätte!"

„Jesus, Señor! ich bin ja kein Gespenst!" sagte die Alte sehr empfindlich.

„Nicht? Warum nicht? Sie ist häßlicher als der alte Molino, dem man die letzte Oelung im Nacken geben mußte, weil man sie ihm vor Häßlichkeit nicht im Gesicht geben konnte."

„Nun, Señor, als ich fünfzehn Jahre alt war, war ich recht hübsch, und als mein Juan aus dem Kriege zurückkam, um sich zu verheirathen, sagte er

mir, er habe dahinten kein hübscheres Frauenzimmer gesehen als ich sei."

„Wenn das wahr wäre, so hätte das Sprichwort gelogen, welches sagt: von dem, was da gewesen ist, bleibt immer etwas übrig; denn vor dem, was jetzt da ist, müßte sich doch auch der Tapferste aus dem Feldzuge in Roussillon erschrecken. Jetzt packe Sie sich."

„Nun, dann behüte Sie Gott, Señor Don Martin, lohne es Ihnen und vermehre Ihren Besitz, und vor Allem Ihre Mildherzigkeit. Meine Grüße an Frau Gemahlin und Frau Tochter; ich empfehle mich, Señor Don Martin."

„Señor," sagte die Beschließerin, ihrem Herrn zwei große Schüsseln von Sevillanischem Steingut voll Backwerk überreichend, „das haben die Frauen der Gestütsknechte und der Feldtagelöhner geschickt. Die Oelbrötchen und die Eierbrötchen sind nicht weit her; soll ich sie auf den Tisch stellen?"

„Ja, ja," erwiederte der Herr, „fremder Kuchen sieht auch auf des Königs Tische gut aus."

„Sie haben sie von dem Mehl und dem Oel gemacht, das Euer Gnaden haben unter sie vertheilen lassen," bemerkte Juana.

„Möglich, und dabei haben sie an den Spruch

gedacht: Wer Dir den Capaun gibt, dem gib Fuß und Flügel."

Don Martin stand auf und schritt durch den Hof dem Wohnzimmer zu, als er beim Durchgehen durch die Flurthür auf die Tante Latrana stieß, welche ihre Retirade rückwärts gehend bewerkstelligte.

„Ei, so werde der Teufel zu Schanden und Sie dazu!" rief er erstaunt aus; „hat Sie immer noch nicht genug, Tante Blutegel?"

„Señor, es ist so kalt, daß Einem das Gesicht aufspringt und der Kopf weh thut; sehen Euer Gnaden nur einmal mein ganz zerrissenes Tuch," sagte die Alte, den Zipfel des großen Tuches, welches sie um den Kopf trug, ergreifend und es vor Don Martin's Augen ausbreitend. „Schenken Euer Gnaden mir ein Tuch zum Schutz gegen die Kälte; davon werden Euer Gnaden weder reicher noch ärmer."

„Meine Frau hat Ihr ja erst ganz vor Kurzem eins von den ihrigen gegeben!"

„Das ist wahr, Señor; aber was ein Anderer ungern gibt, hält nicht lange vor; ist das wohl in der Ordnung, Señor, daß ich halbtodt frieren soll?"

„Und ist es in der Ordnung, daß ich Ihr Generalproviantcommissär bin, Tante Witzboldin?"

„Und warum nicht, da Sie reich sind und ich arm? Ich muß mir eine Stütze suchen; denn wer keinen Schatten hat, der verdorrt, und die reichen Leute können tödten oder heilen, wen sie wollen. Euer Gnaden hat's gut in der Welt; denn besser ist haben als wünschen."

„Für heute hat Sie mir genug abgezwackt und meine Geduld ist zu Ende," sagte Don Martin, ihr den Rücken kehrend.

„Jesus! was für einen Ipotismus hat Euer Gnaden heute!" brummte die Tante Latrana im Gehen.

An jenem Tage war Don Martin bei Tische freundlicher als je.

„Höre, Johanna," fragte er die Beschließerin, „sag' mir doch, wer waren denn die vielen Leute, die ich in der Küche gesehen habe?"

„Señor, die Tante der Köchin, der Vetter von Miguel Gil, eine Nichte von meiner Schwägerin, die Schwiegertochter des Kutschers."

„So, so, so? Und sie waren da, nach der alten Regel, daß ein Gast hundert andere einladet. Dabei fällt mir ein, daß, als unser Herr noch mit seinen Aposteln auf der Erde wandelte, ihn einmal auf freiem Felde die Nacht überfiel. Herr, sollen

wir in jener Hütte Zuflucht suchen? sagte St. Petrus. — Ja wohl, antwortete Jesus.

Sie kamen bei der Hütte an. In derselben wohnte ein alter Mann, der ihnen sehr bereitwillig ein Obdach gab und ihnen eine Abendmahlzeit anbot. Während sie aßen, kam einer der Jünger. — Was soll's? fragte der Alte. — Hat nichts zu sagen, sprach Petrus, er gehört zu uns. — Nun wohl denn, sagte der Alte, der ein höflicher Mann war, willst Du zu Abend essen? Er schnitt ihm ein Stück Brot ab und der Apostel setzte sich an den Tisch. Bald darauf kam noch einer und dann noch einer, bis die zwölf voll waren, und mit Jedem ging's wie mit dem ersten. Ei, dachte der Alte der Hütte, Geduld! Wie kann's anders sein? Ein Gast ladet hundert andere ein. Am folgenden Morgen sprach St. Petrus zu dem Alten: Der, welchen Du beherbergt hast, ist unser Herr; bitte Dir eine Gnade aus, ich will sie ihm in Deinem Namen vortragen. Der Alte in der Hütte war ein großer Kartenspieler, deshalb erbat er sich ohne Bedenken, er möchte immer gewinnen, wenn er spielte, und das wurde ihm auch gewährt. Als nun die Zeit des Alten um war, befahl Gott der Herr dem Tode, ihn zu holen. Als der Alte den Tod kommen sah, war er sehr

bereit, ihm zu folgen, denn es ging ihm eben so wie mir; er war nie über etwas verdrießlich gewesen. Als sie nun durch die Luft fuhren, sah er ein paar Teufel, welche die Seele eines Notars wegführten. Armer Mann! dachte der Alte, der ein gutes Herz hatte, der Herr hat für Alle gelitten, die Notare nicht ausgenommen. Heda, Ihr Gehörnten! rief er den Teufeln zu, wollt Ihr eine kleine Partie Tute spielen? Die Teufel, die sich nach Kartenspiel heiser schreien, denn sie haben es ja erfunden, eilten herbei wie die Hühner nach dem Weizen. Aber, um was sollen wir spielen? fragten sie, da Du doch kein Geld bei Dir hast? — Das ist wahr, antwortete der Alte, aber ich spiele um meine Seele, die zu den guten gehört, für die, welche Ihr dort wegführt und die nicht einen Pfifferling werth ist; dabei seid Ihr im Vortheil. — Das ist wahr, sagten die Teufel, und sie fingen an zu spielen. Natürlich gewann der Alte aus der Hütte und trug die Seele des Notars davon.

Als sie oben ankamen, sagte Petrus zu ihm: Alter aus der Hütte, ich kenne Dich schon. Du kannst eintreten. Aber, was ist das? Du kommst nicht allein? Was hast Du denn da für eine schwarze Seele bei Dir?

Nein, Herr, ich komme nicht allein, denn man sagt ja, Gott sieht's gern, wenn man in Gesellschaft kommt. Diese Seele ist schwarz von Tinte, denn es ist die Seele eines Notars.

Ja, Seelen von Notaren kommen nicht in den Himmel; kriech' Du allein hinein.

Als Ihr in meiner Hütte wart, sagte der Alte, schmuggeltet Ihr mir noch zwölf Andere ein, ohne mich um Erlaubniß zu bitten; also kann ich dasselbe wohl mit Einem thun, denn ein Gast ladet hundert Andere ein. Und dabei schlüpfte er mit seinem Schützling durch."

Don Martin aß reichlich. Als er den Ostertruthahn kostete, der sehr schön mit Nüssen gemästet und eben so vortrefflich gebraten war, ließ er die Beschließerin kommen, deren Sorgfalt Beides zu danken war, und sagte zu ihr:

„Juana, ich kann Dir das Zeugniß ausstellen, daß der Truthahn so vortrefflich ist, wie möglich. Hier, nimm dies Glas Wein und trink es auf meine und Deine Gesundheit, daß Du im künftigen Jahre wieder einen solchen mästen und braten und ich ihn essen kann."

„Mögen Euer Gnaden noch tausend Jahre

leben!" sagte Juana, indem sie das Glas nahm und zum Munde führte.

„Tausend werden es nicht sein, aber ein Dutzend, denke ich, sollen mir noch zu Theil werden; denn ich fühle mich stärker als der Kirchthurm. Die Schärfe ist zwar verbraucht, aber das Eisen ist noch übrig."

Diese Worte wurden mit einem allgemeinen Ausruf der Freude und Zufriedenheit aufgenommen, wie ein Glückwunsch für die Zukunft.

In diesem Augenblicke sank Don Martin, einen dumpfen Laut ausstoßend, in seinem Sessel zurück.

„Was ist das?" riefen Alle aus und standen auf.

„Man hole die heilige Oelung," sagte der Abt, auf seinen Bruder zustürzend.

„Holt den Wundarzt," fügte Doña Brigida hinzu, ihrem Gatten, der blau im Gesicht wurde, den Hemdkragen öffnend.

Pablo stürzte aus dem Zimmer.

Aber göttliche und menschliche Hilfe waren umsonst.

Als sie ankamen, war Don Martin nicht mehr; der Tod war augenblicklich erfolgt. Der Truthahn dampfte noch auf dem Tische; in Juana's Glase war noch die Hälfte des Weines, den es

enthalten, und dessen andere Hälfte sie auf das lange Leben ihres Herrn geleert hatte.

Unbeschreibliche Trauer verbreitete sich wie eine finstere Nacht über das Haus und das ganze Dorf. Wie tief und allgemein der Schmerz war, können nur diejenigen begreifen, welche gesehen haben, wie ein reicher und vornehmer Mann seine bedeutenden Einkünfte nicht im Genusse, im äußern Glanze, im Haschen nach der Meinung der Welt, sondern zu Werken der Wohlthätigkeit verbrauchte, und auf diese Weise der Vater und Beschützer eines ganzen Dorfes wurde. Die Nachricht von Don Martin's Tode kam daher zwar nicht in die Zeitungen, aber sie lief wie ein langer Klageton von Mund zu Mund. Bei seiner Beerdigung sah man keine lange Reihe prachtvoller Kutschen, wohl aber eine lange Reihe trostloser Armer. Auf seinem Grabe wurden keine schönklingenden Lobreden gehalten, aber viele Augen vergossen Thränen und viele Lippen sprachen Gebete; man setzte ihm keine hochtönende Grabschrift, die ein gelehrter Lateiner abgefaßt hatte, aber in Aller Munde war die Grabschrift:

„Hier ruht der Vater des Dorfes.“

Doña Brigida war ruhig in ihrem Schmerze, wie es sich für eine alte Frau geziemte, die, wenn sie das letzte Band abgeschnitten sieht, welches ihr Herz mit der Erde verbindet, dasselbe zwar gebrochen aber vollständig Gott darbietet.

Der Abt bemühte sich nicht, seinen Schmerz zu verbergen, der sanft, tief und fromm war, wie er selbst.

Clemencia und Pablo waren untröstlich. Am Sarge des vortrefflichen Mannes, den sie beweinten, verstanden sie gegenseitig die Gewalt und den Reichthum ihrer beiderseitigen Gefühle. Dort drückte Clemencia, in Thränen aufgelöst, die todten Hände ihres Vaters in den ihrigen, als wollte sie ihm durch ihre Poren ihr eigenes Leben mittheilen; dort fand Pablo keine Worte des Trostes, überzeugt, daß der Schmerz nur dadurch gelindert wird, daß man ihm vollständige Freiheit läßt, sich nach seiner eigenen Eingebung Luft zu machen.

Am folgenden Tage wurde der geliebte und verehrte Leichnam aus dem Hause getragen, nicht um auszuruhen, sondern um der Verwesung anheimzufallen, und nichts von sich übrig zu lassen, als Staub! Zwar die Seele war in ihre Heimath

gegangen, aber liebt man denn nicht auch den Körper geliebter Menschen? Wer betet nicht die ehrwürdige Hand des Vaters an, die ihn segnete? Wer nicht die süßen Augen der Mutter, die ihm zulächelten?

Diese traurigen Tage gingen vorüber, und die Zeit überwand den ersten verzweiflungsvollen Schmerz, der sich durch seine eigene Heftigkeit verzehrte. Die Augen, vom Weinen müde, schlossen sich; die von ihrer Aufregung zerrissenen Nerven beruhigten sich und dem Schlafe wurde zum ersten Male wieder sein Recht zu Theil. Ein tiefes Schweigen folgte den Wehklagen im Hause, eine ernste Unbeweglichkeit der fieberhaften, wahnsinnigen Aufregung von vorher; Alles war dort schwarz, äußerlich wie in den Gemüthern. Aber das wirkliche Leben trieb, und schon hieß es: „Wer ist der Herr dieses Gutes?"

O traurige Welt! Wie hoch stellst du die materiellen Interessen, daß du nicht einmal dem vom Schmerz Ueberwältigten auch nur so lange eine Frist gewährst, sich in sich selbst zurückzuziehen, wie er das Kleid des Schmerzes trägt!

Doña Brigida hatte die Schlüssel zum Archive und zu den übrigen Räumen, wo Papiere verwahrt waren, dem Abte übergeben. Dieser rief eines

Morgens die ganze Familie zusammen und sprach zu ihnen:

„Ich bedaure, Euch mittheilen zu müssen, daß ich keine letztwillige Verfügung meines Bruders gefunden habe, weder unter seinen Papieren, noch bei dem Gerichte. Da ich nun schon lange darauf verzichtet habe, Haupt eines Hauses, welches mit mir erlischt, und der ihm gehörigen Güter zu sein, so trittst Du, Pablo, als nächster von meinem Bruder als solcher anerkannter Erbe, sofort in den Besitz von Allem."

„Ich wundere mich über diese auffallende Versäumniß meines seligen Mannes," sagte Doña Brigida, „denn ich weiß bestimmt, daß er andere Absichten hatte. Es thut mir um Deinetwillen leid, Clemencia; was mich betrifft, so liegt mir nichts daran, da ich entschlossen bin, zu meiner Cousine in's Kloster zu gehen. An dem Witthum, welches mir dem Gesetze nach zukommt, habe ich mehr als genug, und ich kann es noch mit Dir theilen, meine Tochter, was ich mit Freuden thun werde."

Clemencia warf sich unter Thränen der Dankbarkeit ihrer Schwiegermutter in die Arme, das heißt unter Thränen der Dankbarkeit für ihre Güte und Liebe, nicht für die Wohlthat. Im Allgemeinen

hat die Jugend, und besonders die weibliche, keinen Begriff von der Noth; für sie gibt es weder Wüste noch Manna.

„Clemencia bedarf Deines großmüthigen Anerbietens nicht, Schwester," sagte der Abt. „Clemencia, die Adoptivtochter meines Herzens, soll bei mir bleiben, wenn sie das einförmige und ruhige Leben eines armen alten Mannes theilen will; sterbe ich, so gehört Alles, was ich besitze, ihr, mein Testament ist schon gemacht."

„O Onkel!" rief Clemencia aus: „wenn ich nach der schrecklichen Trennung von meinen Eltern auch noch die von Ihnen zu ertragen hätte, was sollte dann aus mir werden?"

Pablo war so verwirrt gewesen, als er sich, nach der vollständigen Enterbung, die ihm sein Oheim angekündigt hatte, jetzt Herr von Allem sah, daß er nicht wußte, was er thun und was er sagen sollte, und an der vorstehenden Unterredung gar keinen Theil nahm.

Als er sich endlich ein wenig gesammelt hatte, überwand er seine Blödigkeit und sagte, sich an den Abt wendend:

„Ich bin Zeuge — und zwar ein unverwerflicher Zeuge, da ich ein Interesse dabei habe und

folglich der einzige bin, der ein Recht hätte, es anzufechten, — daß mein Oheim beabsichtigt hat, seiner Tochter Clemencia, für welche er sorgen wollte und mußte, nicht nur die Hälfte von Allem, was er besaß, sondern Alles zu vermachen; ich, dem er es gesagt hat, würde unehrenhaft handeln, wenn ich es verschwiege."

„Er würde es nur nicht gekonnt haben, auch wenn er es gewollt hätte," sagte in ihrem gewohnten ruhigen Tone Doña Brigida, welche Pablo sehr liebte, noch mehr aber die Gerechtigkeit.

„Er wollte eine königliche Ermächtigung einholen," erwiederte Pablo.

„Das wird er," wandte der Abt ein, „in irgend einer jener Anwandlungen von Zorn gesagt haben, die mein seliger Bruder zuweilen hatte, die aber immer Donner ohne Blitz waren."

„Das ist um so wahrscheinlicher," fügte Clemencia hinzu, „da er, wenn er wirklich jene Absicht gehabt hätte, sie ausgeführt haben würde."

„Das, was ich für gerecht halte," sagte Pablo, „und für den einzigen Ausweg, durch welchen weder Dein noch mein Zartgefühl verletzt wird, ist, daß wir als Geschwister theilen, Clemencia."

„Aber, Pablo, warum soll ich Dir für eine

Wohlthat dankbar sein, deren ich nicht bedarf und die ich nicht annehmen kann?"

„Es ist keine Wohlthat; aber gesetzt auch, es wäre eine, fällt Dir denn die Dankbarkeit so schwer, Clemencia?"

„Je nachdem die Wohlthat ist, Pablo. Niemals ist mir die Dankbarkeit schwer geworden, die ich Dir für die Rettung meines Lebens schulde."

„Du bist spitzfindig, Clemencia, und antwortest mir mit der Grübelei eines kalten Zartgefühls, wie es sich für Leute schickt, die einander fremd sind, während ich zu Dir mit herzlicher Aufrichtigkeit, wie zu einer Schwester spreche."

„Ich verstehe Euch beide und billige Eure beiderseitige Handlungsweise," sagte der Abt vermittelnd; „denn Alles, was Ihr sagt, ist das Erzeugniß einer edeln Uneigennützigkeit und eines lobenswerthen Zartgefühls. Aber damit beide nicht bei Dir, Pablo, in lästiges Drängen, und bei Dir, Clemencia, in hartnäckige Zurückhaltung ausarten, sage ich Euch, um Euch mit einander zu verständigen, daß ich Clemencia, als die Gattin meines Neffen und als ein wenig mit Glücksgütern gesegnetes Mitglied der Familie Guevara, zu meiner Erbin einsetze; denn als Adoptivtochter meiner

Seele habe ich sie zur Gebieterin über Schätze von größerm Werthe gemacht. Nicht wahr, meine Clemencia?"

„Ja, Señor, ja, Señor" — erwiederte diese, dem ehrwürdigen Greise die Hand küssend — „und dessen was mehr werth ist als Alles, Ihrer Liebe."

Elftes Capitel.

Wenige Tage nachher begab sich Doña Brigida, mit vorheriger Erlaubniß der geistlichen Behörde, in die Abgeschiedenheit des Klosters, um ihre letzten Jahre fern vom Geräusch des Weltlebens zuzubringen. Alles Uebrige blieb in demselben Zustande, da Pablo mit der größten Wärme und Zuneigung gebeten hatte, daß sein Oheim und seine Cousine sich nicht von ihm trennen möchten.

So verging wiederum ein Jahr, friedlich und ruhig, wie die frühern. Aber kein Tag ging hin, wo nicht Alle Don Martin, dessen Andenken in ihrem Herzen noch eben so lebendig war wie am ersten Tage, eine liebende Erinnerung und ein inbrünstiges Gebet für seine Seele weiheten, und keine Woche, wo sie nicht ihrer Tante einen langen und freundschaftlichen Besuch abstatteten.

Als aber das Jahr zu Ende ging, waren auch die Tage des Abts um. Seit dem Tode seines Bruders war er sehr verfallen. Der ausgezeichnete Mann fühlte sein Ende herannahen, wie die wahren Gerechten, ohne es herbeizuwünschen oder zu fürchten. Oftmals blickte er seine geliebte Clemencia an und sah mit Schmerz und Besorgniß, daß die Jahre, die über ihrem Haupte dahingegangen waren, sie äußerlich zu einer schönen Frau gemacht hatten, daß sie aber moralisch noch dasselbe unschuldige, aufrichtige und unerfahrene Kind geblieben war, als welches sie in ihrem sechzehnten Jahre das Kloster verlassen hatte. Was wird, dachte er bei sich, aus diesem Gemisch gediegener und klarer Ideen mit so jungfräulich frischen, reinen und naiven Gefühlen entstehen? Welche von beiden werden in einem etwa entstehenden Streite siegen? Diese Betrachtungen erfüllten ihn mit Besorgniß, und in Folge deren fing er an, wenn auch aus andern und höhern Gründen, dieselben Wünsche zu hegen, die sein Bruder vor seinem Tode genährt hatte, nämlich Pablo und Clemencia vereinigt zu sehen. Eines Abends daher, wo er sich unwohl befand und Clemencia, nachdem sie die Lampe mit einer geschliffenen Kuppel bedeckt und sorgfältig alle Thüren und

Fenster geschlossen, damit die kalte und feuchte Abendluft nicht hereindringen möchte, sich, in ein warmes Tuch gehüllt, in einen Stuhl am Kopfende seines Bettes gesetzt hatte um zu wachen, sprach er zu ihr, als er sie so ruhig und so weit entfernt sah, den Fall, welchem er entgegensah, zu ahnen (denn Niemand vertraut mehr auf das Leben des Kranken, als diejenigen, welche sie am meisten lieben):

„Meine Tochter, ich glaube, daß Gott mich durch diese wiederholten Anfälle von Unwohlsein daran mahnt, daß ich bald vor ihm erscheinen werde."

Diese Worte gingen Clemencia durchs Herz wie spitze Pfeile.

„Jesus, Señor!" erwiederte sie mit zitternder Stimme, „o sagen Sie so etwas nicht. Der Gedanke ist eine bloße Einbildung, denn Sie haben ja nur eine katarrhalische Affection; daß Sie es aber sagen, ist eine Grausamkeit."

„Gottes Wille geschehe, meine Tochter; aber sich auf Alles, was kommen kann, gefaßt zu machen, ist die Pflicht eines klugen Menschen. Man vertraut auf die Hoffnung, aber man baut nicht darauf. Ich denke an den Tod, weil dies das Mittel ist, seiner furchtbaren Ankunft ihren Schrecken zu nehmen, und

weil der Gedanke an den Tod der nützlichste, größte und erhabenste Gedanke des Sterblichen ist. Aber eben diese Betrachtung läßt mich voraussehen, wie allein Du, Engel meines Alters, bleiben wirst, wenn ich, Dein Gefährte, Dein Führer und Dein Vater, sterben sollte."

Die Thränen, welche Clemencia mit großer Mühe zurückhielt, machten sich bei diesen letzten Worten in einem Schluchzen Luft.

„Wenn Sie sterben," rief sie aus, „will ich nicht leben."

„Diese Aeußerung hätte ich von Deinem Verstande, Deinem richtigen Gefühl und Deiner Religiosität nicht erwartet, liebe Clemencia," erwiederte der Abt. „Das sind heroische, keine demüthige Reden, und daher ganz dem entgegengesetzt, was das Vorbild der Menschen, als welches Gott selbst sich hinzustellen die Gnade gehabt, uns gelehrt hat. Aber hältst Du es am Ende, wenn der Dir angedeutete Fall eintreten sollte, nicht für verständig und angemessen, Jemand an meine Stelle zu setzen, der Dich liebt, schätzt und als sein betrachtet, wie ich?"

„O, Ihre Stelle, mein Vater, kann Niemand ersetzen, weder an meiner Seite, noch in meinem Herzen."

„Clemencia, die Ereignisse, wie die Menschen, folgen in der Welt auf einander, wie die Wellen des Meeres, ohne eine Kluft oder eine Leere zu lassen, nach dem großen Gesetze des Gleichgewichts, welches die physische wie die moralische Welt regiert.“

„Aber es gibt Ausnahmen, Señor.“

„Du weißt, meine Tochter, das alles Exceptionelle mir zuwider ist, besonders an den Frauen, die eben so achtungswerth, schön und weiblich erscheinen, wenn sie in den guten gebahnten Wegen einhergehen, wie unangenehm, zurückstoßend und lächerlich, wenn sie außergewöhnliche Richtungen einschlagen. Dein Leben, welches ja erst anfängt, mit dem Andenken an einen Vater ausfüllen zu wollen, ist der Traum eines liebenden Herzens; also verbanne ihn als einen solchen und suche nicht, Dich von dem Gesetze zu entfernen, welches die Frau zur Gefährtin des Mannes machte.“

„Onkel, haben Sie mir nicht tausendmal gesagt, der keuschen Frau genüge Gott?“

„Ja, meine Tochter, gewiß vermag Gott ein reines Herz auszufüllen; aber das Leben einer Frau, besonders wenn sie jung ist, führt außer den Bedürfnissen des Herzens noch andere mit sich, wenn

sie ruhig leben will. Sie muß sich entweder von der Welt zurückziehen, oder sie bedarf in derselben eines Schutzes; wenn sie allein und unabhängig bleibt und sich nicht nützlich macht, ist ihr unfruchtbares Leben ein exceptionelles und ein Stein des Anstoßes in dem natürlichen und gleichförmigen Geleise, in welchem die menschliche Gesellschaft sich bewegt. Die Ehelosigkeit, meine Tochter, ist entweder heilig, oder sie ist ein lasterhaftes und selbstsüchtiges Streben, die Gesetze der Gesellschaft und der Religion zu zerbrechen; entzieh' Dich nicht der heiligen Mission einer Gattin und Mutter; ich mache es Dir zur Pflicht . . ich bitte Dich darum."

„Gut, Onkel," sagte die folgsame Clemencia; „wenn ich das schreckliche Unglück hätte, Sie zu verlieren, so verspreche ich Ihnen, mich zu verheirathen."

„Und warum nicht noch bei meinen Lebzeiten, damit ich vor meinem Tode noch Deine Verbindung segnen kann?"

„Aber, Onkel, bedarf es etwa nichts weiter als meines Wunsches, damit der Lebensgefährte, den ich Ihnen anzunehmen verspreche, erscheine?"

„Ja, Clemencia, es bedarf nur Deines Wunsches, damit ein Lebensgefährte sich melde, wie Du

ihn Dir nicht vollkommener und mehr dazu gemacht, Dein Glück zu begründen, hättest wählen können."

„Pablo?" fragte Clemencia ruhig aber kummervoll.

„Pablo, ja Pablo, der die schönste Seele, den trefflichsten Charakter und das liebevollste und edelste Herz hat. Vertraue mir, Clemencia, der ich hinreichende Menschenkenntniß habe; ich habe nie einen vortrefflichern Mann kennen gelernt, als Pablo, keinen, dem man mit mehr Recht den Namen eines rechtschaffenen Mannes und eines echten Edelmannes beilegen könnte."

Clemencia schwieg lange; dann sprach sie mit jenem innigen und vollen Vertrauen, welches ihr der milde und wohlwollende Mann einflößte:

„Onkel, ich hatte gedacht, immer zu leben wie bisher, ruhig und selbstbeschaulich; wenn Sie aber verlangen, daß ich mein Leben ausdehne, meine freie und sorglose Ruhe mit der Strenge der Pflichten, meine Blumen und meine Vögel gegen Sorgen und Nachtwachen vertausche, so hätte ich gewünscht, daß die Liebe ihre Strahlen in die wolkige Atmosphäre der Pflichten und Mühen des Ehestandes geworfen hätte."

„So kannst Du also wohl Pablo nicht lieben?“ fragte der Abt.

„Ich kann Pablo nicht anders lieben, als wie meinen besten Freund nächst Ihnen.“

„Nun, dann heirathe nicht; Deine Illusionen würden sich zwischen Dich und Dein Glück stellen, gleich jenen Luftspiegelungen, jenen wunderbaren Wirkungen der Optik, welche dem Reisenden täuschende Gegenstände vorführen, ihm dadurch den gebahnten Weg verbergen und ihn von der großen Heerstraße des Lebens, die er vor ihnen nicht sieht, ablenken. O verführerische Welt, falsche Sirene, die Du Deinen Gesang den Empfindungen eines Jeden anpassest! Nichts vermag gegen Dich menschliche Weisheit, und Du allein lehrst uns Dich kennen. Ja, ja, eine einzige Deiner praktischen Lehren nützt mehr als alle Maximen der Weisheit und aller Rath der Erfahrung. Heirathe nicht, Clemencia, heirathe jetzt nicht, denn Du würdest nur passiv glücklich sein und Dein ganzes, volles von Dir selbst gewähltes Glück ist's, was ich vor allen andern Dingen wünsche. Dennoch, wenn der Tag kommen sollte, wo Deine Wahl feststeht, erinnere Dich, ehe Du über Dein Schicksal entscheidest, des letzten Rathes und Wunsches Deines Vaters! Die Leidenschaft

ist blind, die Vernunft sieht klar; wenn Beide in Kampf gerathen, laß die Letztere siegen."

In mehrern folgenden Gesprächen, die sie noch mit einander hatten, gab der Abt Clemencia mehrere andere Rathschläge und Lehren in Bezug auf Leben und Welt, alle voll jener erhabenen und weisen Ansichten, welche dieser aufgeklärte Philosoph über dieselben hatte. Unter manchem Andern, was das praktische Leben anging, empfahl er ihr, wenn er sterben sollte, sich nach Sevilla zu ihrer Tante, der Marquise von Cortegana, zu begeben, da der Anstand ihr verbiete, bei ihrem Vetter, einem unverheiratheten jungen Manne, wohnen zu bleiben. Er besitze, fügte er hinzu, in der Nähe des Hauses der Marquise selbst ein Haus, das er bereits habe herstellen und zu ihrer Wohnung einrichten lassen. Seine prachtvolle Bibliothek schenkte er Pablo, vertheilte sehr viele Almosen und Geschenke, und so, an Alle denkend, mit vollen Händen und aus vollem Herzen Gutes thuend, und in beständigen, inbrünstigen Gebeten seine Seele zu Gott erhebend .... erlosch er wie ein melodischer Ton, immer sanfter, immer süßer! — und eines Tages, wo er mit gefalteten Händen betete, hörten seine Lippen plötzlich auf zu sprechen, seine Augen richteten sich nicht mehr

liebevoll auf diejenigen, die ihn umgaben ... und sein Herz hörte zugleich auf zu schlagen!

Der Schmerz warf Clemencia auf das Krankenlager. So ruhig der Charakter, so heiter das Gemüth, so reif die Vernunft auch sein mag, in der Jugend ist der Schmerz für das Herz ein Fieber, für welches es keine Linderungsmittel gibt. Clemencia ließ die Vögel, welche sangen, aus ihrem Zimmer bringen, die Blumen im Garten, die ihre Kelche öffneten, abschneiden, zürnte der Sonne, daß sie heiter die Erde erleuchtete an dem Tage, wo ein Gerechter begraben wurde, und dem Himmel, daß er auf Erden die Liebe habe keimen lassen, diese Himmelsblume, die nur in der Ewigkeit existiren müßte.

Kaum aber war sie einigermaßen wieder hergestellt, und kaum konnte sie ihres ungeheuren Kummers Herrin werden, als sie, den Andeutungen ihres Onkels gemäß, sofort nach Sevilla überzusiedeln beschloß.

Sie sagte daher nach einigen Tagen zu ihrem Vetter:

„Pablo, wir werden uns nun trennen, nachdem wir etwa acht Jahre unter demselben Dache gelebt haben.“

Pablo schwieg und senkte den Kopf: er war auf den schrecklichen Schlag vorbereitet.

„Es bleibt mir nur noch übrig, Pablo," fuhr Clemencia fort, „Dir für Dein ununterbrochenes freundschaftliches Betragen gegen mich zu danken und Dir zu sagen, wie nahe mir unsere Trennung geht."

„Dann —" sagte Pablo, vollendete aber den Satz nicht.

„Ich gehe nach Sevilla," fügte Clemencia hinzu, indirect auf die Frage antwortend, die Pablo nicht aussprach, die sie aber verstand — „zu meiner Tante, denn so hat unser frommer Mentor es angeordnet."

„Nunmehr, Clemencia," sagte Pablo, „wo Du einen eigenen Haushalt beginnen willst, tritt der Fall ein, wo Du mit vollem Rechte und ohne mich wie einen Fremden zurückzustoßen, von dem Vermögen, welches ganz hätte Dein werden müssen, wenigstens das Witthum annehmen mußt, um anständig und Deinem Stande gemäß zu leben; es ist Dir nicht unbekannt, daß ich nicht weiß, was ich mit dem Ueberschusse der Einkünfte machen soll."

„Um angenehm und anständig zu leben, Pablo, habe ich mehr als genug an dem, was unser

Oheim mir hinterlassen hat; Prunk erstrebe ich nicht, suche ich nicht, will ich nicht. Du weißt, daß er mir zuwider ist, vielleicht aus Sonderbarkeit. Mein Vater hat mich das wahre Glück, welches das Geld gewährt, kennen gelehrt, und das ist die Wohlthätigkeit, der Luxus des Herzens, und die christliche Liebe, die wahre Seelengröße. Folge Du seinem Beispiel und alle Deine Einkünfte werden nicht ausreichen. Dennoch, Pablo, bin ich Dir für diesen neuen Beweis Deiner Großmuth gegen mich dankbar."

„Für einen andern, größern bist Du mir Dank schuldig, Clemencia," sagte Pablo schüchtern, „und Du sollst ihn wissen, bevor wir uns trennen, damit, wenn wir uns in diesem Leben nicht wiedersehen, mein Andenken in Deinem Herzen eingegraben bleibe mit der Dankbarkeit für das, was ich gethan, denn in diesem Falle . . . verdiene ich sie."

Clemencia sah ihren Vetter erstaunt an.

„Noch mehr habe ich Dir zu danken, Pablo?" rief sie aus.

„Du wirst Dich erinnern," sagte Pablo, „daß mein Onkel uns mit einander verbinden wollte?"

Clemencia wurde glühend roth, wie eine Granatblüthe.

„Du willigtest ein,“ fuhr Pablo fort.

Clemencia schlug verwirrt die Augen nieder und schwieg.

„Ich aber, Clemencia,“ fügte Pablo hinzu, „schlug Dich aus!“

Clemencia war auf's Höchste überrascht.

„Ich schlug Dich aus, Clemencia,“ fuhr Pablo fort, „weil Du ein großes Opfer brachtest, wenn Du mich heirathetest, und ich ein höchst schmerzliches, indem ich mich weigerte, und ich wollte, daß das Opfer auf meiner Seite sein sollte, nicht auf der Deinigen; das ist ein Beweis, daß ich Dich liebte und Dich noch immer und ohne Hoffnung liebe, Clemencia; und die Liebe, die ohne Nahrung, das heißt ohne Hoffnung, lebt, stammt von dort oben und ist unsterblich wie die Seele.“

Es entstand ein langes Schweigen. Pablo athmete schwer.

Zwei große Thränen liefen langsam über Clemencia's Wangen.

„Dies sage ich Dir, Clemencia,“ fuhr Pablo, dessen bewegte Stimme mühsam aus der Brust hervorkam, fort, „weil wir im Begriff sind, uns zu trennen,

und vielleicht für immer! Wenn dem nicht so wäre, würde ich es nicht gewagt haben; aber ich wollte, daß Du, da Du mich nicht liebst, mir dankbar seiest und mich beklagest!"

Bei diesen Worten stand Pablo, unfähig, seinen gewaltigen Schmerz zu unterdrücken, auf, und verließ rasch das Zimmer.

„Pablo!" rief Clemencia tief bewegt aus.

Hätte Pablo mehr Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens gehabt, so hätte er diese schönen Augenblicke der Rührung zu benutzen verstanden, um sich ein Herz zu gewinnen, das schon vor Bewunderung und Dankbarkeit schlug und jetzt überwältigt war durch die edeln Mittel, durch welche edle Seelen überwältigt werden. Aber seine Schüchternheit legte ihm Fesseln an, seine Bescheidenheit nahm ihm die Hoffnung und sein Zartgefühl hielt ihn zurück; er stand einen Augenblick in der Thür des zweiten Zimmers still und sprach zu sich selbst: „Wozu umkehren? Um mich an Großmuth übertreffen zu lassen? Dann würde Alles, was ich gethan habe, wie mit Vorbedacht gethan erscheinen. Nichts Großes kommt zu Stande ohne Festigkeit; ich würde sie verlieren, wenn ich Clemencia ent-

schlossen sähe, mir aus Dankbarkeit zu gewähren, was sie mir aus Liebe nicht gewähren konnte."

Und er entfernte sich eilig.

Nachdem die erste Aufregung vorüber war, wurde Clemencia ruhig und bedachte, daß sie auf keine Weise, auch wenn sie Pablo's Wünschen, welche zugleich die ihres Vaters und ihres Oheims waren, nachgäbe, an seiner Seite verweilen und daß sie jenes Haus nicht anders denn als seine Gattin bewohnen dürfe. Sie fühlte, daß sie die Trennung, welche sie aus Rücksicht auf die Menschen beabsichtigte, jetzt, wo Pablo sich erklärt hatte, aus Rücksicht für sich selbst ausführen müsse, und sie beeilte daher die Vorbereitungen zur Abreise. Pablo, welcher fürchtete, den Schmerz, der ihn fast überwältigte, nicht verbergen zu können, und einsah, daß seine Gegenwart für Clemencia peinlich sein würde, hatte sich entfernt. Somit hatte Pablo's Erklärung nur dazu gedient, zwischen Beiden eine Schranke zu errichten, und die geschwisterliche Offenheit, welche bis jetzt zwischen ihnen geherrscht hatte, zu verscheuchen.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Acht Jahre war Clemencia von Sevilla abwesend gewesen, und acht Jahre pflegen in den Dingen und Personen große Veränderungen hervorzubringen; diese müssen wir, bevor wir fortfahren, erst andeuten.

Die Marquise, welche an einem Brustkrebs dahinsiechte, war sehr alt geworden und ihr gewöhnlicher Zustand banger Sorge war in kraftlose Entmuthigung übergegangen, in welcher sie, wie es Schwerkranken, deren geistige Fähigkeiten ungetrübt sind, in der Regel geht, nichts interessirte als ihr Leiden.

Die mit Constancia vorgegangene Veränderung war nicht weniger auffallend.

Seit der erzählten Katastrophe, und der daraus folgenden Krankheit, welche sie an den Rand des Grabes brachte, war Constancia für die Welt abgestorben, wie die Redensart lautet, welche zwar dem einförmigen Geleise des täglichen Gebrauches anheimgefallen ist, darum aber ihre ernste und hohe Bedeutung nicht verloren hat. In ihrem energischen Gemüthe hatte nur ein gleichzeitig tiefes und ausschließliches Gefühl an die Stelle jener Liebe treten können, welche ihre ganze Seele ausfüllte, wie sie ihr ganzes Leben ausgefüllt haben würde. Am Rande des Grabes verdammte sie das Uebermaß der Liebe zu einem sterblichen Wesen und bat Gott um Verzeihung, wenn sie sterben sollte, und um Ergebung, wenn sein allmächtiger Wille sie auf der Erde ließe. Die Religion gab ihr mehr als Ergebung; sie gab ihr Trost und Tugenden, indem sie mit der Verzweiflung auch den Hochmuth, die Bitterkeit, den Ungehorsam und die Selbstsucht, welche so lange ihren Thron in ihrem Herzen aufgeschlagen hatten, aus demselben verbannte und Sanftmuth, Wohlwollen, Mitgefühl und Geduld an ihre Stelle treten ließ, wie die Natur duftige und herzstärkende Blumen auf einem wüsten Lande erzeugt, nachdem eine starke Hand das Gestrüpp und

die Dornen aus demselben ausgerottet hat. Denn das ist die Wirkung und das Resultat des Lebens, welches man bisweilen mit Verachtung, bisweilen mit Spott, selten mit Hochachtung als ein der Tugend geweihtes bezeichnet; das ist sein Ziel. Und wenn diejenigen, welche ein solches Leben führen, dieses Ziel nicht immer erreichen (denn außerordentlich tugendhaft zu sein, ist nicht so leicht, als es denjenigen erscheint, welche, sobald sie Jemand diesen Pfad betreten sehen, auch sofort verlangen, daß er den erstrebten Zweck erreiche), so haben sie wenigstens das Verdienst, es gewollt, und den Ruhm, unter der heiligen Fahne gekämpft zu haben, deren Sinnbild ein Lamm, ein Kreuz und eine Dornenkrone ist. Sie haben noch mehr; sie haben den Muth, auf die Zustimmung der lärmenden Welt zu verzichten, und der glänzenden, geräuschvollen und hochmüthigen Schaar der sogenannten Aufgeklärten für arm an Geist zu gelten, sich von der stolzen und hämischen Legion der Ungläubigen zur Lächerlichkeit und zur Verachtung verurtheilen zu lassen und nur auf die stille und wohlwollende Theilnahme derjenigen zu rechnen, die sich verstecken, um nicht gesehn, und schweigen, um nicht gehört zu werden, in einer Zeit, welche sie mit Spott und Schmähungen verfolgt.

Constancia gehörte nichtsdestoweniger zu den Glücklichen, welche das erstrebte Ziel erreichen, und das war ohne Zweifel eine Folge der gänzlichen Gleichgiltigkeit gegen irdische Dinge, welche das Unglück in ihrer Seele erzeugt hatte.

Niemand hätte in ihr das elegante Mädchen von früher wiedererkannt. Ihre Kleidung war mehr als bescheiden, sie war ärmlich. Sie trug immer ein Kleid von schwarzer, grau punktirter Baumwolle, um den Hals ein schwarz und graues bastseidenes Tuch, vorn am Halse mit einer Nadel zusammengehalten, immer lange Aermel und Lederschuhe, und ihr sorgfältig geglättetes Haar war an den Schläfen ganz anspruchslos mit zwei kleinen Kämmen festgesteckt.

Dieser Verzicht auf das Vergnügen zu gefallen und auf die Befriedigung, gut auszusehen, ist der heldenmüthigste, welchen das Weib auf dem Altar der strengen Tugend zum Opfer bringen kann, und dieses Verdienst sieht man nur in Spanien, ohne daß wir damit leugnen wollten, daß es in andern Ländern auch außerordentlich tugendhafte, tief und streng religiöse Frauen gebe; aber diesen Typus vollkommener Gleichgiltigkeit gegen die Welt und ihre Eitelkeit sieht man nur hier, man mag sich noch

so viel Mühe geben zu behaupten, daß wir Alle gleich seien. Nein, die Nationalitäten lassen sich nicht mit einem Federzug, nicht mit einem falschen Grundsatz, nicht durch einige allgemein gewordene Kleidermoden wegwischen. Man behauptet, die vollkommene Gleichheit sei ein nothwendiges Resultat der Aufklärung und der Erleichterung der Communication. Bedarf es aber wohl, um die Unrichtigkeit dieser Behauptung zu beweisen, mehr als der Betrachtung, daß die beiden Herde der Aufklärung, welche zu gleicher Zeit die beiden einander am nächsten gelegenen Hauptstädte sind, stets die größten Gegensätze gewesen sind und sein werden? Worin hat denn diese tägliche Berührung die beiderseitigen scharf ausgeprägten Physiognomien von Paris und London verändert? *)

---

*) Charles Dupin, Präsident der französischen Commission bei der Londoner Industrieausstellung, sagt in seinem Abschiedsbriefe an den Prinzen Albert:

„Wir sind Franzosen und stolz auf diesen Namen; aber wir gehören nicht zu jenen Kosmopoliten, welche das Vaterland aufheben wollen, um nebelhafte Abstractionen an seine Stelle zu setzen und eine tabula rasa anzubeten; wir gehören nicht zu denen, welche für die Zukunft von dem Verschwinden der heiligen Typen der Volksstämme und Nationalitäten träumen. Die Schönheit und die Größe würden von der

Für uns ist es ein Räthsel, wie viele Leute von Verdienst und Talent diese allgemeine Gleichmachung vertheidigen und billigen können und was für ein Vortheil aus derselben entstehen würde. Daß ein Land ohne Vergangenheit, ohne Geschichte, ohne Nationalität, ohne Traditionen, weil es keinen eigenen Charakter besitzt, einen fremden annimmt, wie wir dies an Amerika sehen, wo der Norden*) den englischen und der Süden den spanischen Charakter angenommen hat, begreift sich. Daß aber einige Söhne des Vaterlandes des Pelayo und des Cid, des Calderon und des Cervantes sich Mühe geben, ihren eigenen Charakter abzulegen und einen fremden anzunehmen, das begreift weder der Patriotismus, noch die gesunde Vernunft, noch der gute Geschmack, noch die Poesie.

Erde verschwinden, wenn durch einen Zauberschlag ihre Berge sich senkten und ihre Thäler sich höben, wenn es mit den Menschen eben so ginge und wenn Thiere und Pflanzen alle dieselbe Größe, Farbe und dasselbe Niveau annähmen; eine solche Gleichheit würde dem Nichts gleichen."

*) Von ihm hat Victor Hugo gesagt:

Peuple à peine essayé,
Nation du hasard,
Sans tige, sans passé,
Sans histoire et sans art.

Constancia war also, ohne damit zu prunken oder es zu verbergen, eine Fromme geworden. Die frommen Frauenzimmer sind nicht vollkommen, obgleich die Weltmenschen von ihnen eine Vollkommenheit verlangen, zu der sie selbst sich nicht verbunden halten. Aber Constancia war es; denn sie setzte ihren übrigen Tugenden die Krone auf durch die Duldsamkeit, welche Manchen zu fehlen pflegt, und sie vereinigte mit der strengen Erfüllung ihrer Pflichten eine erworbene Milde, welche in ihrem starken und herben Charakter ein schöner Sieg war, den sie vor dem Richterstuhle der Buße davongetragen hatte. Aus ihren heitern Augen waren die scharfen und hochmüthigen Blicke verschwunden, welche ihnen früher eigen gewesen waren, aus ihrem ruhigen Gesichte die zurückstoßende nnd verächtliche Miene; ihr Wesen war, ohne Freundlichkeit zu erkünsteln, wohlwollend und würdevoll. Mit der Ausdauer treuer Ergebenheit widmete sie sich der ganzen mühevollen Pflege, welche die lange, schreckliche Krankheit ihrer Mutter nothwendig machte, und ertrug ihre zahllosen Launen mit nie sich verleugnender Geduld. Wenn irgend ein genauerer Bekannter ihre Handlungsweise lobte, kostete es ihr die größte Mühe, ihren Verdruß über diese

Lobeserhebungen, welche sie verschmähete, zu verbergen.

Mit den übrigen Personen war keine bemerkenswerthe Veränderung vorgegangen.

Ueber Don Galo waren diese acht Jahre wie sehr viele andere frühere hingegangen. Die siebentausend Realen gingen unverändert ihren Weg, die Perrücken thaten ihren periodischen Dienst, die silberne Lorgnette wurde nicht müde, ihrem Herrn zu dienen, und dieser nicht, den Damen gefällig zu sein. Alle seine Amtsgenossen hatten eine andere Bestimmung bekommen oder waren versetzt worden, selbst das Bureau war verlegt; Don Galo aber war ihm, wie ein treues Hündchen seinem Herrn, gefolgt und saß noch auf demselben Stuhle, vor demselben Pulte, mit welchen er gewissermaßen verwachsen war.

Ueber Doña Euphrasia's unverwüstliche Mannhaftigkeit waren die Jahre dahingegangen wie ein Sturm über einen festen Platz. Sie hatte manchen Thaler an Wittwenpension bezogen und gab der Wittwencasse noch immer nicht die geringste Hoffnung, sie von dieser Last befreien zu wollen.

An Don Silvestre hatte sich nichts geändert, als daß sein Bauch etwas platter geworden war.

Pepino hatte die Mercure sehr lieb gewonnen und besorgte sie jetzt sorgfältig und aus eigenem Antriebe, wie früher auf Befehl seiner Herrin.

Die Marquise empfing Clemencia traurig, sprach aber ihre große Freude über ihre Ankunft aus und erzählte ihr lang und breit ihre Leiden.

Constancia bezeugte eine aufrichtige aber ruhige Freude, ihre Cousine wiederzusehen, ohne daß der schrecklichen Katastrophe, von welcher Clemencia Zeugin gewesen war, zwischen ihnen auch nur durch eine Anspielung Erwähnung geschah.

Wenige Tage nachher kam, da der Zustand der Marquise sich verschlimmerte, auch Alegria mit ihren drei Kindern aus Madrid, wo sie wohnte, an.

Alegria war das Ideal der Eleganz geworden, eine Modepuppe, der Typus des vollkommensten guten Tones. Aber die unruhige und unregelmäßige Lebensweise, ihre fortwährenden Nachtschwärmereien und beständigen Aufregungen hatten ihre Gesundheit zerrüttet; sie war gealtert und bis zu dem Grade mager geworden, wo der Körper alle Formen, das Gesicht alle Frische und die Jugend alle Ueppigkeit verliert. Wenn sie geputzt und aufgeregt war, besonders bei künstlichem Lichte, sah sie gut aus; aber im Negligé und abgespannt war

sie wie eine vom Ostwinde geknickte und verwelkte Blume.

Ihr Gatte, stets das Muster der Vornehmheit und feinen Bildung, war jetzt auch das Muster eines guten Gatten und Vaters.

Als Alegria Clemencia sah, welche, dank ihrem ruhigen und glücklichen Leben die Seele einer Novize und die Schönheit einer Hebe mitbrachte, sagte sie zu ihr:

„Welche Ueppigkeit! Welche Frische! In welchem Eden hast Du denn gelebt? Ich bekomme Lust, eine Zeit lang in Villa-Maria zuzubringen, auch auf die Gefahr hin, so altmodisch gekleidet und frisirt zurückzukommen, wie Du. Mein Gott, wie gut bekommt Dir der Wittwenstand! Und sehr reich sollst Du auch sein, wie man sagt. Ja, ich weiß schon, ein Onkel! — höre, war er jung? . . . . Acht Jahre Verbannung hat es Dich gekostet; indessen, wenn Du Dich da wie die Maus im Käse befunden hast, kannst Du Dir's schon gefallen lassen. Du hast wohl gethan, auf der Lauer an Ort und Stelle zu bleiben, denn das Geld, das Geld, liebes Kind, ist Alles. Was fängt man ohne Geld an? Na, Du bist eine glückliche Frau. Begeh' nur nicht die Thorheit, Dich wieder zu verheirathen."

Clemencia hatte erstaunt und ohne den boshaften Sinn einiger Ausdrücke auch nur zu verstehen, diese ganze Litanei angehört; bei den letzten Worten aber erinnerte sie sich im Herzen des ihrem Oheim gegebenen Versprechens und erwiederte ihrer Cousine:

„Und weshalb wäre es denn eine Thorheit, wenn ich mich wieder verheirathete?“

„Weil Du Deine Freiheit verlörest,“ antwortete Alegria mit größerer Bosheit, als man sonst in diese alberne, stets wiederholte Redensart legt.

„Aber,“ erwiederte Clemencia, „was ist denn das für eine Freiheit, die ich als Wittwe habe und als verheirathete Frau nicht haben würde?“

„Welche Naivetät eines wohlerzogenen Kindes! Die Art von Freiheit, die ich meine, liebes Kind, ist die, thun zu können, was Du Lust hast. Hattest Du die, als Du verheirathet warst, mein Herzchen?“

„Man sollte nicht glauben,“ sagte Clemencia, „daß die Frau eines Gatten, der keine andere Freude kennt als die ihrige, und thut, was er ihr an den Augen absehen kann, so reden könnte.“

„Bei alle dem ist es aber doch ein schlechtes Vergnügen, einen Mann und drei Kinder zu haben. Kinder! Diese Plage, diese Last, diese Fesseln, bei

welchen Einem die Geduld reißt, welche die Gesundheit zerstören, die Lebenslust und die Zeit zu allem Andern rauben. O, die sind ein Unglück!"

„Jesus, Jesus!" rief Clemencia entsetzt aus. „Eine Plage, ein Unglück nennst Du den Segen Gottes, den süßen Zweck der Verbindung zwischen Mann und Frau! Weißt Du, was die armen und einfachen Leute von Villa-Maria sagen? Kinder und Hühner kann man nicht genug haben."

Alegria brach in ein höhnisches Lachen aus.

„Wie schade," sagte sie, „daß Du meinen Mann nicht geheirathet hast, und daß ihr nicht in Liebe und Einigkeit hingegangen seid, eine wüste Insel zu bevölkern! Aber, liebes Kind, wer nicht für das patriarchalische Leben ist, das heißt, wer, wie die Zeitungen sagen, in unserer Aera lebt, nennt Kinder eine Last und die Ehe ein Joch. So nennt sie selbst meine fromme Schwester Constancia, nur daß sie noch das Wort heilig davorsetzt. Aber, wenn Dir die Ehe so schön erscheint, so setzt es mich sehr in Erstaunen, daß Du acht Jahre Wittwe geblieben bist; wundere Dich daher nicht, wenn ich kein großes Vertrauen zu Deinen Worten habe und Dich nicht für sehr aufrichtig halte."

Clemencia war entsetzt, ein Gefühl, welches sie

selbst in Folge ihres häuslichen Ungemachs gehegt, dessen jedoch ihr Onkel sie gelehrt hatte sich, trotz seines unschuldigen Ursprungs, als eines egoistischen, unnatürlichen und unweiblichen Gefühls zu schämen, in ein System gebracht und in weltliche Regeln formulirt zu sehen. Sie antwortete daher erröthend:

„In Villa-Maria gab es wenige Freier, und außerdem war mein Leben so süß an der Seite meiner Eltern und meines Oheims, daß ich es stets jedem andern vorgezogen haben würde, nicht aus Liebe zur Freiheit oder um keine Kinder zu haben, sondern aus Liebe zu den Meinigen.“

„Also Du würdest wieder heirathen?“ fragte Alegria spöttisch.

„Wenn ich einen Mann fände, der mein Herz ausfüllte und den ich glücklich machen könnte, würde ich es thun, denn das habe ich meinem Oheim versprochen,“ antwortete Clemencia.

„Dann würdest Du sehr dumm handeln!“ rief Alegria aus.

In diesem Augenblicke trat Constancia herein und meldete, daß ihre Mutter, die in der letzten Nacht fast gar nicht geschlafen, endlich Schlaf gefunden habe. Alegria benutzte diese Ruhe, um

einige Freundinnen zu besuchen, und ging, nachdem sie ihren Kopfputz vor dem Spiegel glatt gestrichen, hinaus.

Es war das erste Mal seit Clemencia's Rückkehr, daß beide Cousinen sich allein befanden, da sich Constancia keinen Augenblick von der Seite ihrer Mutter entfernte.

Sie schwiegen lange.

Plötzlich ergriff Clemencia die Hände ihrer Cousine, drückte sie in den ihrigen und sprach mit ruhiger aber gerührter Stimme, während zwei Thränen zwischen ihre Augenlider traten: „Constancia, ich bewundere Dich und verehre Dich."

Constancia schwieg und ein leises Zittern war auf ihren Lippen bemerkbar.

„Was hast Du gethan, um zu vergessen, Constancia?" fuhr Clemencia fort.

„Ich habe die Erinnerung nie zurückgerufen!" antwortete Jene.

„Und wie hast Du das erreicht?"

„Dadurch, daß ich, wenn mir die Erinnerung kommen wollte, immer betete:

Entferne, Gott, von mir,
Was mich entfernt von Dir.

Glaube nur, Clemencia, daß Gott den erhört, der ihn anruft."

„Ja, und er hat auch Dein schönes Gebet erhört und Dich nur mit Dingen umgeben, die Dich ihm näher bringen, indem er Dir in der Krankheit Deiner Mutter eine Gelegenheit gegeben hat zu zeigen, daß Du eine Heilige bist."

„Schweig," antwortete Constancia mit einiger Wärme. „Womit soll ich mein früheres schlechtes Betragen gegen meine Mutter abwaschen, auslöschen, wieder gut machen? O, glaube nur, wenn all' mein Streben, alle meine Nachtwachen nicht im Stande sind, sie zufrieden zu stellen, wenn sie mich zurückstößt und ärgerlich wird, dann erinnere ich mich, daß ich im Stande war zu sagen, ich liebte sie nicht. Ich, verliebt und hochmüthig, die Mutter nicht lieben, die mir das Dasein gab! O, dann danke ich es ihr wie eine Gunst, daß sie mich nicht auf der Stelle mißhandelt, mich nicht von ihrer Seite stößt, als eine Tochter, die unwürdig ist, die heilige Pflicht ihrer Pflege zu erfüllen."

„Das sagtest Du in einem Augenblicke bitterer Erregung, Constancia."

„Nein, Clemencia, diese bittere Erregung war

mein gewöhnlicher Zustand. Meine Seele war von Leidenschaft, Stolz, Ungehorsam und Härte erfüllt. Daß ich ein starrköpfiges Kind, eine ungehorsame Tochter, eine undankbare Nichte geworden bin, hat dem Manne, den ich liebte, das Leben gekostet, hat mich um das Glück gebracht, nach welchem ich strebte und welches ich durch demüthige und sanfte Mittel vielleicht endlich erreicht hätte, und hätte meine Seele in's Verderben gestürzt, wenn mir Gott nicht mit dem Tode eine Mahnung an die Ewigkeit gesandt hätte, an deren Rande sich die Augen meiner Seele dem Lichte von dort oben öffneten."

„Wie demüthig Du bist, Constancia!"

„Es ist keine Demuth, Clemencia, seine Fehler zu erkennen. Ich bin nicht demüthig; nur der Stolz, der mich verblendete, ist, Gott sei Dank, nicht mehr da."

„Doch, Du bist es; ja, Du gehst noch weiter, Cousine, denn Du verkennst nicht nur Deine Fehler, sondern Du mißachtest Deine Tugenden. Warum hast Du ein so ernstes Studium daraus gemacht, einen Schmerz zu verbergen, der, wie ich, die ich Deine Seele kenne, weiß, bis zum Tode mit derselben verwachsen ist?"

„Clemencia," — antwortete Constancia mit unveränderter und so ruhiger Stimme, als wollte sie ihre Bewegung vor sich selbst verstecken — „die Schmerzen, die man Gott bietet, verhehlt man der Erde, damit dieser Weihrauch des Herzens nicht auf ihr verfliege!"

Zweites Capitel.

Uebermäßig in Anspruch genommen durch die Arbeiten, welche ihr das Möbliren und Einrichten ihres Hauses machte, zerstreut und verwirrt durch die zahllosen Besuche, welche die reiche, schöne und liebenswürdige Wittwe empfing, hatte Clemencia sich zwar vorgenommen, an Pablo zu schreiben, aber sie verschob es. Wie viele Dinge bleiben dadurch ungeschehen, daß sie aufgeschoben werden! Einen guten Vorsatz aufschieben ist dasselbe, wie die Hilfe aufschieben, die man einem Bedürftigen bringen kann; gewöhnlich stirbt dieser in Folge der Unterlassung und das Almosen wird zu etwas Anderm verwandt. So geschieht es auch, daß der gute Vorsatz schwach wird und unausgeführt bleibt, und Zeit und Wille zu etwas Anderm verwandt werden;

dann kommt die Vergessenheit mit ihrem Lichtauslöscher dazu und versenkt Alles in's Chaos.

Sobald Clemencia in ihrem schönen und hübsch möblirten Hause eingerichtet war, wurde dieses außerordentlich besucht. Seine Eigenthümerin besaß die angeborene Gabe, Gäste gut zu empfangen; denn diese Eigenschaft hat, wie alle Feinheit und Zartheit im Umgange, zur Grundlage die Herzensgüte, und Herzensgüte war ein Grundzug in Clemencia's Charakter und die Haupttriebfeder ihrer Handlungen. Alle Regeln der Feinheit und des Zartgefühls haben die natürliche Herzensgüte zum Vorbilde, wie die Tanzkunst die Grazie der Kindheit. Clemencia's Haus wurde Mode und die Mode ist eine Zauberin, welche uns in eine Hammelheerde verwandelt und uns nach Willkür über Berg und Thal führt.

Unter den Personen, welche in Clemencia's Hause vorgestellt wurden, zeichneten sich zwei hochstehende Ausländer aus, der Eine ein Engländer, der Andere ein Franzose, welche gekommen waren, den Winter in dem Frühlinge zuzubringen, dessen sich Sevilla, die edle und entthronte Königin von Andalusien, in dieser Jahreszeit erfreut.

Der Vicomte Karl von Brian und Sir George

Percy waren zwei schöne Typen ihrer beiderseitigen Volksstämme und Länder. Beide waren groß. Der Vicomte, der etwas stärker war, hatte mehr Eleganz in seinen Manieren, Sir George mehr Vornehmheit; in seiner Haltung hatte der Vicomte mehr Adel, Sir George mehr Würde; der Erstere war stattlicher, der Zweite natürlicher. In seinem Anzuge war de Brian geputzter, Sir George dagegen trieb die schöne englische Einfachheit in der Kleidung bis zu einem solchen Grade von Gleichgiltigkeit, daß es ihm nicht darauf ankam, eine Winterweste im Sommer anzuziehen; dabei war er aber doch so eigen und sauber in seinem Zeuge, daß er seinem Kammerdiener, am Morgen nachdem er ihn in seine Dienste genommen, einen Ballanzug schenkte, den er bei dem besten Schneider von Sevilla hatte machen lassen.

Sir George war ungeheuer reich und freigebig, doch ohne Prunk, weshalb man ihn in Sevilla Monte-Christo nannte, wie man den Vicomte wegen seiner Statur und weil er ein großer Royalist war, den Beinamen Karl der Große gegeben hatte.

Wir beklagen tief die andalusische Sitte, Jedermann, sei er auch noch so vornehm und noch so

vortrefflich, Spitznamen zu geben; es verstößt dies gegen die Würde und Eleganz einer gebildeten und feinen Gesellschaft, und kein Witz entschuldigt eine solche Possenreißerei.

Beide waren grade die rechten Männer, um Clemencia's großen Werth würdigen zu können; Beide mußten sich durch den Verein von Vorzügen, welche sie besaß und welche sich so selten in einer und derselben Persönlichkeit zusammenfinden, in hohem Grade angezogen fühlen. Beide begriffen daher sofort, daß Clemencia ein Wesen seltener Art war, reich begabt durch Natur und Bildung, dessen Werth jedoch Wenige zu erkennen vermochten, wie sie denselben selbst nicht seinem ganzen Umfange nach zu würdigen verstand.

Sofort entspann sich zwischen de Brian und Sir George einer jener geheimen und erbitterten Wettkämpfe, welche die Männer von Welt so geschickt zu verbergen wissen, nicht unter freundlichen, sondern unter gleichgiltigen Formen. Die Folge dieses Wettstreites war, daß die Neigung zu Clemencia in dem trockenen, blasirten und kalten Sir George zu einem heftigen Verlangen stieg, während der Vicomte, der ein Mann von Herz und Gediegenheit war, dieselbe in sich verschloß, da die

französische Eitelkeit fürchtete, in ihren Ansprüchen einem glücklichern Nebenbuhler weichen zu müssen. In diesem Falle konnte man sagen, daß sowohl Beider Stellung zu Clemencia als ihre beiderseitigen Charaktere den Nationalcharakter beider Länder in ihnen ausgewechselt hatte, da Sir George gegen Clemencia der liebenswürdige, ergebene, artige und unterwürfige Mann war, während der Vicomte sich gemessen, schüchtern und zurückhaltend bis zur Kälte zeigte.

Der Vicomte war in der Verbannung geboren, als Sohn eines Vaters, welcher die Seinigen auf dem Schaffotte verloren hatte. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, hatte er seinen Bruder in Rom durch den Dolch eines Mörders und seinen Vater an seiner Seite in den Februartagen für die Sache der Ordnung kämpfend verloren, und hierauf, hoffnungslos und tief gebeugt, das geliebte Vaterland verlassen, um nicht Zeuge von dessen Selbstmorde zu sein.

Sir George dagegen hatte von seiner Geburt an in Glanz, Glück und Reichthum gelebt, und an nichts Anderes gedacht, als an die Befriedigung seiner Eitelkeit, seiner Leidenschaften und seiner Launen. Daher fühlte er sich schon in seinem dreiunddreißigsten

Jahre abgestumpft, übersättigt, trockenen Herzens, entnervter Seele und auf rein materielle Genüsse beschränkt.

War es die Zurückhaltung des Vicomte oder die Feinheit und Eleganz von Sir George's Huldigungen oder jener blinde Impuls, dessen Ursprung unergründlich ist, und der seine Eingebungen nicht von der Vernunft, der Gleichheit der Verhältnisse oder der Sympathie erhält, sondern von selbst entsteht, zum Despoten heranwächst und das Herz gewaltsam mit sich fortreißt, genug, Clemencia, die noch zu jung war, um in die tiefen Abgründe des Herzens in der großen Welt aufgewachsener Männer zu blicken, fühlte sich mächtig zu Sir George hingezogen, dessen vornehme Manieren, dessen Talent, Bildung, Wissen und Witz sie bezauberten. Und es ist nicht zu verwundern, daß auf ein so feines Gefühl, einen so gebildeten Geschmack, wie Clemencia besaß, im Verein mit einem liebenden Herzen, welches bis dahin in einer einfachen und ruhigen Atmosphäre geathmet hatte, ein Mann wie Sir George, in welchem die genannten Vorzüge auf's Glänzendste hervortraten, einen Eindruck machte.

Mit einer Zartheit des Benehmens, wie man sie nur in der höchsten und feinsten Gesellschaft

erwirbt, verstand Sir George auf eine Art den Hof zu machen, die keine Zurückweisung zuließ. Er brachte ihr seine Huldigungen dar in den Personen, welche sie liebte oder die mit ihr in Verbindung standen; er hatte für die Marquise einen kunstreichen Apparat zum Verbinden ihrer Brust kommen lassen; er hatte Don Galo einen Doppelopernguсker von so ungeheurer Größe geschenkt, daß es ihrem entzückten Besitzer unmöglich war, denselben mit einer einzigen Hand vor die Augen zu halten. Paco Guzman hatte dem Glase den Beinamen Romulus und Remus gegeben.

„Mein Sohn Paco," antwortete Don Galo in seiner Freude, „Sir George hat mir gesagt, der Fabrikant habe nur drei solche Gläser gemacht, eins für den Prinzen Albert, das zweite für den türkischen Sultan und dies hier."

Selbst dem Don Silvestre, dessen Haß gegen die Eisenbahnen ihm nicht unbekannt war, hatte Sir George eine witzige englische Caricatur geschenkt, welche einen Zug von Reisenden darstellte, die, bevor sie in die Waggons steigen, vor der Locomotive vorübergehen, den Hut abnehmen und sie mit denselben Worten begrüßen, wie die römischen Gladiatoren, ehe sie in den Kampf gingen, die Kaiser:

„Morituri te salutant.“ *)

Diese Satire hatte Don Silvestre in eine Begeisterung versetzt, wie der ruhige Mann ihrer nur irgend fähig war; er hatte sie überall mit hingenommen, hierauf in einen prachtvollen Mahagonirahmen mit einem vergoldeten Metallstern in jeder Ecke fassen lassen und über einem Möbel aufgehängt, welches den Namen eines Schreibtisches führte, ohne jedoch dazu gebraucht zu werden. Dieser Tisch war geziert mit einem silbernen Schreibzeuge vom allerreinsten Innern und einer Feder von fleckenloser Jungfräulichkeit, deren Vermählung eben so nominell war, wie die der heiligen Cäcilie und des heiligen Valerianus.

Bei alledem war in Percy's Benehmen gegen Clemencia keine Heuchelei; nicht, als ob er nicht vollkommen fähig gewesen wäre, alle Mittel zu gebrauchen, um sich ihr Herz zu gewinnen, sondern weil er in seinem allgemeinen Skepticismus vollkommen überzeugt war, daß Hoheit der Seele, Inbrunst, Frömmigkeit und Ideal sehr poetische und schönklingende Worte, aber ohne wirklichen Werth sind, und nichts als eine gute Livree für Holzpuppen

*) Die in den Tod Gehenden grüßen Dich. Anm. d. Uebs.

ohne Seele und Empfindung. Sir George besaß daher die gute Eigenschaft, seine Gefühle und Gedanken natürlich auszudrücken, nicht aus Cynismus, sondern weil er sie für die allgemeinen und wahren Grundsätze, und für die vernunftgemäße Reaction, wie er sagte, gegen die philosophischen Declamationen und den honigsüßen Puritanismus der Reformation wie gegen die ascetischen Stoßseufzer des katholischen Spiritualismus hielt; denn die absolute Negation hielt er für die Fundamentalwahrheit der Wissenschaft von der Welt und dem menschlichen Herzen. Ach, und er ist nicht der Einzige! Man muß nur sehen, mit welcher groben Alcideskühnheit viele Menschen mit ihrer plumpen Sohle auf den heiligen, idealen und süßen Gefährtinnen herumtreten, welche auserwählte Seelen im Himmel, in der Poesie, im Idealen suchen und finden, welche ihnen das Leben verschönern und versüßen, und, sie immer nach oben leitend, die dürrsten Pfade mit Blumen besäen.

Im Laufe der Zeit jedoch entstand in Clemencia's Herzen neben dieser neuen Liebe eine instinktmäßige Unruhe, wie neben einer Lilie ein Dornstrauch erwächst, der sie mit seinen Zweigen umschlingt und sticht.

Auf Sir George dagegen übte Clemencia täglich einen größern Zauber aus. Hatte er sich von dem Augenblicke an, wo er sie zum ersten Male gesehen, hingerissen gefühlt durch die gewaltige Verführungskraft, welche die Schönheit auf lasterhafte, nur von sinnlicher Liebe beherrschte Männer ausübt, hatte der Wettstreit mit einem Manne von so vorzüglichen Eigenschaften wie der Vicomte seine Eigenliebe bei dem Triumphe betheiligt, so hatte Clemencia's ebenso bescheidenes wie offenes Wesen, ihr ebenso gebildeter wie unbefangener Geist, ihr ebenso weiches wie heiteres Gefühl, ihre originelle und doch nicht im Geringsten vom herkömmlichen Wege abweichende Anschauungsweise, jene Verführungskraft für Sir George noch durch allen Reiz der Neuheit und Eigenthümlichkeit vermehrt, ein Reiz, für welchen er seit langer Zeit unempfänglich und abgestumpft war, der aber bei dieser Gelegenheit wieder anfing, seine Wirkung zu üben, und zwar in außerordentlichem Maße. Sir George sah ein, daß es ihm durch keins der gewöhnlichen Mittel gelingen werde, sich Clemencia's Liebe zu erwerben, und setzte daher alle diejenigen in Bewegung, welche ihm Natur, Bildung und Welterfahrung gegeben hatten, um zu gefallen.

Der gegen Alles abgestumpfte Mann war angenehm überrascht, zu bemerken, daß es noch etwas gab, wonach er mit Heftigkeit strebte, daß er noch einen Wunsch hegte, dessen Erreichung ihn reizte. Eitelkeit und gemeine Eigenliebe hatten hieran keinen Antheil. Er war über das Alter hinaus, wo Eroberungen der seinigen hätten schmeicheln können. Obgleich er erst dreiunddreißig Jahre alt war und sein schönes Aeußere ihn noch weit jünger erscheinen ließ, war ihm doch der Beiname „Der alte Liebesgott," welchen man dem erlauchten Lord gegeben hatte, ein Gräuel. Außerdem verschmähen es Leute seiner Art und seines Ranges, glänzen zu wollen, denn sie verachten die Meinung Anderer und sind Sybariten und Feinschmecker genug, um in ihrer Liebe den Reiz des Geheimnisses der Oeffentlichkeit und den Anstand der Verschwiegenheit dem Triumphe vorzuziehen. Dazu kam noch, daß Leute wie Sir George in Ermangelung jedweder Religion, jedweden Glaubens und jedwedes Cultus, doch den der Ehre beibehalten, und diesen irdischen Cultus zu einer Höhe erheben, welche mit der Anbetung des Göttlichen wetteifert, ein Beweis, daß kein Stolz, kein Skepticismus, kein Unabhängigkeitsgeist aus dem Herzen des Menschen den gebieterischen Drang nach einem

Gegenstand der Verehrung ausrotten kann, einen Drang, den Gott in das Herz des Menschen gelegt hat, um ihn an seine Abhängigkeit zu erinnern.

Der feine Psychologe erkannte sofort sehr wohl, daß eine Niederlage die Existenz der jungen Frau, welche rein, sanft und lächelnd wie das Morgenroth, vertrauensvoll und schutzlos wie die Wahrheit in die Welt trat, für immer vernichten konnte; aber er dachte bei sich:

„Pah! aus Liebe ist noch Niemand gestorben, und sie ist eine zu gute Katholikin, um sich das Leben zu nehmen.“

Hätte Don Galo Sir George's Gedanken ergründen können, so würde er gedacht haben:

„Wer hätte glauben sollen, daß Sir George, dieser äußerst schätzbare Mann, so eitel wäre?“

Der Vicomte würde gedacht haben:

„Dieser stolze Sohn Albions setzt sich einer großen Gefahr aus, nicht, überwunden zu werden, denn ein Löwe läßt sich nicht mit einem wollenen Stricke festbinden, wohl aber, ein unvollständiger und ungeschickter Cäsar zu werden.“

Pablo, der ehrenwerthe und energische Spanier, hätte ihn, wenn er seine Gedanken gekannt, zwischen den Händen erdrosselt!

Seit der Ankunft des Vicomte, der zu seinem Unglück später eingetroffen war als Sir George, und auf welchen Clemencia einen bei Weitem tiefern und wahrern Eindruck gemacht hatte als auf seinen Mitbewerber, empfand der Engländer, ohne es sich gestehen zu wollen, Eifersucht, ungeachtet er sich von der jungen Wittwe bevorzugt wußte; denn Clemencia's Herz war zwar von der Züchtigkeit bewacht, aber nicht von der Arglist verhüllt. Sir George konnte nicht umhin, einzusehen, daß de Brian ein gefährlicher Nebenbuhler war. Damals ging in seinen Gefühlen eine merkliche Veränderung vor. Umworben und geliebt von einem Manne wie der Vicomte, erschien ihm Clemencia durch ein verführerisches Prisma; die Unruhe, welche er über die Rivalität eines Mannes wie de Brian empfand, war wie ein Galvanismus, der seinen todten Gefühlen ein künstliches Leben gab. Da, angetrieben durch Alles, was noch in ihm wirksam war, Eigenliebe, sinnliche Begierde, Eigensinn und Stolz, beschloß er fest, sich um keinen Preis von einem Nebenbuhler ausstechen zu lassen.

„Ich muß," sprach er zu sich selbst, „ein geschickter und vorsichtiger Taucher sein, um ihre Liebe zu gewinnen, diese Perle, die in einem so tiefen und

ruhigen Elemente schläft; denn sie könnte sich in ihre Muschel verschließen, wenn ich das Wasser trübe, oder tief weiterschlafen, wenn ich sie nicht bewege, oder mir von andern Händen weggerissen werden, wenn ich nicht zuvorkomme."

Drittes Capitel.

Sir George besuchte nebst vielen andern Personen Clemencia's Haus gegen Abend und blieb daselbst bis neun Uhr, wo sie, begleitet von Don Galo Pando, unfehlbar jeden Abend zu ihrer Tante ging. Sir George suchte es immer so einzurichten, daß er früher als alle Andern da war, was ihm das Vergnügen verschaffte, einige Zeit mit Clemencia allein zu sein, und wirklich hatten diese Augenblicke für ihn einen außerordentlichen Reiz.

Die Einfachheit und Fröhlichkeit Clemencia's, dieses Naturkindes, schien das Eis zu schmelzen, womit das künstliche, zerstreuungsvolle Weltleben auch den letzten Funken heiligen Feuers in Sir George's Seele ausgelöscht hatte.

Clemencia's Natürlichkeit im Umgange, die Offenheit, die ihr ganzes Wesen athmete, die

Gradheit, womit sie ohne Anstrengung, ungeheuchelt und unstudirt, in Allem was sie that und sagte, den rechten Weg verfolgte, zwangen ihn unwiderstehlich, jenes künstliche Wesen abzulegen, welches zuweilen bei Leuten aus der großen englisch-französischen Welt zur andern Natur wird. Er hatte den unbeschreiblichen Zauber, der der spanischen Umgangsweise eigen ist, das Vertrauen, diese Tochter der Natürlichkeit und Aufrichtigkeit, kennen und empfinden gelernt; an Clemencia's Seite, wenn er mit ihr allein war, fühlte sich daher Sir George mit Entzücken jung, heiter, fast ein Kind; er lachte mit ihr aufrichtig und unschuldig, ein Lachen, wie es seinen Lippen schon lange unbekannt gewesen war, er war beinahe offenherzig und liebevoll, stieg mit Vergnügen zu den kleinsten Details von Clemencia's Leben hinab, kannte ihren Onkel, ihren Vater, Villa-Maria, ihre Blumen, ihre Vögel.

„O," sagte er dann oft zu ihr, „Sie sind zartfühlend von Natur, gebildet aus Instinkt und eine unwillkürliche Dichterin; welche Fee hat Sie bei Ihrer Geburt zu dem gemacht, was Sie sind?"

„Ich bin nichts, Sir George," antwortete dann Clemencia mit ihrer reizenden Aufrichtigkeit; „aber ich kann mit dem orientalischen Dichter sagen: Ich

bin nicht die Rose, aber ich habe neben ihr geblüht."

Alsdann war er liebenswürdig wie Wenige, seine Unterhaltung, voll Geist und Witz, war hinreißend und besonders verführerisch für Leute von Talent und Bildung; denn, wie der berühmte Gelehrte Pastor Diaz mit so viel Recht sagt: „Das Talent imponirt gewaltiger dem Talente als der Unwissenheit." So fühlte sich auch Clemencia beherrscht von der hohen Sphäre, in welcher ihr Freund sich bewegte; aber immer nachdem er sich entfernt und der Zauber aufgehört hatte, blieb eine gewisse Traurigkeit in ihr zurück, welche sie sich nicht erklären konnte, die aber ihren Grund darin hatte, daß sie in jener glänzenden aber kalten Sonne nicht die Wärme fand, welche Glauben und Vertrauen erzeugt.

Sobald Jemand eintrat, war Sir George ein anderer Mensch; der, welcher einen Augenblick vorher durch seine Anmuth und Liebenswürdigkeit anzog, stieß alsdann ab durch jenen Hochmuth, jene morgue, wie die Franzosen es nennen, welche denjenigen Mitgliedern der englischen Aristokratie eigen ist, die glauben, daß das beste Mittel, sich selbst hoch zu stellen, darin bestehe, alle Andern zu erniedrigen.

Eben so zurückstoßend wirkte er durch die in unserer Zeit so beliebte fortwährende Ironie, welche Viele, die vollkommenes Vertrauen besaßen, nicht immer verstanden, die aber Jedermann unangenehm berührte, auch ohne daß er ihre volle Bitterkeit begriff. Er gefiel sich darin, sich vor den Andern auszuzeichnen, bezeigte daher oft die größte Gleichgiltigkeit gegen das, was Alle interessirte, oder in Begeisterung versetzte, und beschäftigte sich gleich darauf mit Kindereien, die Niemandes Aufmerksamkeit erregten. Er sagte deshalb nie ein Wort zum Lobe der Kathredale, des Alcazar, der Börse oder der Gemälde Murillo's, sprach aber mit Begeisterung von den hübschen Wasserbuden, um die richtigen Empfindungen Anderer durch abgedroschene Paradoxen zu verletzen.

Eines Abends war die Unterhaltung zwischen Clemencia und Sir George anziehender und lebhafter als je gewesen, belebt durch das köstliche Gefühl, welches Beide hegten, sich einander gegenseitig zu gefallen, eine Ueberzeugung, die gleich einem wohlthätigen Genius das Feuer unsers Geistes anzublasen scheint, daß es glänzender aufflackert und jenen Zustand unschuldiger und reiner freudiger Erregung erzeugt, welchen die Franzosen enjouement

nennen. In diesen Zustand mischt sich ungenannt die Liebe ein, wie man in einem Garten die Melodie einer im Dickicht versteckten Musik hört. Sir George entdeckte sie; Clemencia kannte sie noch nicht.

„Clemencia," sagte Sir George mit aufrichtiger Begeisterung, „zwischen dem Kinde, das unser Entzücken, und der Fee, die unsere Bewunderung erregt, gibt es ein bezauberndes Wesen — nämlich das Weib, das man liebt. Wollen Sie nicht lieber dies sein, als die beiden andern Wesen, die Sie abwechselnd sind?"

„Sir George," antwortete Clemencia, „ich begreife das Glück, geliebt zu werden, nicht, es sei denn von einem einzigen Manne."

„Von welchem Manne, Clemencia?"

„Den, welchen ich liebte."

„Dann sind Sie vielleicht die einzige Frau, der es so geht."

„Das heißt, ich bin ein Original?" erwiederte Clemencia, ihren muntern Ton wieder annehmend; „da sehen Sie also die Wahrheit eines der kleinen Evangelien meines Vaters: Das Glück ist nicht für den, der es sucht, sondern für den, der ihm begegnet."

„Und Sie wollen nicht lieben, Clemencia? Haben Sie vielleicht ein Gelübde gethan, das Sie daran verhindert?“

„Nein, Señor; aber das Lieben und Nichtlieben besteht nicht im Liebenwollen und Nichtliebenwollen.“

„Für so fügsame und der Willenskraft so unterworfene Naturen wie die Ihrige fürchte ich, daß dem doch so ist.“

„O, daß Sie recht hätten!“ erwiederte seufzend die aufrichtige Clemencia, welche an Pablo dachte.

Als Sir George, welcher die Aeußerung anders deutete, entzückt antworten wollte, öffnete sich die Thür und der Vicomte trat ein.

Sir George, der immer kalt, ironisch, skeptisch und wenig mittheilsam war, und mit Mühe und nur im vertrauten Gespräch mit einer schönen Frau seinen gewöhnlichen Belagerungszustand aufhob, bedurfte nur eines leichten Widerspruches, um all' sein Geschütz wieder spielen zu lassen. Er empfing daher den Vicomte, wie man denken kann, mit eisiger Kälte; ein sanfter Blick der Bitte, womit Clemencia ihn so zu sagen liebkoste, besänftigte einigermaßen seinen herben Verdruß, aber er nahm seine Zuflucht zum Schweigen, um zu verstehen zu geben,

daß die Gegenwart des Vicomte ihm überlästig war. Hierin fehlte Sir George gegen seine sonstige zartfühlende Vorsicht; aber der unzähmbare britische Charakter nahm seine ganze rauhe Außenseite wieder an.

Der Vicomte bemerkte den Mangel an Aufmerksamkeit und begriff den Grund davon.

Wenn Sir George's Unterhaltung witzig, schneidend und pikant war, so war die des Vicomte außerordentlich fein, interessant, zuweilen tief, zuweilen erhaben, immer lehrreich und immer anziehend. Der Vicomte berührte verschiedene Punkte, und nahm die Aufmerksamkeit Clemencia's, die ihm mit vielem Vergnügen zuhörte, ganz in Anspruch. Sir George nahm keinen Antheil mehr am Gespräche, und wie jeder Mißgestimmte, der sich in sein Stillschweigen hüllt, war er auf dem Wege, vergessen zu werden.

„Teufel!“ . . . dachte er ärgerlich (denn wenn er Niemand hatte, gegen den er einen Sarkasmus schleudern konnte, so bespöttelte er sich selbst), „ich spiele hier die lächerliche Rolle eines Menschen, der, wie man zu sagen pflegt, die Faust in der Tasche macht. Ob ich lieber gehe?“

Zum Glück trat in diesem Augenblicke Don Galo ein.

„Ganz gehorsamer Diener, Clemenzchen. — Herr Vicomte, Ihr gehorsamster Diener. — Sir George, Ihr Diener. Es ist eine Kälte wie am Pol.“

„Am Nordpol oder am Südpol?“ fragte Sir George, der endlich in einer seiner pikanten Spöttereien das Wort wiederfand.

„Am Nordpol natürlich,“ antwortete Don Galo.

Sir George lachte laut auf.

Der Vicomte that ein Gleiches.

„Don Galo,“ sagte Clemencia, „wir sprachen so eben davon, welche Dinge dem menschlichen Herzen am angenehmsten sein können. Ich meinestheils bin der Meinung, daß die Empfindung des Angenehmen mehr im Herzen des Menschen liegt als in den Dingen, und glaube, daß das Herz mehr das Vergnügen gibt als empfängt.

„Das ist sehr richtig, Señora,“ erwiederte der Vicomte, „beachten Sie nur, wie manchen Leuten einfache und unbedeutende Dinge Vergnügen machen, und wie Andern zuweilen das Allervollkommenste nicht gefällt.“

„Das hängt," meinte Sir George, „von der Feinheit des Geschmackes ab."

„Das glaube ich nicht," erwiederte der Vicomte; „ich habe manchen schlechten Geschmack gekannt, der schwer zu befriedigen war, und manchen sehr feinen, der wie die Bienen aus jeder Blume Honig zog."

„Ein herrlicher Instinkt, den ich an Beiden bewundere," sagte Sir George mit seinem kalten Lächeln. „Señora," fuhr er sich an Clemencia wendend fort, „welches ist unter allen Dingen der Erde dasjenige, welches das Glück oder das Vorrecht hat, Ihnen am meisten zu gefallen?"

„Die Blumen," antwortete Clemencia naiv.

„Sie haben also Neigung für die Botanik?"

„Nein, Señor," antwortete Clemencia mit derselben Ruhe, „ich kann nicht eine einzige Pflanze classificiren; aber die Blumen sind die verkörperte Poesie der materiellen Welt. So lange der Mensch gesungen, hat er mit ihnen seine Gesänge durchwebt; nie hat der Geist der Neuerung, der Opposition, der Paradoxie, dem nichts heilig ist und der Alles angetastet hat, es gewagt, die süße Sympathie für die Blumen lächerlich zu machen, die sich in der Natur immer frisch und üppig wieder erneuern, wie

die Hoffnungen im Menschenherzen; unzertrennlich von der Poesie sind sie Gefährtinnen der Gefühle, welche sie einflößen. Ich sympathisire daher mit dem jungen Dichter, der sich zu ihrem Sänger gemacht hat und ihnen einen so schönen Cultus weiht, unbekümmert darum, daß ein Anderer eben so beißend wie Sie dieselbe Frage an ihn gerichtet hat, wie Sie an mich. Aber," fuhr Clemencia heiter zu Don Galo gewandt fort, „was sagen Sie? Was gefällt Ihnen in dieser Welt am meisten?"

„Was mir am meisten gefällt, das sind die Schönen," antwortete Don Galo mit seinem zufriedensten und galantesten Lächeln.

„Ich kann nicht umhin, meine eigene Stimme mit der dieses Herrn zu vereinigen," sagte der Vicomte.

„Und was meinen Sie, Sir George? Habe ich nicht Recht?" fragte Don Galo, sich unbarmherzig die Hände reibend, die von den Frostbeulen, welche das fortwährende Schreiben in dem kalten Büreau ihm zugezogen hatte, ganz roth waren.

„Zum ersten und einzigen Male," antwortete Sir George, „stimme ich mit Ihrer Ansicht, die ich immer bewundere, nicht überein; ich ziehe die Häßlichen den Schönen vor."

„Um keinen Nebenbuhler zu haben?“ fragte Don Galo mit den augenscheinlichsten Ansprüchen an den Ruhm, etwas sehr Geistreiches gesagt zu haben; „nun, Sie dürften die doch nicht fürchten.“

„O, ich fürchte sie auch nicht, Don Galo; dazu setze ich zu viel Vertrauen in den schlechten Geschmack der Damen. Es ist auch nicht deshalb, aber weil die Häßlichen liebenswürdiger sind, als die Schönen.“

„Señor,“ rief Don Galo entrüstet aus, „das behaupten Sie in Clemencia's Gegenwart, welche die schlagendste Widerlegung Ihres Satzes ist?“

„Die Ausnahmen machen keine Regel, Señor. Und,“ fuhr Percy zu Clemencia gewandt fort, — „welches ist denn Ihre Lieblingsblume?“

„Das Veilchen,“ antwortete Clemencia.

„Ah! das war auch Napoleon's Lieblingsblume; das ist Sympathie.“

„Nicht weil sie Napoleon's Lieblingsblume war, sondern die des Mannes, welchen ich auf dieser Welt am meisten geliebt habe.“

„Fernando Guevara's?“ fragte Don Galo mit seinem naiven Vertrauen und seiner unausbleiblichen Ungeschicklichkeit.

„Fernando“ — antwortete Clemencia erröthend

(denn sie fürchtete gegen das Zartgefühl der Gattin zu verstoßen, wenn sie gestand, daß sie einen Andern mehr geliebt hatte als ihren Mann) — „hatte keinen Sinn für Blumen. Die Veilchen waren die Lieblingsblumen meines Oheims, des Abts, dem ich Alles, Alles verdanke. Jetzt gibt es noch keine, und das thut mir leid; sie sind ein lebendiges Bild jenes zärtlichen Vaters, jenes bescheidenen Weisen und ihr Duft ist mir eine lebendige Erinnerung an ihn."

Nach einiger Zeit stand Don Galo auf um zu gehen.

„Wie? Sie wollen gehen?" fragte Clemencia erstaunt.

„Ich gehe . . . und bleibe doch."

„Gewiß, in meiner Einnerung."

Don Galo wurde so stolz, daß er in jenem Augenblicke nicht mit einem Rothschild, nicht mit einem Apoll, nicht mit einem Seneca, ja nicht einmal mit seinem Bureauchef getauscht hätte.

„Armer Mann!" sagte Sir George, als er gegangen war.

„Welch' ein trefflicher Mann!" fügte der Vicomte hinzu. „Señora, die Freundschaft, welche Sie ihm beweisen, zeugt nicht nur für Ihr edles

Herz, sondern macht auch Ihrem zarten Tacte Ehre."

„Ach," sagte Sir George, „ich hatte in dieser Freundschaft nichts als die Klugheit einer jungen und schönen Frau gesehen."

„Da haben Sie sich getäuscht," erwiederte Clemencia, „ich wähle meine Freunde nie aus Berechnung; nur die Sympathie bestimmt meine Wahl. Auch bin ich weder eingebildet noch schüchtern genug, meine Schutzwache in der Unbedeutendheit der Personen zu suchen, mit welchen ich umgehe. Sie beurtheilen immer die spanische Gesellschaft nach der anderer Länder, Sir George, und können gar nicht begreifen, daß die moralische Unabhängigkeit der Spanierinnen einen heiligen Zwang verehrt, aber kein Gängelband duldet."

In diesem Augenblicke trat Paco Guzman ein.

„Clemencia," sagte dieser nach einer Weile, „wissen Sie, daß wir Don Galo aufgebunden haben, Doña Euphrasia würde Don Silvestre heirathen? Und er hat es geglaubt! . . . denn der Einfaltspinsel glaubt Alles, was man ihm sagt."

„Es gibt keinen größern Beweis von der Gesundheit des Herzens als die Gläubigkeit," erwiederte Clemencia; „um fremden Worten keinen Glauben

mehr beizumessen, muß man die Lüge als ausgemacht annehmen, und es gibt Herzen, die so gesund sind, daß sie keinen Begriff von derselben haben. Aber ich gestehe Ihnen, Paco, es wäre gegen mein Gewissen, einen Leichtgläubigen auch nur aus Scherz zu täuschen."

„Gegen das Gewissen, Clemencia? Welch' ein schwerwiegendes Wort für einen so unbedeutenden Gegenstand."

„Nun, dann setzen Sie dafür . . . Zartgefühl."

„Das Gewissen und das Zartgefühl," meinte der Vicomte, „ähneln einander, denn sie sind für den Menschen Rathgeber beim Handeln und nachher Richter. Das Zartgefühl hat seinen Ursprung in der Gesellschaft und der Bildung, das Gewissen in der Moral; daher ist jenes schwankend und conventionell, dieses gleichförmig und unveränderlich."

„Sagen Sie anstatt Moral . . . Religion," rief Clemencia aus, „denn, wie mein Oheim sagte, die Moral ist nur der Mond, welcher die Nacht erhellt, der die Sonne fehlt, und empfängt selbst nur ihren bleichen Glanz von der Sonne des Lebens, deren Widerschein sie ist. Woher anders als aus dieser Quelle hat die Moral ihre Eingebungen ge-

wonnen? Wer machte aus dem Gehorsam die erste Tugend? Wer strafte den ersten Fehler?"

„Sie sind eine Ultragläubige," sagte Sir George.

„Haben Sie etwa daran gezweifelt?" rief Clemencia erschrocken aus.

„Ich hatte hierüber kein ganz bestimmtes Urtheil, Señora. Einerseits zog ich in Erwägung, daß Sie eine Frau und eine Spanierin sind, zwei Eigenschaften, die zu jeder Art von Exaltationen, zu jeder Gattung von Aberglauben befähigen; andererseits, bei Ihrer großen Geistesbildung . . ."

Clemencia machte eine unzweideutige Bewegung des Unwillens und der Ungeduld.

„Aber, Señora," fügte Sir George rasch hinzu, „ich achte jede Meinung, jeden Glauben, jede Ueberzeugung."

„Dann weiß ich Ihnen wenig Dank dafür, daß Sie die meinigen respectiren," erwiederte Clemencia lebhaft, „und kann Ihnen nicht dieselbe Gefälligkeit erweisen, denn im Punkte der Religion verdamme ich diejenigen, die nicht die meinigen sind. In Allem, was die menschlichen Dinge angeht, ist der Mensch frei in seinem Urtheile und

Herr seines Glaubens; in göttlichen Dingen aber ist die Andersgläubigkeit Empörung."

„Ich respectire auch ihr Verdammungsurtheil," erwiederte Sir George kaltblütig und mit jenem Dünkel, jenem Hochmuth, jenem Hohn eines Ungläubigen, welche auch durch den Schein von Anstandsgefühl, welches sie so schlecht verhüllt, hindurchleuchten.

„Mein Verdammungsurtheil beweist mehr Hochachtung als Ihr Respect, Sir George," sagte Clemencia schmerzlich betroffen.

„Wie so, Señora?"

„Weil Sie der Gleichgiltigkeit und vielleicht der Geringschätzung, die aus Mangel an Glauben und thörichtem Zweifel hervorgehen, den heiligen Namen Respect geben."

„Warum," erwiederte Sir George gelassen, „nennen Sie den Zweifel thöricht? Ein großer Lieblingsschriftsteller von Ihnen, Leon Gozlan, sagt: Der Zweifel ist die schönste Hälfte der Ueberzeugung."

„Wenn er überwunden ist, aber nicht, wenn er herrscht. Ueberdies," fügte Clemencia lebhaft hinzu, „können meine Freunde und Lieblinge bisweilen großen nonsense sagen, und dennoch meine Freunde und Lieblinge bleiben."

Als Sir George Clemencia das englische Wort ausſprechen hörte, das er ihr ſelbſt gelehrt, und aus ihrer Aeußerung ihre engelgleiche Güte ſelbſt durch ihren unverholenen Unwillen hervorleuchten ſah, lächelte er unendlich ſanft und anmuthig, wie er bisweilen lächeln konnte.

„Leſen Sie über dieſe Gegenſtände," fuhr Clemencia fort, „lieber einen andern neuern franzöſiſchen Schriftſteller, Octave Feuillet, einen Schriftſteller voll von Glauben, und zwar von echtem und warmem Glauben, wie es denn zum Glück den Franzoſen nie an ſolchen gefehlt hat. Er wird Ihnen ſagen: Der Zweifel iſt leicht und ſchwach, er iſt Kraftloſigkeit und Albernheit. Und an einer andern Stelle: Alles iſt vernünftiger als der Zweifel."

„Haben Sie den Roman geleſen, welchen das Diario veröffentlicht?" fragte Paco Guzman, um einer Unterhaltung ein Ende zu machen, welche, wie er ſah, Clemencia unangenehm berührte, und an welcher er aus Indifferentismus, der Vicomte aus Rückſicht, keinen Antheil genommen.

„Er gefällt mir nicht," antwortete Clemencia, „weil ſein Zweck, ohne böſe Abſicht von Seiten des Verfaſſers, aber aus Mangel an einer guten, nicht moraliſch iſt, und einen ſolchen Zweck, der indeſſen

mehr im Geiste als in den Worten liegen muß, sollte meiner Ansicht nach jeder Roman haben, wie dies in der Regel bei den englischen der Fall ist."

„Aber," rief Paco Guzman aus, „er ist sehr gut, er ist vortrefflich geschrieben."

„Das leugne ich nicht, Paco, aber das Kleid macht nicht den Mönch."

„Wie? Nennen Sie denn den Stil ein Kleid, Señora? Den Stil, der eine der vorzüglichsten Eigenschaften eines Schriftstellers ist?"

„Stellen wir vor allen Dingen fest, was Sie Stil nennen; denn ich glaube, dieses Wort ist, wenn nicht zweideutig, doch wenigstens von so weiter und willkürlicher Bedeutung, daß Jeder es auf seine Weise versteht. Besteht der Stil in der besondern Art und Weise des Schriftstellers, sich auszudrücken, oder besteht er in der correcten und grammatikalischen Handhabung der Sprache?"

„Ich glaube, Señora, daß am Stil Dialektik, Syntax und Logik gleichen Antheil haben."

„So erklärt das würdige und classische Wörterbuch *) den Stil nicht," erwiederte Clemencia; „es sagt: Stil ist die Art und Weise, wie Jemand sich

*) Der spanischen Akademie. Anm. d. Uebers.

ausdrückt. So erklärt ihn auch nicht ein Kritiker von großem Geiste und großer literarischer Erfahrung, der unter dem angenommenen Namen: „Ein Leser aus Las Batuecas," im Heraldo geschrieben hat. Er sagt: Was den Stil betrifft, so halten wir es für wesentlich, daß ein jeder Schriftsteller seinen eigenen natürlichen habe, der mit keinem andern zu verwechseln ist, sondern sein eigenes Leben hat. Ich will Ihnen einige Werke geben, Paco, in deren Stil die Regeln der Dialektik, der Syntax und der Logik vollständig beobachtet sind, und wir wollen um ein Bouquet Blumen gegen ein Pfund Bonbons wetten, daß Sie Ihre Lectüre nicht zu Ende bringen. Was meinen Sie, Vicomte?"

„Ich denke wie Sie, Señora, daß man nicht in Spanien allein diesem Worte einen verschiedenen Sinn beilegt. Ohne Sie mit vielen Citaten ermüden zu wollen, will ich Ihnen zum Beweise meiner Behauptung nur einige anführen. Der große Buffon sagt: Der Stil ist der Mensch, und ich glaube, dies ist einer der poetischsten und geistvollsten Gedanken, die je ausgesprochen worden sind. Und nehmen Sie dies Wort nicht im Sinne von geistreich, wie ich es wohl übersetzt gefunden habe; denn das, was man bei uns esprit nennt, ist

etwas, was Sie Spanier mit Ihrem herrlichen Schatz von Wörtern und als sehr bewandert in dieser Materie, in die Unterabtheilungen Scharfsinn, Anmuth, Witz, Lebendigkeit, Talent und Genie bringen; alles dies ist ein Theil dessen, was die Franzosen esprit nennen. Er sagt also, indem Buffon behaupte, der Stil sei der Mensch, mache er denselben, anstatt zu einem künstlich und nach gewissen Regeln gebildeten Gegenstande, zu einer Inspiration, und zwar zu einer dem Menschen eben so eigenthümlichen, wie die schöne Stimme, die aus der Kehle der Nachtigall strömt. Ein ausgezeichneter moderner Kritiker erklärt den Stil als die Regel des guten Geschmacks in der Kunst sich auszudrücken. Der treffliche Balzac sagt klar: Der Stil besteht nicht in den Worten, sondern in den Gedanken, und ich glaube, daß dieser große Schriftsteller, — der, wie jeder tiefwurzelnde und hohe Baum mit der Zeit immer größer werden wird — sich auf die Sache verstand. Lamartine sagt: Die Frauen haben keinen Stil, und das ist der Grund, weshalb sie Alles so gut ausdrücken, woraus man schließen kann, daß der Stil zwar etwas ist, das sich lernen und gewissen Regeln unterwerfen läßt, daß er aber nicht nothwendig ist, um sich gut auszudrücken, daß

im Gegentheil Jemand, der durch solche Regeln nicht beengt ist, einen Gedanken besser ausdrücken würde. Was mich betrifft, so glaube ich, daß der Stil für den Ausdruck dasselbe ist, was die Poesie für den Gedanken. Ich halte beide für Kinder der Begeisterung, und wie es, nach der Behauptung des berühmten Bulwer, Dichter gibt, die nie auf dem Parnasse geträumt haben, so glaube ich auch, daß es Stile gibt, die sich nie nach der Akademie gebildet haben. Selbst Voltaire, dieser berüchtigte Aristarch, hat gesagt, der Stil der Frau von Sevigné sei die beste Kritik des studirten Stiles."

„Sie haben Recht, Vicomte, und sprechen den Gedanken aus, der stumm in mir lebte. Die Versification ist die Kunst, die Poesie die Begeisterung. Und wie es, nach Bulwer's Ausspruch, und was auch unsere großen Kunstrichter dagegen sagen mögen, Dichter gibt, die nie auf dem Parnasse geträumt haben, und ausgezeichnete Verskünstler, die unsere Bewunderung erregen, ohne darum Dichter zu sein, so gibt es auch bewundernswerthe Sprachkenner, die einen schlechten oder schwerfälligen Stil schreiben, und andererseits manchen Stil, der durch Anmuth, Eleganz, Originalität und Witz bezaubert, ohne den Vorzug einer vollkommen correcten Sprache zu besitzen."

„Haben Sie das neue Drama gesehen, Clemencia?“ fragte Paco.

„Ich habe es nicht gesehen, aber gelesen,“ antwortete diese.

„Und was halten Sie davon? Gefällt es Ihnen?“

„Es gefällt mir, aber es befriedigt mich nicht.“

„Es ist abgeschmackt,“ meinte Sir George.

„Ja! . . . weil es nicht classisch ist.*) Sir George, Clemencia, ist ein intoleranter Classiker, wie Sie eine intolerante Gläubige; für den Herrn gibt es nichts Vollkommeneres in der Literatur als das Classische, wie für Sie keinen vollkommnern Glauben als den Köhlerglauben.“

„Ich verehre die classischen Tragödien als die vollkommensten Muster der der griechischen nachgeahmten Kunst. Meinen Sie nicht auch, Señora?“ fragte Sir George.

„Diese Dramen sprechen mich nicht an,“ antwortete Clemencia. „Diese religiösen Worte ohne Glauben, diese rohe Leidenschaft ohne Herz, dieser

*) Das heißt im spanischen Sinne. Vergleiche die Anmerkung zur Möve Th. 2 S. 51. Anm. d. Uebers.

Heroismus ohne Affecte, diese abgemessenen Worte für Stoffe, die sehr wenig maßvoll sind, berühren mich unangenehm, und ich glaube immer Aspasien und Sapphos als christliche Jungfrauen gekleidet zu sehen. Sie sind nach meinem Gefühl unnatürlich und Alles, was die Natürlichkeit verliert, verliert den Weg zum Herzen. Das ist meine schwache Frauenmeinung, die mehr auf Eindrücken als auf künstlerischer Prüfung beruht, das ist meine Empfindung, die wie die Aeolsharfe je nach der Luft, welche hindurchdringt, ertönt. — Gefällt Ihnen unsere Literatur, Herr Vicomte?" fügte sie hinzu.

„Die alte außerordentlich; die moderne fast durchgängig sehr, wo sie nur nicht eine Nachahmung der unsrigen ist."

„Das gilt aber für ein Zeichen von gutem Ton," sagte Clemencia ironisch.

„Señora," antwortete der Vicomte, „wie man gesagt hat, die beste Berechnung sei die, ein rechtschaffener Mensch zu sein, so kann man auch sagen, der beste Ton in Spanien ist, ein Spanier zu sein, um so mehr, da es schwer sein dürfte, eine Nation von mehr echter Feinheit und Eleganz zu finden, als die spanische. Man kann nichts Schlechteres thun, als nachmachen; wer nachmacht, bleibt zurück.

Man kann eine Eisenbahn nachmachen, die Kleidung, und gut oder schlecht auch eine Regierungsform, aber nicht eine Nationalität! Lamartine nennt die Nachahmung den Mephistopholes des mißgebornen Genies."

Da öffnete sich die Thür und Don Galo erschien, strahlend vor Befriedigung, mit einem ungeheuren Veilchenstrauße in der Hand, den er, sich in die dritte Position stellend, vornüber gebeugt und mit gerundetem Ellbogen, Clemencia überreichte.

„Don Galo," rief Sir George aus, „das gehört den schönen Zeiten der Galanterie an, welche Wunder that. Wo sind diese Veilchen her, die ich mit Gold aufgewogen hätte?"

„Nun, mir haben sie nichts gekostet als einen Gang nach Rascaviejas; dort ist ein Garten, in welchem sie, wie ich wußte, sehr früh blühen."

„Dafür wird Ihnen wohl irgend eine Alte tüchtig den Beutel gefegt haben," *) sagte Paco Guzman Don Galo in's Ohr.

„Nein, gewiß nicht;" antwortete dieser, obgleich er sie sehr theuer bezahlt hatte.

---

*) Rasca-viejas heißt wörtlich: Kratz die alten Weiber, und Rascar el bolsillo, Jemandem den Beutel fegen. Daher das Wortspiel. Anm. d. Uebers.

„Ich gestehe, daß ich Sie beneide, Señor Don Pando,“ sagte der Vicomte.

„Es ist eine classische Galanterie, eine Mustergalanterie,“ fügte Sir George hinzu.

„Ich nenne das keine Galanterie,“ meinte Clemencia, „ich nenne es einen zarten Beweis von Freundschaft und nehme es dankbar als solchen an. An einem solchen Abende nach einem so entlegenen Stadttheile zu gehen! Sie sind auch ganz außer Athem.“

„Weil ich schnell zurückgekommen bin, um Sie zur Marquise zu begleiten; es ist bereits halb zehn; Paco geht schon.“

Wirklich verabschiedete sich dieser.

Sir George und der Vicomte rührten sich nicht.

Es entstand ein längeres Schweigen; endlich sagte Clemencia zu Don Galo:

„Ich werde diesen Abend nicht ausgehen, lieber Freund.“

„Nicht? Und warum nicht? Sind Sie unwohl?“ fragte Don Galo.

„Nicht darum; aber es ist ein häßlicher Abend; hören Sie nur, wie der Wind im Schornstein heult.“

Der Vicomte stand auf, grüßte und ging ohne ein Wort zu sagen.

Don Galo war aufgestanden, an's Fenster getreten und blickte, mit beiden Händen das blendende Laternenlicht auffangend, in die Nacht hinaus.

„Sie wollen also nicht, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste, Clemencia?“ fragte Sir George, seinen natürlichen, liebenswürdigen und liebevollen Ton wieder annehmend.

„Nein, Señor, ich muß es sagen, weil es Ihnen nicht, wie dem Vicomte, genügt, daß ich es Ihnen zeige.“

„Danke Ihnen, Señora,“ sagte Sir George kalt.

„Sie brauchen mir weder dafür zu danken, noch es übel zu nehmen; Rücksichten bestimmen die Handlungen einer Frau, wie die Sympathie ihre Gefühle.“

„Sagten Sie denn nicht eben erst, die moralische Unabhängigkeit der Spanierinnen dulde kein Gängelband?“

„Ja, Señor, aber der Tact einer Frau besteht darin, zu unterscheiden, was Fesseln und was heilige Verpflichtungen sind.“

„Clemenzchen,“ sagte Don Galo, „der Abend

ist schön, alle Sterne sind am Himmel, außer zwei."

Don Galo trug sein galantestes Lächeln zur Schau.

„Wenn Sie, anstatt ein Madrider, ein Andalusier wären, hätten Sie von Sonnen gesprochen," sagte Sir George halb ernsthaft, halb spöttisch.

„Wie sich dieser Sohn des edeln Englands, unsers trefflichen Alliirten, mehr und mehr hispanisirt," bemerkte Don Galo mit Befriedigung; „ich würde mich in London nicht so schnell englisiren."

„Das erinnert mich daran," erwiederte Sir George in seiner kaltblütigen Ironie, „daß ein Fürst und ein Diener ihre Rollen tauschten. Der Diener wurde nicht erkannt, als er den Prinzen spielte, wohl aber dieser, als er den Diener spielte, ein Beweis, daß es leichter ist, hinauf als hinunterzusteigen."

„Nun soll mir nur noch Einer sagen, daß die Engländer nicht fein und artig sind!" rief Don Galo entzückt aus, weit entfernt, die Ironie zu verstehen. „Was Sie da sagen, ist ein so feines Compliment, daß selbst der Vicomte sich nicht zarter ausgedrückt hätte. Clemenzchen, wenn Sie nicht kommen, so ziehe ich mich zurück, obwohl es mir wahr-

haftig leid thut, eine so angenehme Gesellschaft zu verlassen; aber das Lotto wird über mein Zögern ungeduldig werden.“

„Ich habe Ihnen schon tausendmal gesagt, Sir George,“ sagte Clemencia, als sie allein waren, „daß Sie Ihre raffinirte Ironie umsonst verschwenden; zum Unglück bin ich die Einzige, die ihre Geschosse erreichen und verwunden. Gute Nacht, Sir George.“

„Sie weisen mich fort, Señora?“

„Um diese Stunde gehe ich entweder aus oder verschließe meine Thür.“

„Wollen Sie nicht wenigstens einen Augenblick mit mir reden, frei von dem Zwange dieser Ueberlästigen, welche mich in Ihrer Gegenwart kalt wie einen Fremden machen, wenn ich nur wie der leidenschaftlichste Liebhaber zu Ihren Füßen liegen möchte? Verabscheuen Sie mich denn, Clemencia?“

Als Clemencia den schönen, überlegenen, vornehmen und stolzen Mann zu ihren Füßen sah, fühlte sie, daß sie ihn liebte; aber sie zog sich zurück wie Jemand, der einen sanften mit Rasen bedeckten Abhang hinuntersteigt, still steht, um, bevor er dem Antriebe folgt, zu sehen, wohin er ihn führt, oder wie der Juwelier, dem man ein Juwel anbietet,

welches ihn blendet, erst zögert, ehe er es bezahlt, um zu untersuchen, ob es falsch oder echt ist.

„Sir George," antwortete sie zitternd, „wenn ich auch eine tiefe Liebe empfände, würde mich dieselbe doch nie zu etwas verleiten, das bemerkt oder unrichtig beurtheilt werden könnte."

„Das ist eine Feigheit, Señora," rief Sir George aus, empfindlich und entmuthigt zugleich.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen."

„Ich liebe die feigen Frauen nicht, Señora."

„Was würden Sie davon denken, Sir George, wenn ich Ihnen sagte, daß ich die muthigen Männer nicht liebte?"

„Ich würde denken, daß Sie meiner spotteten."

„Dann kann ich glauben, daß Sie dasselbe mit mir thun."

„Der Vergleich paßt nicht ganz."

„Das Schwert, welches vertheidigt, und der Schild, welcher schützt, sind im Resultate dieselben, Sir George."

„Wie Schade, Clemencia," rief dieser aus, „daß Sie bei Ihrer hohen Bildung und Ihrem Talente noch immer klösterliche Vorurtheile behalten haben."

„Mir thut das nicht leid."

„Ich soll also gehen?“

„Ja, wenn Sie mich nicht kränken und nicht zwingen wollen, mir das Vergnügen zu versagen, Sie in meinen bestimmten Stunden zu empfangen.“

Sir George ging, äußerst gekränkt, und Clemencia's Zaghaftigkeit, als einer Frau von Charakter unwürdig, anklagend, aber stolzer, um nicht zu sagen leidenschaftlicher als je.

„Sie hat,“ sagte er zu sich selbst, „Grundsätze einer einfachen und prunklosen Tugend, aber unverrückt wie der Magnet; sie wird sich nie durch ihr Herz hinreißen lassen, nie einem andern Manne Gehör schenken, als dem, in welchem sie ihren künftigen Gatten sieht. Sie wissen das, Vicomte, und stehen auf der Lauer, weil Sie glauben, daß man mich nicht heirathen kann. Sie warten auf meine Niederlage oder meinen Rücktritt, aber Sie wissen nicht, daß sie mich liebt, und daß ich ein eben so guter Kenner von Juwelen bin, wie Sie. Herr Vicomte, der Zurücktretende werden Sie sein.“

Viertes Capitel.

Obwohl Alegria keine Vorwände gebrauchte, um aus ihrem Hause zu gehen und die Sorge für ihre Mutter ihrer Schwester, die für ihre Kinder den Wärterinnen zu überlassen, so benutzte sie doch schnell jeden, der sich ihr darbot. So diente ihr denn auch eine leichte Erkältung, an welcher Clemencia litt, zum Vorwande, eines Abens zu ihr zu gehen.

Alegria gehörte zu jener Classe gewissenloser Frauen, die sich selbst gestehen, daß sie cokett sind, da nun einmal der Geist der Nachahmung des Französischen nicht nur das Wort, sondern auch den eitlen und frivolen Sinn, der die Coketterie fast zu einem eleganten gesellschaftlichen Reiz macht, bei uns eingeführt hat.

Aber sie gehörte auch, ohne es zu gestehen,

zur verworfensten Varietät der Gattung, das heißt zu denjenigen Frauen, welche, als das wirksamste und kräftigste Mittel, die Männer anzuziehen, ihnen nicht nur den Wunsch zu erkennen geben, ihnen zu gefallen, sondern, zu größerer Sicherheit die Initiative ergreifend, merken lassen, daß Männer ihnen gefallen. Zartfühlende und gehaltvolle Männer, für welche eine Frau, die von ihrem hohen Throne herabsteigt, vollständig ihren Zauber verliert, widerstehen dieser Verführung leicht; für gewöhnliche, eitele, der Welt unkundige Männer aber, welche ehrlich oder dumm genug sind, zu glauben, daß diese auf dem Markte ausgebotene Liebe einzig und allein ihnen gilt und aus einer unwiderstehlichen, leidenschaftlichen Neigung für sie hervorgegangen ist; Neulinge, welche noch nicht wissen, daß eine Frau, der die Sitte und der ihrem Geschlechte eigene Stolz verloren gegangen ist, nur wenige Tugenden übrig behalten kann, wenn sie dieselben auch affectirt; unerfahrene Männer, die nicht erkennen, daß die Rollen vertauscht sind, und daß diejenige, welche sucht, es darum thut, weil sie nicht gesucht wird — für solche Männer sind jene Frauen gefährlich, so wenig Werth sie auch haben; denn sie verstehen jeden Charakter, jeden Geschmack, selbst jede Tugend

anzunehmen, und verleiten den Mann, welchen sie in ihren abscheulichen Netzen fangen, zu allen Arten von Schlechtigkeiten, indem sie denselben einen interessanten Anstrich geben. Und die menschlichen Gesetze sind so kurzsichtig und ziehen die moralische Seite der Vergehen so wenig in Betracht, daß sie den Unglücklichen strafen, welcher ein erbärmliches Stück Brot stiehlt, um es zu essen, und nicht daran gedacht haben, die Nichtswürdige zu bestrafen, welche einen zweischneidigen Dolch in eines Andern Herz stößt und Ehre, Glück und Frieden einer Familie zerstört.

Alegria empfand, wie alle Frauen ihrer Gattung, zum Hohne ihres Geschlechtes, für die Männer dieselbe Neigung, welche diese für die Frauen fühlen, noch vermehrt durch die dumme Eitelkeit, sich von Verliebten oder Courmachern umgeben zu sehen, und durch das verworfene Verlangen, über andere Frauen zu triumphiren, besonders wenn dieselben mehr werth waren als sie. War es daher zur Erreichung ihres Zweckes nicht genügend, daß sie sich verführerisch machte, so forderte sie heraus, ohne daß Scheu vor Gott und Menschen sie zurückhielt.

Diese unedeln Leidenschaften, denen sie sich unaufhörlich hingab, beherrschten sie in solchem Grade,

daß sie gar keine Zügel kannte und sich weder um den tiefen Widerwillen der rechtschaffenen Frauen noch um die Geringschätzung der Männer kümmerte, welche letztern freilich ihre Empfindung hinter artigen und frivolen Redensarten verbargen, sowohl in Folge des Mangels an Strenge in unserer Gesellschaft, wie auch aus Rücksicht auf ihren Gatten, dem seine Stellung und weit mehr noch sein edler Charakter bei Allen, welche ihn kannten, eine fast enthusiastische Hochachtung verschaffte.

Unter den ausgezeichneten Männern, die in Clemencia's Hause versammelt waren, als Alegria eintrat, war Sir George, den sie schon kannte, und von dem sie argwöhnte, daß Clemencia ihn bevorzugte, natürlich derjenige, gegen welchen sie ihre Geschosse richtete.

Kaum eingetreten, suchte sie sich, den Ehrenplatz, welchen Clemencia ihr anbot, ablehnend, gleich dem Matador im Circus, den günstigsten Platz aus und setzte sich Sir George grade gegenüber, indem sie ihn anfangs mit Zurückhaltung ansah, jedoch so, daß er es bemerken sollte; da sie aber sah, daß er es entweder nicht bemerkte, oder sich den Anschein gab, es nicht zu bemerken, sah sie ihm endlich auf unverschämte Weise unverwandt in's Gesicht.

Sir George besaß zu viel Welterfahrung, als daß eine so gemeine und so schamlose Cokötterie ihn hätte verführen können. Wahrscheinlich würde ein sittenloser Mann wie er unter andern Umständen weniger spröde gewesen sein; denn eine Frau, die den Mann aufsucht, macht ihn leicht zu ihrem Gefangenen; aber Sir George besaß zu viel Zartheit der Phantasie, um in Gegenwart eines Wesens, das dieselbe ganz ausfüllte, einem andern Wesen, welches sie nicht zu beschäftigen vermochte und das auch unter normalen Umständen für ihn nichts weiter als ein leichter Zeitvertreib gewesen wäre, einen Eindruck auf sich zu verstatten. Auch war er nicht Neuling genug, um an das elende Mittel zu denken, die aufkeimende Liebe einer Frau wie Clemencia durch Eifersucht anzustacheln; ganz im Gegentheil sah er sehr wohl ein, wie viel er in ihren Augen verlieren müßte, wenn sie inne würde, daß er den Lockungen einer Cokette von der Art Alegria's Aufmerksamkeit schenkte.

Letztere war durch Sir George's unveränderliche Gleichgiltigkeit gereizt und ging daher zu einer andern Art directerer Aufforderungen über. Sie that alle möglichen Fragen an ihn, und stellte sich, als schenke sie den Uebrigen, welche zu ihr sprachen

oder sich mit ihr beschäftigten, gar keine Aufmerksamkeit, um einzig und allein auf ihn zu achten und sich mit ihm zu beschäftigen. Sie drang in ihn, nach Madrid zu gehen und zog Sevilla und seine Gesellschaft mit dem beißendsten Spott und der bittersten Satire, welche Waffen sie so gut handhabte, in's Lächerliche. Aber alle ihre Kunstgriffe prallten ab an einer eisigen Kälte, wie sie sich nur an den Polen und in dem Benehmen eines Engländers findet, wenn er sie zeigen will. Ohne gegen die gewissenhafteste Feinheit, wie sie Leuten von seinem Gesellschaftskreise eigen ist, zu verstoßen, rächte Sir George Clemencia so vollständig für die ruchlosen und verrätherischen Absichten ihrer Cousine, daß in ersterer, bei welcher die Herzensgüte immer die Oberhand hatte, der Wunsch rege wurde, der Mann, welchen sie so sehr liebte, möchte weniger trocken und zurückstoßend gegen ihre Cousine sein.

Clemencia hatte niemals Eifersucht empfunden und eben so wenig je einen Begriff davon gehabt, daß es Frauen gäbe, welche die Männer herausforderten, am allerwenigsten aber, daß eine verheirathete Frau dies thun könnte.

Dies traurige Schauspiel, welches sie zum ersten Male sah und empfand, bedeckte ihr schönes und

offenes Gesicht wie mit einem Schleier des Kummers, denn sie war zu aufrichtig, um ihr Unbehagen hinter einer künstlichen Heiterkeit und Lebendigkeit verstecken zu wollen.

Den Grund dieser stillen Traurigkeit verstand aus Mangel an Kenntniß früherer Vorgänge Niemand als der Vicomte, dem sie durch's Herz ging, und Sir George, der bei sich selbst dachte:

„Der kleinen Närrin, der Marquise von Valdemar, bin ich großen Dank schuldig."

„Sie sind gegen Ihre Gewohnheit traurig oder gedankenvoll, Clemenzchen," sagte Don Galo voll liebenswürdiger Theilnahme und mit einen Ungeschick, das sehr zur unrechten Zeit kam.

„Ich bin nicht traurig, Don Galo, denn ich habe, Gott sei Dank! keinen Grund dazu," antwortete Clemencia.

„Also," sagte Alegria zu Sir George, „also Sie sind fest entschlossen, nicht nach Madrid zu kommen?"

„Nein, Señora."

„Wenn Sie kämen, wollte ich ihr Cicerone sein und Ihnen alle Schönheiten und Reichthümer der Hauptstadt zeigen, die so bedeutend sind, daß

Ihr stolzes London und das glänzende Paris uns darum beneiden."

„Señora, seit langer Zeit ist jede Art von Neugier bei mir erloschen. Clemencia," fuhr er zu dieser gewandt fort, „sind Sie nie in Madrid gewesen?"

„Nein, Señor," erwiederte Clemencia.

„O," rief Don Galo, der, wie wir wissen, ein Madrider war, voll Begeisterung aus, „Clemenzchen muß Madrid sehen."

„Ja, ja, Don Galo," sagte Sir George, „wir müssen sie bewegen, hinzureisen; Sie nehmen dann Urlaub und wir begleiten sie auf der Reise."

„Das ist schön!" rief Alegria lachend und mit bestmöglichst erheuchelter Freundlichkeit und Zutraulichkeit aus; „also was ich Ihnen biete, schlagen Sie aus und bieten dasselbe meiner Cousine an?"

„Ich thue das, Marquise, weil die Dame allein ist und meine Dienste ihr vielleicht nützlich sein könnten."

„Sie sind traurig oder gedankenvoll, Clemencia," sagte Don Galo zum dritten Male unruhig; „haben Sie Kopfweh?"

„Nein, Señor," erwiederte Clemencia lächelnd, „wenn ich weniger spreche als andere Abende, so

kommt es daher, weil ich mehr zuhöre; ein anderer Grund ist nicht vorhanden."

Sir George ging früher weg als die Andern und weit früher als er sonst pflegte, weil er einsah, wie peinlich Clemencia's Situation war; denn ein Mann von feiner Welt und Zartgefühl versteht, auch wenn er nicht leidenschaftlich liebt, mit feinem Tacte Alles das zu thun, was der Frau, der er gefallen will, angenehm und schmeichelhaft ist; denn das Zartgefühl, auch das in der aristokratischen Umgangssphäre erworbene, hat Subtilitäten, die so schön und wohlthuend sind, daß sie mit Ausflüssen des Herzens verwechselt werden können, wie ein schön geschliffenes Glas mit einem Brillanten.

Clemencia empfand, nachdem Sir George sich entfernt hatte, ein tiefes Gefühl des Wohlbehagens und der Dankbarkeit gegen ihn, wie er es beim Weggehen vorausgesehen hatte.

Kaum hatte sich die Gesellschaft entfernt, und kaum fand sich Clemencia allein, als Sir George eintrat.

Clemencia stieß einen unterdrückten Schrei der Ueberraschung aus.

„O, schelten Sie mich nicht," rief Sir George aus, indem er sich vor ihr auf ein Knie niederließ,

„verzeihen Sie, verzeihen Sie. Ich habe Ihr Haus nicht verlassen; voll Verdruß und Widerwillen gegen diese Frau, welche sich zwischen Sie und mich stellte, wie eine schwere Wolke vor die Sonne, entfernte ich mich, trat in die Galerie vor dem Salon und erwartete dort, an Sie denkend, Clemencia, allein und ohne Ueberlästige, diesen Augenblick, um Ihnen ohne Zeugen eine ruhige Nacht zu wünschen. Niemand hat mich gesehen, fürchten Sie nichts."

„Es handelt sich aber," erwiederte Clemencia unruhig, „hier nicht darum, ob man Sie gesehen hat oder nicht, sondern um das, was Sie gethan haben; Sie haben sich versteckt . . . ."

„O nein, Clemencia, nein! Geben Sie einer natürlichen Handlung keinen schlimmen Namen, denn ich habe nichts gethan, als mich aus dem Schatten entfernt, der sich zwischen Sie und mich stellte."

„Ohne meine Einwilligung . . . ."

„Hätte ich Sie darum bitten sollen?"

„Sir George," sagte Clemencia mit Thränen in den Augen, „Sie mißbrauchen mein Alleinstehn; Sie würden das nicht gethan haben, wenn ich einen Vater oder einen Bruder hätte!"

„Clemencia, Ihr übertriebener Rigorismus macht, daß Sie den Dingen einen Anstrich geben, den sie

nicht haben, und Ihre Kälte läßt Sie Alles mit der Strenge eines hundertjährigen Richters beurtheilen. Sie sind frei, Clemencia; ich bin es auch und ich liebe Sie. Wer kann uns also hindern, welche moralische Pflicht kann uns abhalten, mich, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und Sie, es anzuhören?"

Clemencia that einen Athemzug, als wollte sie einen Schrei ausstoßen, aber sie bezwang sich und schwieg.

„Verabscheuen Sie mich denn, Clemencia?"

Clemencia antwortete nicht und schlug die Augen nieder.

„Wenn Sie mich nicht verabscheuen, weshalb machen Sie mich denn unglücklich mit dieser eisigen Kälte? Was kann Sie hindern, mich zu lieben, wenn Ihr Herz aus Neigung oder Mitleid sie dazu bewegt? Lieben Sie vielleicht einen Andern, und ist dies die Ursache, warum Sie so unerbittlich sind?"

„Ach, nein, nein, nein!" rief Clemencia unwillkürlich aus; „ich liebe Niemand."

„Nun, dann sagen Sie mir wenigstens, weshalb Sie mich zurückstoßen?"

Clemencia schwieg einen Augenblick und sagte dann mit kaum hörbarer Stimme:

„Sie sehen wohl, daß ich Sie nicht zurückstoße.“

„Dann sagen Sie, daß Sie mich lieben!“ rief Sir George voll Entzücken aus.

Clemencia, so bewegt, daß sie kein Wort finden konnte, um auszudrücken, was sie fühlte, schüttelte den Kopf.

„Warum nicht, Clemencia?“ fragte Sir George mit sanfter Stimme und in bittendem Tone.

„Weil,“ antwortete sie, „ich nicht so leichtsinnig ein Wort aussprechen kann, welches über das Glück meines Lebens entscheidet.“

Sir George verbarg meisterhaft ein Gefühl des Verdrusses und sagte sanft:

„Ich werde weniger dankbar sein für das, was ich der Ueberlegung, als für das, was ich dem augenblicklichen Impulse verdanke, Clemencia.“

„Sagen Sie mir, Sir George,“ sprach Clemencia nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „was Sie bewegt, mich zu lieben.

„Ihre unvergleichliche Schönheit.“

Sir George gab diese Antwort nicht unbe-

sonnener Weise; er hielt sie wirklich für diejenige, welche einer Frau am meisten schmeicheln müsse.

Ein Ausdruck tiefer Schwermuth zog über Clemencia's Gesicht, als sie abermals in sanftem und traurigem Tone fragte:

„Und Sie lieben mich um nichts Anderes, Sir George?"

„O doch," erwiderte dieser; „ich liebe Sie außerdem, weil ich nie so viel Zartheit der Empfindung mit so viel Anmuth des Geistes verbunden gesehen habe, wie bei Ihnen."

Wie sehr fühlt sich das Herz einer Frau durch die Worte des Mannes geschmeichelt, den sie liebt, auch wenn er ihren Anforderungen nicht vollständig genügt! Wie stößt sie die Stimme zurück, die ihr aus ihrem Innersten zuruft: „Das ist nicht wahr!"

Clemencia's unschuldiges Gemüth fand keinen Grund, der Liebe Sir George's zu mißtrauen und dennoch war ihr instinktmäßiges Gefühl nicht befriedigt. In diesem Hin- und Herschwanken ihrer Seele fand sie nicht einmal einen Rechtfertigungsgrund für eine Zurückhaltung, welche ein Opfer für sie gewesen wäre; eben so wenig aber fand sie eine Uebereinstimmung, die ihr Vertrauen eingeflößt und ihr eine einwilligende Antwort entrissen hätte.

„Kann ich wenigstens hoffen?“ fragte Sir George mit einem Tone der Bekümmerniß und Entmuthigung.

Clemencia fühlte sich in diesem Augenblicke so glücklich und so bewegt, daß ein süßes heiteres Lächeln ihr Antlitz verschönerte, als sie mit freundlicher Anmuth antwortete:

„Können Sie nicht ohne besondere Ermächtigung hoffen? Die Hoffnung ist ein dauernder Wunsch und bedarf als solcher keines Stachels; jetzt aber,“ fügte sie ernst hinzu, indem sie aufstand, „jetzt gehen Sie, Sir George, wenn Sie nicht wollen, daß Ihre zu großen Anforderungen Ihren Hoffnungen schaden sollen.“

Sir George, mit den erlangten Vortheilen zufrieden, wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, sie zu verlieren, indem er Clemencia's Zartgefühl verletzte, und gehorchte daher.

Je mehr Clemencia mit Sir George umging und je mehr sie überlegte, desto stärker wurden die widerstreitenden Gefühle, die er ihr einflößte, und während ihre Liebe zur Leidenschaft wuchs, wurden ihre bangen Besorgnisse zur quälenden Angst.

Wer sagte jener kindlichen Frau, die nichts von Leidenschaften wußte und nichts von Verstellung be-

griff, in einem Lande, wo die eindringende Ausländerei noch nicht den natürlichen Adel des Nationalcharakters hat verderben, noch nicht die entsetzliche Kunst der Heuchelei hat einführen können — wer sagte ihr, daß die Thränen, welche sie den Mann, den sie liebte, vergießen sah, nicht Thränen des Herzens waren? Wer sagte ihr, daß alle diese Aeußerungen nur Extreme, nicht Erzeugnisse wahrer Leidenschaft waren? Wer sagte ihr, daß jene glühenden Worte nicht empfunden waren? Die große Aufrichtigkeit ihrer Seele; denn in Bezug auf Gefühl ist Niemand schwerer zu täuschen, als die Aufrichtigkeit, weil sie sofort ihren eigenen Widerschein vermißt.

Fünftes Capitel.

Alegria fühlte, als sie Clemencia's Haus verließ, ihre Eigenliebe nicht so beleidigt, ihre Eitelkeit nicht so verletzt, als man es von einer Person ihres Charakters und ihrer Leidenschaften hätte erwarten können. Diese Frauen sind gegen diejenigen, welche der Lorbeeren und der Anbeter entbehren, darin im Nachtheil, daß sie zuweilen eine große Anzahl Hoffnungen vereitelt sehen, ja, daß sie oft in den Fall kommen, verschmäht zu werden und eine lächerliche Rolle zu spielen.

Paco Guzman, mit welchem sie in Liebesverhältnissen stand, war in Clemencia's Haus getreten, bevor Sir George sich entfernt; er hatte Alegria's Spiel bemerkt, war eifersüchtig geworden und dies war für sie eine Freude gewesen, welche sie für ihr Fiasco in der unternommenen Eroberung schadlos hielt.

Sie ging unter seiner Begleitung fort, ungeachtet sie wußte, daß der Marquis schon vor seiner Verheirathung mit ihr auf diesen ihren Anbeter eifersüchtig gewesen war.

Kaum waren sie auf der Straße, als Paco Guzman in bittere Klagen und Vorwürfe ausbrach.

Alegria fing an zu lachen, was Paco noch mehr erbitterte.

„Du bist immer noch dieselbe," rief er gereizt aus. „Ja, es hat Dir immer Vergnügen gemacht, über das Unglück, das Du anrichtest, zu lachen."

„Ich lache," antwortete Alegria, „über den Einfall, daß eine solche Hopfenstange mit einem Gesichte wie ein Apfel von Ronda*) mir gefallen könnte."

„Du hast ihn fortwährend angeredet."

„Weil es mich ungeheuer amüsirt, zu hören, wie er das Spanische ausspricht; aus bloßer leidiger Scham als Residenzstädterin habe ich ihm nicht in's Gesicht gelacht."

„Aber Du hast ihn eingeladen, nach Madrid zu kommen."

---

*) Ein Liebesapfel.

Anm. d. Uebers.

„Um Clemencia wüthend zu machen, für die, wie ich glaube, die Vogelscheuche kein Strohsack ist. Ueberdies, Paco,“ fügte Alegria mit schamlosem Cynismus hinzu, „weißt Du ja, daß ich cokett bin. Es macht mir Vergnügen, ja, es macht mir großes Vergnügen, wenn alle Männer mich ansehen und sich in mich verlieben; es macht mir Vergnügen, wenn die andern Frauen sich ärgern. Was kümmert das Dich,“ fügte sie schmeichelnd hinzu, „da Du ja weißt, daß Du der Mann meines Herzens, meiner Laune, meines Geschmacks und meiner Eitelkeit bist, den ich allein immer geliebt habe, liebe und lieben werde. Nichts vertilgt eine erste Liebe, mein theurer Paco; meine Mutter verheirathete mich mit dem guten Tropf, meinem Manne, ohne mich zu fragen. Wenn ich von Dir sprach, wollte sie mich auf's Land schicken wie meine Schwester Constancia, sie schüchterte mich ein, ich fürchtete den Scandal, ich bin gehorsam und . . . . gab nach! Aber damit war meine erste, meine einzige Liebe nicht aus meiner Brust gerissen.“

Alles dies war, wie der Leser sich wohl denken kann, falsch und erlogen.

Alegria hielt ihr Taschentuch vor die Augen.

„Wenn Du wüßtest,“ fuhr sie mit weinerlicher

Stimme fort, „wie viel Verdruß ich davon gehabt habe, daß ich neulich Abends zu dem Rendezvous mit Dir ging, und wie viele Lügen ich habe gebrauchen müssen, um meine lange Abwesenheit zu entschuldigen. Du hast nichts davon zu leiden; darum habe ich Dir immer gesagt, daß ich Dich mehr liebte als Du mich, weil ich Dir mehr Proben davon gebe."

Die Liebenden gingen so mit sich selbst beschäftigt und in ihr Gespräch vertieft dahin, daß sie einen in einen Mantel gehüllten Mann nicht bemerkten, der Clemencia's Hausthür gegenüber gestanden hatte und ihnen jetzt fortwährend folgte.

Als sie in das Haus der Marquise traten, waren sie vollständig versöhnt. Alegria nahm nur noch eine etwas traurige Miene an, wie ein unschuldiges Opfer der Ungerechtigkeit und des Unglücks.

Paco Guzman war heiterer, übermüthiger als je.

Die Marquise hatte sich an jenem Abende noch nicht zu Bette gelegt und saß in einem Sessel, neben ihr, ruhig und gelassen wie immer, ihre Tochter Constancia.

Alegria trat zuerst ein, schützte Kopfschmerz vor

und setzte sich an das Kohlenbecken. Nach ihr trat Doña Euphrasia ein, bald darauf Paco Guzman.

Als Doña Euphrasia, die noch immer ihren ganzen Groll gegen ihn hatte, ihn kommen sah, sagte sie leise zu Constancia:

„Ist das ein Heuchler! . . . Er ist mit Deiner Schwester gekommen, ich habe sie gesehen.“

„Dabei ist nichts Besonderes,“ erwiederte diese.

„Nichts Besonderes?“ sagte die strenge Dragonerin. „Nun, liebes Kind, Du scheinst einen nachsichtigen Beichtvater zu haben. Du weißt, daß ihr Mann nicht will, daß sie mit ihm gehe, und eine Frau, die nicht thut, was ihr Mann will, kann sich nur vor einer Scheidung in Acht nehmen.“

„Ein Ministerwechsel,“ sagte Paco Guzman, nachdem er gegrüßt und sich nach dem Befinden der Marquise erkundigt hatte.

„Was kümmert mich das!“ erwiederte die arme Frau seufzend.

„Das heißt aus der Zelle in die Krypte kommen!“ rief Doña Euphrasia aus, welche sagen wollte aus der Scylla in die Charybdis.

„Was haben Ihnen denn die Minister gethan, daß Sie ihnen so gram sind?“ fragte Paco Guzman.

„Was sie mir gethan haben? Etwa nichts? Am jüngsten Tage werden sie es sehen, die Gauner, die Spitzbuben! Und Sie vertheidigen sie noch? Das wird wohl Positionsgeist sein.“

„Ich vertheidige sie aus allen Kräften; es ist äußerst albern und gemein, die Regierungen zu tadeln. Kein Mensch von gutem Tone thut das. Warum aber, Señora, pflanzen Sie denn gegen sie Ihre furchtbaren Batterien auf, von denen Napoleon in seinen Memoiren spricht? Was haben Ihnen die Minister gethan, diese armen Atlasse?“

Doña Euphrasia erhob ihre runden Augen zum Himmel, ohne zu antworten.

„Das ist klar, sie zahlen ihr kein Geld,“ sagte die Marquise verdrießlich.

„Ach ja, die Wittwenpension!“ rief Paco Guzman aus. „Ach, die Wittwen! Welche Plage! Kein Land in der ganzen Welt hat mehr Wittwen als Spanien. Bei uns sind sie unzählbar, unsterblich, doppelt; sie schießen wie Pilze aus der Erde, sie hecken; jeder Militär hinterläßt hundert, jeder Angestellte ein Dutzend! Kein Budget reicht hin, die Wittwenpensionen zu bezahlen; sie sind der unergründliche Schlund, der die Staatseinnahmen verschlingt. Ich möchte verzweifeln, wenn ich daran

denke, daß die ungeheuren Abgaben, welche wir bezahlen, anstatt zu Heerstraßen verwandt zu werden, für so viele Wittwen draufgehen, eine noch unnützer als die andere, die von unserm Blute leben, wie ungeheure Blutegel. Wenn es doch einen weisen und ökonomischen Herodes gäbe, der eine Ermordung der unschuldigen Wittwen verfügte!"

Doña Euphrasia's Entsetzen und Entrüstung, als sie diese Reden hörte, waren der Art, daß sie zum ersten Male in ihrem Leben ihre martialische unzähmbare Miene ablegte, um die eines Opfers anzunehmen.

„Bis jetzt," rief sie mit Pathos aus, „wurden Wittwen und Waisen, wenn auch nicht immer bezahlt, doch in der Welt mit großer Rücksicht und großem Mitleiden behandelt; jetzt aber hört auch das auf. Herr, nichts wird jetzt Deinen Zorn hemmen, und das Feuer des Himmels wird auf Spanien herabfallen wie auf Coloma.*)"

„Señora," fuhr Paco fort, „wenn ich einmal Deputirter bin, werde ich, um der Wittwenplage, die uns bedrückt, abzuhelfen, den Antrag stellen, bei

---

*) Sie will sagen: Sodoma, Sodom. A. d. Uebers.

uns die weise Sitte einzuführen, die in Malabar herrscht."

„Und was ist das für eine Sitte?" fragte Doña Euphrasia, welche jeder auf diesen Gegenstand bezügliche Plan außerordentlich interessirte.

„Señora, wenn in jenem Lande ein Mann stirbt, der eine Frau hat...."

„Nun, was?"

„So glauben Sie nicht, daß man dieser interessanten Wittwe einen andern Mann sucht, keineswegs."

„Nun, was thut man denn?"

„Man zündet ihr einen Scheiterhaufen an."

„Einen Scheiterhaufen?! Das ist eine Idee!! Und was erreicht man damit?"

„Man macht allen ihren Leiden ein Ende."

„So?"

„Ja; denn auf dem Scheiterhaufen verbrennt sie."

„Jesus, Maria und Joseph!" rief Doña Euphrasia, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, aus, „welche Ketzerei! welche Barbarei! welche Gottlosigkeit! Das wäre ja himmelschreiend, wenn es wahr wäre; da man aber heutzutage

mehr lügt, als ein Pferd laufen kann, so ist es nicht zu glauben."

„Es ist aber doch wahr, und es ist das Klügste, was ich in meinem Leben gehört habe. In jenem Lande, einem Muster ehelichen Zartgefühls, würde jede rechtschaffene Wittwe sich schämen, ihren Mann zu überleben."

„Wenn man Scheiterhaufen für die Lügner ansteckte, und sie müßten ihn nach dem Range besteigen, so scheint mir, kämen Sie zuerst," erwiederte Doña Euphrasia, den sentimentalen und declamatorischen Ton aufgebend.

„Er lügt nicht," — sagte die Marquise unmuthig, wie um dem Streite, den sie anzuhören müde war, ein Ende zu machen — „wie man mir gesagt hat, geschieht das dort bei Wilden, die keine Christen sind."

„Ja, wie sie doch sein sollten!" rief Doña Euphrasia aus; „trotzdem aber ist Paco, der auch ein Christ ist, im Stande, so etwas vorzuschlagen in der Deportirtenkammer in Madrid, der nur das noch fehlt, um ihren Ketzereien und unsinnigen Streichen die Krone aufzusetzen. Nun rede mir nur noch Einer von der Inquisition! Die verbrannte die Juden, Gott segne sie dafür! Aber den Vorschlag machen zu

wollen, die Wittwen zu verbrennen, weil das da hinten in Malapar oder in der fünften Hölle geschieht! So weit geht der Geist der Mitacion.*) O, wenn Matamoros noch lebte, dann sollte diese Deportirtenkammer einmal sehen, wozu sie in der Welt wäre. Die Ketzer! die Bösewichter! — Hören Sie doch einmal, Paquito, Sie sind doch sonst den Wittwen nicht so abgeneigt und etwa vor einem Monate liefen Sie sich die Beine hinter einer ab? Ich weiß Alles, gelt?"

„Natürlich liebe ich die Wittwen; da ich nicht Finanzminister bin, so gefallen sie mir, vorausgesetzt daß sie aus der Zeit nach dem Unabhängigkeitskriege stammen," antwortete Paco Guzman, dem Doña Euphrasia's Anspielung auf Clemencia gar nicht angenehm gewesen war.

„Constancia," sagte die Marquise, „heute ist mir die Bouillon schlecht bekommen; sie war zu fett."

„Ich habe sie selbst durch ein feuchtes Tuch geseiht, Mutter."

„In Deinen Augen habe ich nie Recht in dem, was ich sage. Gut, ich will mich nicht wieder be-

*) Sie will sagen Imitation. Anm. d. Uebers.

klagen, und wenn Du mir auch schmutziges Wasser anstatt Bouillon bringst."

„Nein, Mutter, nein, morgen will ich sie durch ein wollenes Tuch seihen."

„Bringt mich jetzt zu Bette, denn ich fühle mich sehr angegriffen; wenn auch die Reihe, bei mir zu wachen, an Andern ist, so geh Du doch nicht von mir, hörst Du wohl?"

„Ich werde für Alles sorgen, Mutter."

Constancia ergriff äußerst sorgsam und leise den Arm der Kranken.

„Jesus! was hast Du für harte Hände!" sagte diese; „wie Du mich drückst!"

„Ich fürchtete, Du möchtest fallen, Mutter; Du bist so schwach . . . ."

„Ja, aber das Heilmittel ist schlimmer als das Uebel. Gib mir den Arm, Euphrasia, meine Tochter ist zu ungeschickt."

Doña Euphrasia half Constancien; Alegria rührte sich nicht und benutzte die Zeit, wo sie allein waren, um Paco Guzman bittere Vorwürfe zu machen, wozu Doña Euphrasia's Anspielung auf die Wittwe Veranlassung gab. Alegria errieth, daß sie sich auf Clemencia bezog und sagte von ihrer Cousine alles Böses, das ihr in den Sinn kam.

Hierauf traten Don Galo, Don Silvestre und die übrigen Personen, die sich noch im Hause der Marquise versammelten, ein, vermißten aber an jenem Abend den Marquis von Valdemar, der sich nicht einstellte.

Alegria war unruhig.

„Das ist etwas Seltenes!“ sagte plötzlich Don Silvestre.

„Was?“ fragte Alegria die Ohren spitzend.

„Daß man seit drei Tagen die Sonne gar nicht gesehen hat.“

„Sie wird wohl verloren gegangen sein,“ erwiederte Alegria verdrießlich.

„Was fehlt Ihnen, Marquise? Sie scheinen zerstreut,“ fragte Don Galo.

„Möglich, daß ich es bin,“ antwortete Alegria; „das ist die beste Art, wie man seine Zeit in Sevilla zubringen kann.“

„Nun, es wird wohl sein, weil der Marquis so lange bleibt; aber beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Irgend ein Freund wird ihn im Casino aufgehalten haben. Soll ich hingehen und zusehen?“

„Das fehlte noch!“ erwiederte Alegria. „Meinen Sie vielleicht,“ fuhr sie mit spöttischem und bitterm Lachen fort, „ich dächte, er wäre verloren gegangen,

wie Don Silvestre von der Sonne zu fürchten scheint, oder er leide an fortwährender Verfinsterung?"

Am folgenden Morgen trat Alegria, sich gut gelaunt stellend, in das Zimmer der Marquise.

„Mutter," sagte sie, nachdem sie andere Gegenstände berührt hatte, „gestern hat Valdemar Nachrichten aus Madrid erhalten, die seine Gegenwart daselbst dringend nothwendig machen. Er ist daher diesen Morgen abgereist, und hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, er nehme keinen Abschied, weil derselbe, besonders bei Ihrem zarten Gesundheitszustande, immer traurig sei, und weil er, sobald seine Geschäfte es erlauben, zurückkehren werde."

Die Marquise hatte die Mittheilung ihrer Tochter angehört, ohne derselben besondere Aufmerksamkeit zu widmen; Constancia aber wurde entsetzlich bleich.

„Gott gebe, daß er bald zurückkomme!" sagte die Kranke, „denn er leistete mir oft Gesellschaft und wachte bei mir, was Du nicht kannst. Warum hast Du mir die Kinder nicht gebracht?"

„Er hat sie mitgenommen," antwortete Alegria.

„Er hat sie mitgenommen!" rief ihre Mutter aus.

„Ja, ihre Großmutter, die sie sehen wollte, verlangte es so, und weil er ein übertrieben guter Sohn ist, hat er seiner Mutter den Gefallen gethan, obwohl ich es lieber gesehen hätte, sie wären hier geblieben.“

„Ein überaus guter Sohn, ja, und ein guter Schwiegersohn auch,“ sagte die Marquise.

Constancia war zu einer Commode getreten, auf welcher eine Flasche mit Wasser stand, hatte ein Glas gefüllt und führte es mit zitternden Händen an die Lippen. Sie hatte es vorhergesehen und jetzt verstand sie Alles.

Alles was Alegria gesagt hatte, war erlogen; diese Ueberzeugung hatte Constancia. Was aber gewiß war und was sie verschwieg, das war der Inhalt des Briefes, den sie am Morgen auf ihrem Toilettentische gefunden hatte:

„Señora!

Der Mensch kann und muß verzeihen. Das Verzeihen ist eine so edle und erhabene Tugend, daß man sie schon deshalb üben würde, auch wenn sie nicht Pflicht des Christen wäre. Aber der Mann kann die Frau nicht wieder zu der seinigen machen, welche die eines Andern gewesen ist. Das Band,

das entheiligt worden ist, hat aufgehört zu existiren und der Beleidigte ist durch göttliche und menschliche Gesetze berechtigt und durch sein Herz wie durch seine Ehre gedrungen, es aufzulösen.

Ich will jedoch nicht, daß im vorliegenden Falle ein öffentliches Aergerniß daraus entstehe; denn Blut wäscht nichts rein, tilgt nichts und befleckt das Gewissen. Eben so wenig will ich, daß es durch heuchlerisches Verbergen vertuscht werde. Beiden Extremen wird durch Entfernung vorgebeugt. Es soll der Mutter meiner Kinder an nichts fehlen, als an der Achtung der letztern, auf welche sie keinen Anspruch hat, und an der Werthschätzung ihres Gatten, deren sie unwürdig ist.

Valdemar."

Als Alegria diesen Brief las, weinte sie viel, aber keine Thränen des Schmerzes oder der Reue, sondern des Aergers und der Wuth über den Verlust ihrer schönen Stellung. Da aber Frauen von Alegria's Charakter nicht einmal Berechnung haben, so beruhigte sie sich wieder, nachdem sie ihrem ersten Aerger Luft gemacht hatte und ging, wie wir gesehen haben, ruhig zu ihrer Mutter hinunter . . . . Unsere Schilderung wird nicht einmal wahrscheinlich,

geschweige denn auf Thatsachen beruhend erscheinen und doch ist sie wahr! Der allgemeine Glaube, daß die bösen Thaten tiefe Wurzeln haben, ist nicht immer gegründet; es gibt deren, die gar keine haben, da sie derselben, ähnlich den Corallen, nicht bedürfen, um zu gedeihen. Denn wie diese aus eigener Kraft durch Erzeugung immer neuer Generationen von Polypen wachsen, so jene, indem sie immer wieder neue Schaaren böser Thaten erzeugen.

Wenn die Welt Wirkungen sieht, deren Ursachen sie nicht kennt, so hält sie letztere unfehlbar für ungünstig, auch wenn sie es nicht sind. Es war daher nicht zu erwarten, daß die plötzliche Abreise des Marquis, der seine Kinder mitnahm, eine Abreise, die bei dem Zustande seiner Schwiegermutter und bei einem Manne, dessen hohe gesellschaftliche Stellung ihn jeder Art von Verpflichtungen überhob, um so auffallender war, so unschuldig ausgelegt werden sollte, wie Alegria wünschte. Man erfuhr daher nicht nur die Wahrheit, sondern schmückte sie auch noch mit allen kleinen Verzierungen, welche die Lästerung zu schmieden pflegt, aus.

Paco Guzman, in Verzweiflung über das, was vorgegangen war, reiste aus Achtung vor der Welt nach Estremadura ab. Alegria fühlte sich durch

diesen Beweis von socialer Rücksicht und Achtung für sie selbst beleidigt und suchte Jemanden, der sie in Paco's Abwesenheit trösten könnte. Paco erfuhr es und war empört darüber, aber er machte sich wenig daraus. Die Vernunft hatte ihn zur Reue über seine strafbaren Liebeshändel geführt, die edle Handlungweise des Marquis, dessen würdiges Betragen bei dieser Gelegenheit das seinige um so verächtlicher und hassenswerther machte, hatte ihn mit Scham erfüllt, vor Allem aber hatte die Abwesenheit ihn abgekühlt.

Paco gehörte zu einer Classe von Menschen, deren es in Spanien nicht viele, doch aber hin und wieder einige gibt. Alles in ihm war Aufwallung, nichts war Tiefe; Alles war heftig, nichts dauernd. Sein Gefühl ging in allen Dingen ohne Abstufung vom Fieber zur völligen Abspannung über. Im ersten Augenblicke ließ er sich zu allen Extremen hinreißen, guten und bösen; war der Augenblick vorüber, so fiel er, wie ein Segel, dem der Wind fehlt, schlaff darnieder. Da kein Gefühl in ihm Wurzel schlug, war er der allerungefährlichste Feind; als Freund aber ließ er Viel zu wünschen übrig; denn wenn er auch keinen Groll kannte, so kannte er auch keine Dankbarkeit, und dies ist das Gefühl, welches die

tiefsten Wurzeln hat. Niemand hatte weniger Stetigkeit, nicht nur in seinem Fühlen, sondern auch in seinem Denken. Jeden Tag konnte ein Beobachter an ihm ein neues Gesicht bemerken, nicht aus Berechnung oder Studium, wie bei Vielen, die sich durch die Umstände oder den Ehrgeiz leiten lassen, sondern aus Naturell; denn er war aufrichtig, selbst cynisch, sowohl in seinen Neigungen wie in seiner Gleichgiltigkeit, da er Anderer Meinung nicht hoch genug achtete, um durch die Kraft seines Willens sowohl gegen die Apathie als gegen die Maßlosigkeiten, denen er sich überließ, anzukämpfen. Dergleichen Menschen vergessen so plötzlich Alles, was sie gethan, gesagt und gedacht haben, wenn dasselbe für sie sein Interesse und seine augenblickliche Wirksamkeit verliert, daß sie sich wundern und es übel nehmen, daß Jemand, auch selbst der Beleidigte, die Erinnerung an das, was erst eben vergangen und für sie schon in Nichts verflossen ist, bewahren kann. Bei solchen Menschen ohne innere Schwerkraft (und es gibt deren die sogar gravitätisch erscheinen) schlägt nichts Böses Wurzel, setzt sich aber auch nichts Gutes fest; sie flößen daher Andern von Natur weder entschiedene Abneigung noch volles Vertrauen ein, haben also weder jemals bittere Feinde noch aufopfernde Freunde. Ihr

gutes Gefühl (wenn sie welches haben) trägt bei diesen Leuten immer einen leichten Sieg davon, wofern sie ihm Gehör schenken; dafür aber kennt ihr Herz nicht das große und wahre Gegengewicht des Bösen und das Einzige, was dasselbe tilgen kann, die Reue; denn bei ihrer leichtfertigen Sinnesart legen sie der bösen That keine große Wichtigkeit bei und ermessen nicht, wie tief die Wunden sind, die sie geschlagen haben. Ihrer Meinung nach reicht die Offenheit und Ehrlichkeit, womit sie eine vergangene Schuld eingestehen, hin, dieselbe zu tilgen, und das ist eine großer und schwerer Irrthum. Weder Gott noch der gute Mensch verzeihen, wenn der Schuld nicht die Reue folgt.

Die Reue ist die unerläßliche Bedingung der Verzeihung, und dieses große Verdienst, diese schöne Reaction, diese energische Zurückweisung der Schuld kommt unglücklicher Weise nicht sehr häufig vor. Man halte dies nicht für ein Paradoxon. Bei den Einen vertrocknet sie, kaum geboren, durch zu großen Leichtsinn, bei den Andern wird sie durch die Eigenliebe im Keime erstickt, bei noch Andern, ach! aus Mangel an Sittlichkeit verkannt und zurückgestoßen. Unsere heilige und weise Mutter, die Kirche, begriff dies und setzte daher das erhabene Gericht der

obligatorischen Buße ein, denn nur dort wird auf praktische Weise die wahre, heilsame und fruchtbringende Pflanze ausgesäet, welche das Herz reinigt; nur dieses heilige Tribunal lockt gleich dem Stabe Mosis das Wasser, welches unser Gewissen abwaschen soll, aus dem harten Felsen hervor. Die Protestanten und die schwächlichen und kalten Apostel des Indifferentismus sagen freilich: „Wozu sollen wir unsere Sünden einem Andern bekennen, der Mensch ist, wie wir? Genug, wenn wir sie Gott bekennen." O Kurzsichtigkeit des Hochmuths, um so beklagenswerther, weil sie freiwillig ist bei denen, deren Blick weit genug reicht, um den hohen Ursprung aller Institutionen unserer heiligen katholischen Religion erkennen zu können, die wie die Sonne durch die Jahrhunderte schreitet, ohne ihr ewiges Licht, ihre stete Wärme zu verlieren. Und Reaction nennen die Kinder dieses Jahrhunderts angeblicher Aufkärung jene Stimmen, welche ihr Klagegeschrei erheben gegen die Bestrebungen, welche Alles, was der Mensch noch an Glauben und Gottesverehrung in seiner Seele, und Alles, was er an Poesie noch im Herzen bewahrt, zu entheiligen sucht. Heiliger Gott! wohin werden uns die Feinde der Religion und alles Bestehen-

den noch führen wollen, die von den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts an durch Marat und Robespierre bis zu Proudhon herab die rothe Fahne schwingen?

Sechstes Capitel.

Einer der Gesellschaftskreise, welche Don Galo Abends besuchte, war der der Señora Anacleta Alcalde de la Tijera.*)

Die Frau vom Hause war eine von denjenigen Frauen, welche in Folge eines angeborenen bösen Triebes von Jedermann schlecht sprechen, wie der Vampyr instinktmäßig seinen unersättlichen Durst an Blut letzt.

Wer einen Tadel, eine Lästerung, eine Klatscherei oder eine Verleumdung in das Haus der Señora de la Tijera brachte, wurde von ihr mit der höchsten Auszeichnung empfangen; wer es dagegen wagte, sich zum Vertheidiger eines Freundes oder der Wahrheit aufzuwerfen, hatte den bittersten Widerspruch und Spott zu ertragen.

Am Abend nach den vorher erzählten Begeben-

---

*) Tijera heißt die Schere. Anm. d. Uebers.

heiten trat Don Galo zu der erwähnten Dame ein und setzte sich neben ihre Tochter, ein hübsches Mädchen von fünfzehn Jahren, der er den Hof machte, ungeachtet Paco Guzman ihm den Beinamen Don Rehusado *) gegeben hatte.

„Don Galo," sagte die Kleine mit jener Leichtfertigkeit im Reden, welche die meisten unserer jungen Mädchen haben, „was sagen Sie zu der Geschichte mit Alegria Cortegana?"

„Ich weiß nichts, liebes Kind," antwortete Don Galo.

„Sie spielen vielleicht den Unwissenden; aber Sie können doch unmöglich die Sache leugnen."

„Und auch nicht behaupten, mein Kind."

„Sie sind sehr vorsichtig."

„Sagen Sie lieber unwissend, Lorchen." **)

„Sie wissen nicht, was Sie nicht wissen wollen."

„Wollte Gott dem wäre so! Dann würde ich auch nicht zu meinem Unglücke wissen, daß ein so schönes, zartes Mädchen, wie Sie, Lorchen, ein so unempfindliches, grausames und unbeugsames Herz haben kann."

---

*) Der Verschmähte. Anm. d. Uebers.

**) Diminutiv von Dolores. Anm. d. Uebers.

„Don Galo, so lange Sie mit der Empfindlichkeit und Biegsamkeit über den Fuß gespannt sind, prophezeie ich Ihnen, daß Sie nie gut Polka tanzen werden.“

„Warum nicht, liebes Kind?“

„Weil es mit der Empfindlichkeit und Biegsamkeit Ihrer Beine schlecht bestellt ist und Sie fallen werden wie neulich Abends im Galopp, schrecklichen Andenkens.“

„Das war nicht meine Schuld. Sie wissen ja, daß Paco seinen Stock dazwischen steckte, damit ich das Gleichgewicht verlieren sollte. Paco ist immer derselbe; er hat nichts als muthwillige Streiche im Kopfe, wie zur Zeit, als er noch Student war; er war sicherlich der ausgelassenste der Universität.“

„Nur daß jetzt seine Streiche schlimmerer Art sind,“ erwiederte Lorchen lachend, mit Anspielung auf die Geschichte mit Alegria.

In diesem Augenblicke traten mehrere Personen ein, unter ihnen auch ein Lancierofficier, ein Adjutant des Regimentsobersten.

„Ueberall,“ sagte er, nachdem er gegrüßt hatte, „spricht man von nichts als von der Geschichte mit der Marquise von Valdemar.“

Hier machte der Officier von der uns schon bekannten Begebenheit eine übertriebene Schilderung mit scandalösen, nur auf Vermuthung beruhenden Details.

„Die Sache ist nicht gewiß," sagte Don Galo ruhig.

„Soll das etwa heißen, daß ich erfinde?" fragte der Officier, der nicht zu den höflichsten gehörte.

„Gott bewahre mich, an so etwas zu denken," erwiederte Don Galo; „ich will nur sagen, daß man Sie zu einem Irrthume verleitet hat."

„Ein Irrthum, den ohne Ausnahme die ganze Stadt theilt, ist schwer zu bekämpfen."

„Wenn Alle es glauben und nur auf Hörensagen wiederholen, wie Sie, so ist der Irrthum sehr begreiflich, und wenn man die Ueberzeugung hat, daß es ein Irrthum ist, so ist es nicht schwer, dagegen zu kämpfen."

„Sei dem wie ihm wolle, ich weiß nicht, welch ein Recht Sie haben können, Dingen, die allgemein bekannt und daher Jedermanns Eigenthum sind, zu widersprechen."

„Also nach Ihnen ist die Verleumdung Jedermanns Eigenthum und deshalb so erlaubt, daß die

Freunde der dadurch Angegriffenen kein Recht haben, sie zu bekämpfen?"

„Wenn es Verleumdungen sind, so suche man die Quellen derselben, um sie zu verstopfen."

„Diese Quellen, Señor," sagte Don Galo, immer in gemäßigtem und rücksichtsvollem Tone, „sind unerforschlich wie die des Nils."

„Nun denn," antwortete der Officier trotzig, „so lasse man den Nil fließen, da es unmöglich ist, seinen Lauf zu hemmen."

Mit diesen Worten wandte er Don Galo nicht sehr artig den Rücken.

„Wenn sich doch Pando nicht zum Ritter einer verrufenen Cokette aufwerfen wollte!" sagte die Señora de la Tijera; „er kann es nicht lassen, eine schlechte Sache zu vertheidigen."

„Alegria ist immer eine von den vielen Heiligen Ihrer Verehrung gewesen, Don Galo," sagte Lorchen.

„Das leugne ich nicht; als sie noch unverheirathet war, wäre ich glücklich gewesen, Gegenliebe bei ihr zu finden."

„Wenn alle Diejenigen, welchen Sie Ihr Herz anbieten, es annähmen, so müßten Sie es in homöopathischen Dosen vertheilen, Don Galo."

„Liebes Lorchen, wenn Sie wollen, sollen Sie despotische und unumschränkte Königin davon sein, ohne Cortes, ohne Senat, ohne Deputirtenkammer.“

„Ich will es nicht, Don Galo,“ antwortete Lorchen, „denn ich weiß nicht, was mir mehr zuwider ist, die Herzen oder die Merengues.“

„Wissen Sie, meine Herrschaften,“ sagte Don Galo nach einer Viertelstunde mit lauter Stimme, „was ich gehört habe? Daß der Oberst des Lancierregiments einen sehr heftigen Streit mit dem Generalcapitän gehabt, worin dieser ihn sogar der Insubordination beschuldigt hat.“

„Wer hat das gesagt?“ rief der Officier aus, von seinem Stuhle springend und Don Galo zornig anblickend.

„Die öffentliche Stimme.“

„Und Sie wiederholen es ohne weitere Prüfung?“

„Oeffentlich bekannte Dinge sind Jedermanns Eigenthum, nach Ihrer eigenen Versicherung, mein Herr.“

„Das soll eine versteckte Lection für mich sein, nicht wahr? Merken Sie sich aber, daß man unter Militärs und Männern von Ehre die Worte erst erwägt, ehe man sie ausspricht, und daß Derjenige, welcher sie sagt, dafür verantwortlich ist.“

Mehrere Personen legten sich in's Mittel, als sie den Officier so aufgebracht sahen, und wollten der Unterhaltung eine andere Wendung geben; der Officier aber, der heftig und ein genauer Bekannter des Obersten war, ließ nicht ab und versicherte halb laut, daß Don Galo ihm Satisfaction geben müsse.

„Ich bin sehr bereit, dieselbe zu geben," sagte Don Galo, der es hörte, ohne seinen Gleichmuth zu verlieren, „aber nicht wie der Herr es versteht. Ich vertheidige meine Freunde, aber ich schlage mich nicht ohne Grund. Ueberdies kann ein rechtschaffener Mann mit Ehren nur eine gute Sache vertheidigen, und die meinige würde es nicht sein. Meine Satisfaction ist folgende: Was ich gesagt habe, habe ich eben erst erfunden, denn ich habe immer nur Löbliches von dem tapfern und ehrliebenden Chef des Lancierregimentes gehört, und ich erfand die Geschichte einzig und allein, um das Vergnügen zu haben, zu zeigen, daß der Herr ein wahrer und treuer Freund ist, der in die Verleumdung, womit man in seiner Gegenwart einen abwesenden Freund beschimpft, nicht durch Schweigen einstimmt, sondern sie entkräftet, indem er sie Lügen straft."

Mit welchem Vergnügen würden wir niederschreiben, daß ein gerührtes Schweigen diesen Wor-

ten folgte und daß der Officier auf seinen Gegner zuging, ihm die Hand drückte und ihm auf diese Weise einen herrlichen Triumph des Gefühls gewährte. Da wir indessen nicht erfinden, sondern nur treu die Wirklichkeit schildern, müssen wir sagen, daß dem nicht so war. In unserm Vaterlande hat man mehr Verständniß und mehr Sympathie für den Heldenmuth als für das richtige Gefühl, mehr Seelengröße als Zartheit des Herzens, ausgenommen in den Gefühlen der Liebe und der Religion.

Don Galo's Worte wurden daher mit heiterm Lachen aufgenommen, in welches der fein geschmeichelte Officier zuerst einstimmte, und Alle priesen den sinnreichen Kunstgriff, womit Don Galo seine Sache vertheidigt hatte, ohne jedoch das Rührende, das darin lag, zu fühlen.

Don Galo, der nach seinem guten Instinkte handelte und seine schönen Eingebungen nicht prüfte, war vollkommen zufrieden mit dem kleinen Triumphe der Eigenliebe, der ihm durch das Gelächter und durch Zurufe von allen Seiten zu Theil wurde.

„Gut, gut, Pando! Das nennt man eine feine Kriegslist, um einen Gegner zu bekämpfen.“

„Don Galo hat den Preis davon getragen,

denn er hat dem Herkules seinen Nimbus geraubt, indem er bewiesen, daß Geschicklichkeit über Kraft geht."

„Bravo, Pando!" rief ein Student aus; „die Gesellschaft der Friedensfreunde wird Ihnen eine Krone von Flockwolle votiren."

„Sie Kämpe der Abwesenden," sagte ein Jünger der Diplomatie, „Sie sind ein tugendhafter Talleyrand, ein gefühlvoller Pozzo di Borgo, ein arkadischer Metternich."

„Don Galo," sagte Lorchen, „David wird aus grimmigem Neide die Saiten seiner Harfe zerreißen."

„Herr von Pando," rief der Officier aus, „Sie haben mich besiegt und zu Dank verpflichtet, etwas, dessen außer Ihnen bisher nur die schönen Mädchen sich haben rühmen können."

Don Galo hatte die Aufschläge seiner Weste noch weiter geöffnet, lächelte zufrieden und fächelte sich mit einem Binsenfächer aus Leibeskräften Luft zu.

Es ist etwas Seltsames in unserer Gesellschaft, wovon wir nicht wissen, ob wir es der Oberflächlichkeit oder der Ungerechtigkeit zuschreiben sollen, nämlich, daß es einen Menschen in der Meinung Anderer erniedrigt, wenn er etwas Lächerliches an

sich hat, und daß er bloß deshalb mit alberner Ueberlegenheit behandelt wird, und zwar von denselben Leuten, die lasterhaft, böse und selbst unehrenhaft sind. Eine Lächerlichkeit erniedrigt Niemand, außer in kurzsichtigen Augen. Wer von uns hätte nicht etwas Lächerliches an sich? Wem von uns, gesetzt er hätte es noch nicht, könnte man es nicht anheften? Wem hätte es nicht etwa das Alter als eins seiner vielen kleinen Angebinde vorbehalten?

Wenn jener Stutzer mit seinen lackirten Stiefeln und seinen affectirten französischen Redensarten, wenn jene Putznärrin, die an ihrer schmachtenden Person alle Uebertreibungen der Mode zur Schau trägt, sich wie die Raupe verpuppten, um nach einiger Zeit als Schmetterlinge zu erstehen, würden sich nicht vielleicht auch solche finden, die, umgekehrt wie jene, sich als Schmetterlinge verpuppten, um als Raupen wieder aufzustehen? Das heißt, nur der leichtfertige Einfluß und die verächtliche Wichtigkeit der Mode verurtheilt sie unter der Phalanx, ihrer Sclavin, zur entsetzlichsten Lächerlichkeit. Fast alle weisen und bedeutenden Menschen haben große Lächerlichkeiten an sich gehabt. Ließen nicht selbst den großen Voltaire, dieses Muster eines Spötters und Satirikers, die muthwilligen Pagen des Königs

von Preußen für einen verkleideten Affen gelten, so daß dieser boshafte Franzose, einer der Erfinder des Vaudeville, umkehrte, voll Wuth gegen die ruhigen und gravitätischen Deutschen, die sich so weit emancipirten, daß sie dem Großpriester und Austheiler des Spottes eine Probe vom Wiedervergeltungsrechte gaben?

Seien wir tolerant gegen Anderer Lächerlichkeiten, denn das Motto, welches derselbe Voltaire unter eine Statue des Amor setzte, läßt sich auch auf das Lächerliche anwenden:

„Wer Du auch seist, hier ist Dein Herr,
Er war's, er ist's, er wird es sein."

Das Lächerliche hat keinen Einfluß auf den innern Werth der Menschen und darf uns nicht zur Mißachtung verleiten, vorausgesetzt, daß es nicht aus schlimmen Leidenschaften oder noch schlimmern Bestrebungen hervorgeht.

Wir möchten fast sagen, daß harmlose, nicht aus schlechten Quellen hervorgehende Lächerlichkeiten unsere Theilnahme und unser Wohlgefallen erwecken, weil sie gemeiniglich mit einem guten Fond und

einem offenen Gemüthe verbunden sind, und wir möchten fast Demjenigen danken, der uns den angenehmen und unschuldigen Zeitvertreib verschafft, sie mit wohlwollendem Lachen zu beobachten.

Siebentes Capitel.

„Was lesen Sie?" fragte Sir George eines Abends, als er Clemencia mit einem Blatte in der Hand an ihrem Kamine sitzen fand.

„Ich antworte Ihnen wie Hamlet dem Polonius auf dieselbe Frage," antwortete Clemencia: „Worte, Worte, Worte!"

„Aber was für Worte?"

„Ein Scheffel voll, welche dieses Blatt zu Gunsten der modernen humanitären Ideen enthält."

„Mit welchen Sie doch grade sympathisiren müssen," sagte Sir George, welcher, so sehr er sich auch vornahm, im Umgange mit Clemencia seine fortwährende Ironie aufzugeben, aus unwiderstehlichem Triebe und eingewurzelter Gewohnheit immer wieder in dieselbe zurückfiel.

„Nein, Sir George, nein,“ antwortete Clemencia sanft.

„Wie kommt das, Señora? Sind Sie denn nicht die warme Fürsprecherin und fortwährende Beschützerin der Armen?“

„Sie sprechen ironisch, Sir George, und wissen, daß die Ironie mir zuwider ist; überdies können Sie überzeugt sein, daß, so schön mir das Gold erscheint, ich doch den Dolch, der daraus gemacht ist, nicht schön finden werde. Wollen Sie die heilige christliche Stimme, welche dem Reichen zuruft: Gib, gib, Deine Reichthümer sind nur Darlehn und werden Dir den Eingang zur Wohnung der Gerechten öffnen, was schwerer ist, als daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe — und die Stimme, welche dem Armen zuruft: Fort mit der Armuth, wenn sie auch Deine Erbschaft ist! Fort mit der heiligen Ergebung, wenn sie auch Dein Schmuck, Dein Verdienst, Deine Tugend ist! Fort mit Deiner Heiterkeit und Mäßigkeit, welche Deine natürliche Philosophie sind! Es gibt Reiche und Du bist es nicht, also steh auf, empöre Dich, laß Deine bösen Leidenschaften los, Neid, Stolz, Ehrgeiz und Wuth! Achte nichts mehr, stiehl, und wenn die Gensdarmen Dich daran hindern, stiehl mit Deinem Wunsche

und Deinem Vorsatze, denn das Gebot Gottes, welches den Diebstahl zum Verbrechen macht, hebe ich kraft meiner großen Gewalt auf — wollen Sie diese beiden Stimmen mit einander verwechseln? — Aber, Sir George, Gott läßt zu, daß sich von Zeit zu Zeit unheilbringende Menschen aus dem Schooße der Finsterniß erheben, und solche Menschen sind ein eben so großes Unglück, wie Pest und Stürme. Gleich Fackeln der Hölle zünden sie einen Scheiterhaufen an, der die Blinden sehend macht, die Lauen stärkt, die Pflichtvergessenen reinigt, und aus dessen Asche schöner und üppiger die ewige Wahrheit hervorgeht, die schwach und kraftlos im Herzen des Menschen lag; beugen wir also den Nacken, wir, die wir solche Züchtigungen verdienen! Traurige Menschheit, die schwach und entnervt wird und von Zeit zu Zeit von Gottes starkem Arme geschüttelt werden muß! Kämpfen wir also in diesem großen sittlichen Kampfe, aber mit unsern Waffen, mit christlicher Liebe, Mäßigung, heiligem Eifer und durch muthiges Vortragen unsers heiligen Glaubens und unserer heiligen Lehren. Gutes für Böses, Sir George, Gutes für Böses; welchen Feind entwaffnet diese Taktik nicht?"

„Wie viel Kehlen, welche Gesänge sangen, wie Sie jetzt, Clemencia, hat in Frankreich die Guillotine

abgeschnitten! Clemencia, wenn die Menschheit sich erhebt und einen Schritt vorwärts thut, kann nichts sie zurückhalten; was sich unter ihren Sohlen findet, wird von ihr zertreten; das ist ein unvermeidliches und selbst nothwendiges Uebel."

„Also," sagte Clemencia mit trübem Lächeln, „was ich erhabene Züchtigungen, was ich ein Schütteln nenne, womit Gottes Arm die träge Menschheit aufweckt, das nennen Sie Fortschritte der Menschheit? Man wird Mühe haben, zu glauben, daß solche Schritte auf dem Wege des Guten geschehen, Sir George!"

„Señora, Ihnen wird der Grundsatz Ihrer klugen Jesuiten nicht unbekannt sein: Der Zweck heiligt die Mittel."

„Sir George, machen Sie nicht aus einer Maxime der Politik — welche allgemein von denselben Leuten befolgt wird, die daraus einen beschimpfenden Vorwurf gegen die Jesuiten machen, und deren Oberpriester Sie jetzt in Ihrem Lande haben *) — eins von den Geboten der Moral, welche die Menschheit leiten sollen? Aber, mein

*) Wen die Verfasserin hier meint, ist mir nicht ganz deutlich, ich vermuthe, Lord Palmerston. Anm. d. Uebers.

Gott, wie sehr wird dieses Wort entweiht! Und der Hochmuth des Menschen, der sich von den Gesetzen Gottes lossagt, ist in unsern Tagen so weit gekommen, daß er glaubt, den Händen Dessen, der ihn schuf, die Macht entreißen zu können, welche das Weltall leitet! Aber, dem Himmel sei Dank! unser gesegneter Boden bringt keine Cromwells, Marats und Robespierres hervor, diese Helfershelfer dessen, was Sie die Fortschritte der Menschheit nennen."

„Gewiß, gewiß; Ihr Vaterland erzeugt mit seltenen Ausnahmen an öffentlichen Charakteren nur vollkommene Egoisten, und daraus geht eine wahre Anarchie hervor, die kein Haupt anerkennen will, als ob es Parteien ohne Häupter gäbe; so tödten sie sich selbst durch ihre eigenen kleinlichen Eifersüchteleien."

„Aber, Señor, in Ihrem Vaterlande geschehen ähnliche Dinge, wenn auch in größerm Maßstabe; eine Volksregierung besteht aus diesen Elementen."

„Die Regierung meines Vaterlandes ist abscheulich, Señora, seine Gesetze sind grundschlecht."

„O, reden Sie nicht schlecht von Ihrem Vaterlande," rief Clemencia aus, mit jener Vorliebe, jener Begeisterung, die ein zärtliches und hingebendes Herz über Alles das ausschüttet, was dem geliebten

Gegenstande angehört; „dieses Land großer Menschen und großer Dinge, das auf seiner Insel dasitzt wie ein Herrscher auf seinem Throne, und jetzt seinen Zenith erreicht hat."

„Gemeinplätze, Señora! Und ein Mund wie der Ihrige sollte sich lieber durch eine paradoxe oder ungereimte Behauptung noch reizender machen, als sich zu einer banalen Phrase herablassen," erwiederte Sir George und fügte achselzuckend hinzu: „Seit ich den Gebrauch meiner Vernunft habe, das heißt: seit mehr als zwanzig Jahren, höre ich immer dasselbe Lied, und wir sind doch noch fortgeschritten. Wer ist im Stande, genau zu sagen, wann eine Nation ihren Zenith erreicht hat? Englands Wohlfahrt ist ein Erzeugniß der Umstände, Señora; Niemand begeistert sich dafür als einige Spanier."

„Sie besitzen keine Vaterlandsliebe, Sir George," sagte Clemencia traurig. „Welch ein Phänomen! Eines Gefühls zu entbehren, welches selbst die Wilden in ihren Wäldern und Wüsten hegen!"

„Die Civilisation, Señora, deren Tendenz dahin geht, alle Länder gleich zu machen und auf eine Stufe zu bringen, indem sie dieselben nach einer Form umbildet, muß nothwendig ein Gefühl vernichten, welches jener Tendenz widersprechen würde.

Ueberdies glauben Sie nur, Señora, daß der vielgerühmte Patriotismus, seit er mit den heroischen Zeiten aufgehört hat, eine uranfängliche Tugend und ein einmüthiges Gefühl zu sein, nichts weiter ist, als ein ehrgeiziger Egoismus und eine aufgeblasene Eigenliebe, in die sich die politischen Parteien und Fractionen hüllen, wie in die Tunica des Regulus, wenn sie auch sehr wenig Lust haben, sich wie der Römer in einer Tonne rollen zu lassen, wohl aber in einer Kutsche, auf Kosten des „angebeteten Vaterlandes."

„Ein anderer herrlicher Fortschritt, der aus den modernen Einrichtungen hervorgeht!" antwortete Clemencia lächelnd. „Lassen Sie sich, Sir George, durch den tiefen Denker Balzac eines Bessern belehren; er sagt in der Vorrede zu seinen Werken: Ich schreibe im Lichte zweier ewigen Wahrheiten, der Religion und der Monarchie, zweier Nothwendigkeiten, für welche die Zeitereignisse wieder ihre Stimmen erheben werden und zu welchen jeder Schriftsteller von gesundem Verstande unser Vaterland zurückzuführen suchen muß. — Da Sie aber nicht so denken, so sagen Sie mir doch, welche Regierung halten Sie denn für gut?"

„Ich glaube, es müßte gar keine geben, Señora."

„Nun, Sie sind mehr als je zu Paradoxen aufgelegt. Nehmen Sie es immerhin übel; aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie eine Excentricität von großem Caliber an den Tag legen. Und die gesellschaftliche Ordnung, Señor?"

„Muß die Frucht der Civilisation sein und so jede Regierung überflüssig machen."

„Welch eine arkadische Utopie, ganz geeignet, in den eliseischen Gefilden zu herrschen! In welcher Oase, welcher Wüste haben Sie sich denn das geträumt, Sie erleuchteter Plato? Wenn wir alle gute Christen und strenge Beobachter der Lehren des Christenthums wären, wäre das möglich; denn der treffliche Bonald hat gesagt: Die zehn Gebote sind das große Grundgesetz und die constitutionelle Charte des Menschengeschlechtes, und eben so sagt der tiefe Balzac: Das Christenthum, vor Allem aber der Katholicismus, als ein vollständiges Repressivsystem der verderblichen Neigungen des Menschen, ist das größte Element der gesellschaftlichen Ordnung. — Bis dahin aber . . . ?" *)

---

*) Cüstine sagt: Nur in der religiösen Ordnung der Dinge ist es erlaubt, Alles von der Zukunft zu erwarten, und verboten, auf die Vergangenheit zurückzugehen; nur in ihr ist

„Hemmung! Hemmung!“ unterbrach Sir George Clemencia lebhaft, „das ist es! Zum Einsiedler werden! Sich das Leben noch ärmer machen, als es an sich schon ist! Welch elender Selbstmord!“

„Wie verschieden denken wir über diesen Punkt, Sir George!“ sagte Clemencia. „Ich für meinen Theil glaube nicht, daß das Ziel des Menschen darin bestehe, sich das Leben angenehm, sondern es gut zu machen.“

„Man kann genießen, ohne schlecht zu sein, meine strenge Freundin; es gibt Genüsse, die beinahe heilig sind, und der Mensch findet sie nicht. Wissen Sie, Clemencia, daß es Zeiten gibt, wo ich einen Genuß, selbst einen Wunsch, mit der Hälfte meines Vermögens erkaufen würde?“

„Das heißt,“ antwortete sie, „Sie finden die einen nicht und empfinden die andern nicht.“

„So ist's.“

„Armer Freund!“ sagte Clemencia mit aufrichtigem Mitleid; „Sie haben Ihre Empfindung in

---

der Fortschritt unbegrenzt, denn die Religion ist eine Kette, deren erstes Glied die Erde, deren letztes der Himmel ist.

Anm. d. Verf.

kleinen und nichtigen Genüssen von Seide und Gold, Genüssen, die nicht in die Seele dringen, nicht das Herz befriedigen, dergestalt abgeschliffen, daß die wahren Genüsse daran abgleiten."

„Und welches sind die wahren, Clemencia?"

„Für mich gibt es deren so viele und so verschiedene, Sir George, daß es mir schwer werden würde, sie aufzuzählen."

„Aber geben Sie mir einige an; ich studire Sie wie ein seltenes und mir neues Wesen mit einer Wißbegierde und einem Vergnügen, daß ich Sie zuweilen anlächeln muß, wie ein unschuldiges Kind, zuweilen anbeten, wie einen erhabenen Geist, denn Sie sind von Beiden etwas."

„Ihre Ironie hindert mich, mein Herz auszuschütten."

„Nein, Clemencia," sagte Sir George, nach der Sitte seines Landes die Hand seiner Freundin ergreifend und herzlich drückend, „glauben Sie nur, daß der alte Mensch sich an der Thür Ihres Zimmers seines undurchdringlichen Kittels entkleidet und vor Ihnen der neue in seinem weißen leinenen Gewande erscheint."

„Ich zweifle nicht, daß es Ihre Absicht ist, aber . . ."

„Aber? . . ."

„Wissen Sie wohl, daß die Franzosen sagen: Man mag die Natur noch so weit wegjagen, sie kehrt im Galopp zurück?“ antwortete Clemencia.

„Haben wir die Rollen getauscht, Clemencia? Wird die Taube zum Falken?“

„Nein, aber die Mücke, die das Netz sieht, sagt der Spinne, daß sie sich davor zu hüten versteht.“

„Wollen Sie es mich bereuen lassen, mich Ihnen wehr- und schutzlos gezeigt zu haben? Zwingen Sie mich, meinen Harnisch wieder anzulegen?“

„Wie sollte ich Sie zu etwas zwingen, das ich verabscheue, Sir George?“

„Dadurch, daß Sie mir nicht Ihr Herz ausschütten wollen. Sagen Sie mir also, was nennen Sie Genüsse?“

„Unter vielen andern,“ sagte Clemencia nach einem kurzen Schweigen, „sind diejenigen, welche die Natur bietet, Allen erreichbar. Sehen Sie diese kleinen, weißen, glänzenden Wolken, die so weich sind, daß die Luft ihnen Formen gibt und ein Hauch sie führt. Sehen Sie diese Blumen, welche von der Erde ihren Saft, von der Sonne ihren Duft empfangen, wie der Mensch halb der Erde, halb dem Himmel angehört. Sehen Sie jenen fernen Horizont, zu welchem sich die Seele ausdehnt, und

jenen andern beschränktern, in welchem sie sich concentrirt. Sehen Sie dieses Wasser; bald fließt es lustig dahin, bald schläft es ruhig, immer glänzend, wie Alles, was rein, immer durchsichtig, wie Alles, was aufrichtig ist. Sehen Sie dieses Meer, das in seiner Unermeßlichkeit und Stärke die Kleinheit und Schwäche des Menschen und seiner Werke vernichtet. . . ."

„Nicht weiter," sagte Sir George, „nicht weiter, Clemencia. Ich habe die Alpen, die Andes und den Bosporus durchreist; ich habe den Ganges, den Niagara, den Rhein gesehen; ich bin durch das Stille Meer, das Atlantische Meer und durch die Südsee gesegelt, habe auf ihnen ihre Stürme und ihre Naturerscheinungen beobachtet, aber nichts von alle dem habe ich mit Genuß bewundern können, nichts mit Bezug auf mein innerstes Sein. Nur der Gedanke ist in mir aufgestiegen: Wie viel Affectation liegt doch in den Dichtern!"

„Und die Freuden der Familie?" fragte Clemencia, ohne sich Rechenschaft davon geben zu wollen, warum ihr Herz bangte.

„Sie wissen," antwortete lächelnd Sir George, „daß ich unverheirathet bin, denn Männer müssen

sich nicht verheirathen, ehe sie viel Erfahrung von Welt und Dingen haben."

„Ist diese Erfahrung den Verheiratheten viel nöthiger als den Ledigen?" fragte Clemencia.

„Ohne Zweifel; die Franzosen, welche wir als unsere Meister in Allem anerkennen, bezeichnen dies sehr richtig, indem sie das Heirathen ein Ende machen nennen."

„Das heißt: wenn die Jugend dahin ist und Kränklichkeit sich einstellt, so nimmt man sich ein junges Mädchen, das erst zu leben anfängt, zur Pflegerin, nicht wahr?"

„So ist's; wenn man nichts Angenehmeres mehr sein kann, wird man Familienvater."

Clemencia fühlte, wie der stechendste Schmerz und die bitterste Demüthigung ihr Herz zerrissen, aber sie sammelte sich wieder und fragte weiter:

„Aber haben Sie keine Mutter mehr?"

„O ja!"

„Und lieben Sie sie nicht?"

„Eben so wie sie mich."

„Und wo ist sie?"

„Ich weiß nicht; ich glaube, sie reist jetzt in Italien."

„Und Ihr Vater?"

„Mein Vater, der General war, starb in Indien, nachdem er Tippo-Saib ein ungeheueres Vermögen gestohlen hatte.“

Eine unwillkürliche, lebhafte Röthe stieg in Clemencia's Gesicht. Ein durch Plünderung erworbenes Vermögen ist nie etwas Schönes und Ehrenvolles, mögen immerhin die barbarischen Gesetze des Krieges eine solche Erwerbung gutheißen; daß aber ein Sohn seinen Vater Dieb nannte, war eine Vorurtheilslosigkeit, welche die schlichte Clemencia mit Entsetzen erfüllte.

Ohne es zu bemerken, fuhr Sir George fort: „Ein prachtvoller Brillant, den Tippo-Saib am Säbelgriff getragen hatte, fiel mir als Erbschaft zu. Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll, weiß auch nicht, ob ihn mir mein Kammerdiener nicht vielleicht gestohlen hat; wenn ich ihn wiederfinde, wollen Sie ihn als ein kleines Andenken von einem Freunde annehmen, Clemencia?“

„Danke,“ antwortete Clemencia; „ich schätze nur das Andenken an einen Freund hoch, welches im Herzen weilt.“

„Ich biete ihn Ihnen aber mit großem Vergnügen an, da er mir doch nichts nützt; nehmen sie ihn und schmücken sie damit eine der Jungfrauen

Ihrer Verehrung; dann werden Sie immer, wenn Sie beten und das Bild ansehen, sich meiner erinnern, Clemencia."

„Sir George, obgleich ich keine Frömmlerin bin, muß ich Ihnen doch sagen, daß Sie sich unehrerbietig ausdrücken."

„Nehmen Sie ihn wenigstens als ein Bild Ihres Herzens; denn er ist eben so schön, so rein, so viel begehrt und so schwer zu erweichen, als jenes."

„Behalten Sie ihn," antwortete Clemencia lachend, „so lange er meinem Herzen gleicht."

„Nehmen Sie ihn an, ich bitte Sie darum," fuhr Sir George fort, „als ein Bild der Festigkeit, der Beständigkeit und der Gluth der Liebe, die Sie mir eingeflößt haben; da Sie diese verschmähen, bewahren Sie wenigstens ihr Bild."

„Lassen wir das, Sir George," sprach Clemencia ernst, „denn selbst der Name: Geschenk ist mir unangenehm, und wäre es nicht, um nicht hochmüthig zu erscheinen, würde ich sagen, er demüthigt mich. Knüpfen wir den Faden unserer Unterhaltung wieder an."

„Ja, ja, sprechen wir von Genüssen, obgleich ich dabei mitspreche wie ein Blinder von der Farbe.

Was finden Sie noch für Genüsse? Lassen Sie hören."

„Sehr süße in der Freundschaft. Haben Sie keine Freunde?"

„O ja, im Parlament, bei der französischen Gesandtschaft, einen Cardinal in Rom, einen türkischen Großen in Constantinopel und Don Galo Pando, weil es der Ihrige ist; aber, offen gestanden, Clemencia, keine dieser Freundschaften hat mir irgend einen Genuß gewährt."

„Haben Sie denn keinem Ihrer Freunde Dienste leisten können?"

„Dienste leisten, nein; Geld leihen, ja, außer dem Türken und dem Cardinale, die reicher waren als ich, und Don Galo, der nichts von mir verlangt hat; es würde mich sehr freuen, wenn Ihr Freund mir dasselbe Vergnügen machte wie die Andern."

„Pando hat in seinem Leben von Niemand Geld genommen," antwortete Clemencia. „Das Geldborgen ist etwas zu Fashionables für einen unbekannten und ehrenhaften Mann wie er. Wenn aber der Fall einträte, so hat er ältere Freunde als Sie, Sir George, die es übel nehmen würden, wenn er Ihnen den Vorzug gäbe."

„Wie viel Gehalt hat er?"

„Siebentausend Realen.*)

„Scherzen Sie?"

„Gewiß nicht.

Sir George brach in ein so herzliches und unaufhörliches Gelächter aus, daß Clemencia, gleichfalls lachend (denn das herzliche Lachen ist unwiderstehlich ansteckend) sagte: „Aber, Sir George, wollen Sie mir nicht erklären, was in der Zahl Siebentausend so Lächerliches liegt?"

„Señora," antwortete Sir George, „es ist grade die Hälfte von dem Lohne, den ich meinem Kammerdiener gebe. Und gibt es Menschen, die energielos genug sind, ihr ganzes Leben zufrieden in einer solchen Pfütze herumzupatschen? die so wenig Thätigkeitsdrang haben, sich geduldig in einem so kleinen Raume zu bewegen? Außerdem, Clemencia, lache ich über die Kühnheit, die solche Leute, solche Subalternbeamten, haben, vor Ihnen zu erscheinen und Ihr Haus und andere von gleichem Range zu besuchen und in Folge Ihrer unbegreiflichen Duldsamkeit mit den Höchststehenden Ihres Kreises umzugehen."

---

*) Etwa 500 Thaler nach unserm Gelde. A. d. Ü.

„Ich möchte,“ erwiederte Clemencia mit Wärme, „Ihren Tadel in dieser Beziehung nicht mit dem schönsten Lobe vertauschen. Tausendmal gesegnet das Land, welches ohne heuchlerische Lügen und ohne zersetzende Theorien so schöne, offene und einfache Gewohnheiten hat und wo zum Glück jener hochmüthige, beleidigende und geringschätzende aristokratische Geist nicht herrscht, welcher die Veranlassung zu Revolutionen gibt.“

„Aristokratie ist in der That ein Wort, das in Ihrem Lande keinen Sinn hat; Sie können es aus Ihrem gewöhnlichen Wörterbuch ausstreichen. Ihre Granden und einige Magnaten im Innern des Landes, welche eine Aristokratie bilden könnten, wenn sie Alles das besäßen, was das Wesen einer solchen ausmacht, nämlich höchsten Adel, großes Vermögen und eine gediegene Bildung, besitzen diese Eigenschaften nicht, und Diejenigen, welche sie besitzen, spielen mit sehr wenigen Ausnahmen keine politische Rolle und bekümmern sich nicht um das Wohl des Landes. Es ist daher unnütz und sogar lächerlich, wenn sie sich abmühen, eine Aristokratie bilden zu wollen, weil dies so in andern Ländern geschieht. Die Aristokratie in unserm Lande ist eine große einflußreiche Partei, die hier nicht existirt; Ihre Kam-

mern so gut wie Ihr Senat sind volksthümlich und mehr durch persönliche als durch politische Ansichten geschieden; was die Gesellschaft betrifft, so ist sie fein, elegant, überaus angenehm, aber beklagenswerth gemischt."

„Aber, Señor, in England ..."

„Ich leugne das nicht, Señora; aber es gibt da eine Brücke zu passiren, die aus so vielen Millionen gebaut ist, wie alle Ihre Banquiers zusammen nicht besitzen."

„Was Sie Engländer besitzen, Sir George, ist ein Stolz, der zu grob ist, um auch nur einmal einen Ruhm darin zu suchen, sich auf eine geistige Grundlage zu stützen."

„Der Stolz, Señora, ist ein Harnisch, der, je gröber, wie Sie den unsrigen nennen, desto fester ist; er ist überdies eine gute Vertheidigungswaffe."

„Und auch eine Angriffswaffe, Sir George... die so darauf erpicht ist, zu verwunden, daß sie, um es zu können, zuweilen Denjenigen, welcher sie gebraucht, in eine sehr unvortheilhafte Lage und in ein sehr schlechtes Licht setzt. Sie aber, Señor," fuhr Clemencia mit einiger Empfindlichkeit fort, „Sie, der Sie zu diesem aristokratischen Olymp gehören, warum steigen Sie von demselben herab und

verlassen Ihre Göttinnen, um um mich, die arme, ungebildete Spanierin, zu werben?"

„Clemencia," antwortete Sir George lachend, „alle Frauen gehen der That und dem Rechte nach in jedweden Olymp ein, wenn sie schön sind. Sie aber würden mit allen Rechten dahin eingehen; ich wünschte nur, es öffnete Ihnen (wie der Peri in Moore's Gedichte) Niemand diesen Olymp, wie sie es nennen, anders als für — nicht eine Thräne, denn die verabscheue ich, wie Sie wissen — sondern für ein Lächeln. Aber, sagen Sie mir, haben Sie das Verzeichniß der kleinen Genüsse, die Sie so sehr preisen, geschlossen?"

Clemencia schwieg eine Weile.

„Haben Sie nie den Genuß der tröstenden und erhebenden Gefühle der Religion gekannt?" sagte sie endlich, und ihre ganze Seele lag in ihren sanften und klaren Augen.

„Sprechen wir nicht von Religion, Clemencia."

„Und warum nicht? Ich erwarte mit großer Begierde Ihre Antwort."

„Weil die Religion das allerausschließlichste Geheimniß ist, welches das Gewissen des Menschen besitzt, Señora."

„Ich glaubte im Gegentheil, sie sei nicht sein

Geheimniß, sondern sein Lohn, den er möglichst hoch emporhielte, möglichst laut verkündete. Ich kann mir nur zwei Beweggründe für diese sträfliche Verheimlichung oder Zurückhaltung der religiösen Meinungen denken: einen bösen, nämlich den, daß man seinen Glauben geringschätzt, und einen zweiten, noch schlimmern, nämlich den, daß man gar keinen hat, und daß auf diese Weise, wie Larochefoucauld von der Heuchelei sagt, das Schweigen eine Huldigung ist, welche die Irreligiosität der Religion darbringt. Sie wissen, daß der Gott des Universums, als er kam, uns zu erlösen und zu belehren, unter andern einfachen und heiligen Aussprüchen, bei welchen er alle gegenwärtigen und zukünftigen Verirrungen des Menschengeistes vor Augen hatte, auch den that: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich."

„Was Sie damit sagen wollen, Clemencia, ist, daß Sie mich für verdammt halten, weil ich nicht denke wie Sie, wie Ihre Religion Ihnen dies lehrt."

„Meine Religion lehrt mir nicht, sondern verbietet mir, individuell ein Urtheil darüber zu fällen, wer verdammt ist, wer nicht; sie lehrt mir nur und befiehlt mir, zu glauben, daß Derjenige, welcher die Erlösung, die der Herr uns gebracht hat, ableugnet

und sich von der Schaar seiner Apostel trennt, dieser Erlösung nicht theilhaftig werden wird."

„Also," fuhr Sir George mit bitterer Ironie fort, „da Sie gut sind und ich schlecht, da Sie sehr heilige Gedanken haben, ich sehr weltliche, werden Sie der Seligkeit theilhaftig werden, ich der Verdammniß anheimfallen."

„Nein, Sir George," antwortete Clemencia mit unerkünstelter Sanftmuth; „ich fürchte vielmehr, vor dem höchsten Richterstuhle strenger behandelt zu werden als Sie."

„Weßhalb, Señora? Das ist doch seltsam."

„Weil von Derjenigen, der das Glück zu Theil geworden ist, die Augen der Vernunft in einem heiligen Kloster zu öffnen und die des Verstandes an der Seite eines weisen Mentors, umgeben von guten Beispielen und frommen Gewohnheiten, eben so viel verlangt, wie viel entschuldigt werden wird bei dem, der wie Sie das Unglück hatte, unter Ungläubigen und Ketzern heranzuwachsen, umgeben und genährt von der verdorbenen Atmosphäre jener großen philosophischen und skeptischen Welt, welche kühn als Feindin der Religion auftritt, im Genusse den Zweck des Daseins sieht und Beherrschung des Bösen und Entsagung als elende Narrheiten be-

trachtet, die nur für die Armen am Geiste passen."

„Aber, Clemencia," fragte Sir George, kalt gegen alles Mitleid, alle Sanftmuth, alle Inbrunst in Clemencia's Worten, „von was für religiösen Genüssen sprechen Sie? Von den ascetischen, von den erleuchteten, von denen, welche die Katholiken im härenen Gewande und in der Buße finden, oder von denen des Paradieses Mohamed's? Wenn Sie die Houri sind, die er in seinem Paradiese verspricht, so neige ich mich zur Religion des Koran."

„Sir George, achten Sie den Ernst eines Andern durch Schweigen oder bekämpfen sie als loyaler Mann seine Gründe mit gleichen Waffen."

„Wollen Sie, Clemencia," antwortete in freundlichem und heiterm Tone Sir George, „nachdem Sie mich zu Ihrem Bewunderer, Ihrem Anbeter und Ihrem Sclaven gemacht, mich auch noch zum Proselyten machen?"

„Das ist nicht meine Absicht gewesen, Sir George; was ich gesagt, bildete einen integrirenden Bestandtheil dessen, wovon wir sprachen. Aber das ist zu Ende, denn ich sehe, daß auch diese erste heilige Quelle des Lebens in Ihrer Seele versiegt ist! Mein Gott! mein Gott!" dachte Clemencia, „klingt

denn Nichts mehr in seinem Herzen an? Weder die Religion, noch die Natur, noch die Vaterlandsliebe, noch die Familienliebe, noch die Freundschaft, noch die Nächstenliebe?! Trotz seiner ausgezeichneten Gaben, trotz des Talentes, des Edelmuthes, der Freigebigkeit, der ritterlichen Gesinnung, die ihm angeboren sind, empfindet er nichts! O welch ein verwüstetes Eden! Welch ein zerstörtes Feld! Welch ein verheerter Wald! Und dieser Mann mit seiner überlegenen Einsicht, seiner hohen Cultur, der sich abwechselnd in den beiden Ländern gebildet hat, welche allen andern auf dem Wege moralischen und materiellen Fortschrittes vorangehen wollen; dieser Mann, der seine Eingebungen im Focus der neuen Sonne des neunzehnten Jahrhunderts erhalten, der Alles gesehen hat, Alles kennt, sich über Alles ein Urtheil gebildet hat in dieser neuen Aera, die sich, ich weiß nicht mit welchem Rechtstitel oder auf Grund welcher Vorzüge vor den frühern, die aufgeklärte nennt; dieser Mann, der Repräsentant des Zeitgeistes, — ist das die Frucht, die er aus dem modernen Fortschritte des menschlichen Geistes gezogen hat? So reizlos macht also sein kalter Skepticismus das Leben? So entzaubert die alberne und dünkelhafte Menschenweisheit die herrlichen Schö-

pfungen Gottes? So nimmt sie dem Herzen die Poesie, so verdorrt und erniedrigt sie die Seele? Das ist schrecklich, das ist entsetzlich, mein Gott! Aber dahin muß es führen, wenn wir uns von Dir entfernen, Du unser Schöpfer und Gesetzgeber, wenn das schwache Geschöpf sich selbst schaffen will, wie die Juden in der Wüste, als sie die Stimme Deines Gesandten Mosis überhörten, sich ihren eigenen Glauben und ihre eigenen Gesetze schaffen wollten und die von sich wiesen, die von Dir stammten und die sie bis dahin regiert hatten. Ach ja! Sir George ist der Typus des Menschen, der alle Verbindung mit der Vergangenheit abgebrochen und abgeschworen hat, der, ohne Pharus in's Unbekannte hineinsegelnd, einem Pfade folgt, den er für den wahren erklärt und von dem er nicht weiß, wohin er ihn führt."

So öffnete sich denn die ungeheuere Kluft, die Beider Seelen von einander trennte und sich jeden Tag zu erweitern schien, heute vor Clemencia wie ein Abgrund; aber ihre Liebe zu Sir George war zu stark, als daß sie so leicht hätte zurückweichen können. Dieser unselige Mann war ihre erste Liebe und sie weinte in ihrem Innern heiße und ätzende Thränen. „Es ist unmöglich," dachte sie, „mit

Vernunftgründen gegen Denjenigen zu kämpfen, der viel Verstand, viel Uebung in der Controverse besitzt und dabei alle Ruhe und Klarheit der kalten Gleichgiltigkeit bewahrt. Wenn ich die verabscheuungswürdige Logik seines Raisonnements überwinden, wenn ich seine guten Gefühle erwecken könnte! Mein Gott! Sollte es etwa ein Herz geben, in welchem diese nicht wieder aus ihrer Asche erstehen können?"

Nachdem sie daher eine Weile in die Flamme geblickt hatte, die so klar, so rein, so lebendig brannte wie die hohen Gefühle ihrer Seele, heftete sie ihre offenen und sprechenden Augen auf den Mann, den sie liebte, und sprach:

„Sir George, haben Sie nie Gutes gethan?"

„Ich glaube, ja," antwortete Sir George; „aber ich weiß es nicht mehr genau. Sie wissen," fügte er mit seiner gewohnten ironischen Ernsthaftigkeit hinzu, „was der Denkspruch empfiehlt: Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte thut. Um aber das gottesfürchtige Gewissen meiner Freundin zu beruhigen, will ich ihr sagen, jetzt fällt mir ein, daß ich meinem Intendanten aufgetragen habe, mich in die philanthropischen Gesellschaften aufnehmen zu

lassen; wir müssen Alle dazu beitragen, daß der abscheulichen Pest des Pauperismus gesteuert werde."

„Das ist es nicht, Sir George; ich wünsche zu wissen, ob Sie aus eigenem Antriebe, mit eigener Hand Gutes gethan haben?"

„Ich glaube nicht, daß dies nöthig ist."

„Das sage ich nicht; ich frage Sie, ob Sie es gethan haben."

„Nein, wozu? Der Arme will unterstützt sein; durch wen oder wie, darauf kommt ihm nichts an. Haben Sie Arme? Wollen Sie mir das Vergnügen verschaffen, zu dem Guten, das Sie ihnen thun, beitragen zu können?" fragte Sir George, der nicht im Stande war, zu begreifen, was in Clemencia's Seele vorging.

„Ich verspreche, Ihnen die erste große Noth, die mir bekannt wird, mitzutheilen; im Augenblicke weiß ich keine, die dringend wäre. Das, worum ich Sie jetzt bitten möchte, ist, daß, da Gott uns die Armen vor Augen führt, um uns bei jedem Schritt an unsere Verpflichtung zu erinnern, ihnen zu helfen und zugleich unsere Herzen zur Barmherzigkeit zu bewegen — daß Sie morgen dem unglücklichsten Armen, den Sie finden, ein Almosen geben."

„Kann ich Ihnen damit einen Gefallen thun?"

„Ja."

„Ist es ein Befehl?"

„Nein, eine Bitte."

„Gleichviel."

„Ich ziehe die Gefälligkeit dem Gehorsam vor."

„Aber weshalb wünschen Sie das?"

„Damit Sie mir nachher sagen sollen, ob Sie ein Vergnügen dabei empfunden haben oder nicht."

„Ich versichere Ihnen gleich jetzt, daß das Vergnügen, Ihnen gefällig zu sein, größer ist als irgend ein anderes, welches mir ein Verlangen von Ihnen verschaffen könnte."

Achtes Capitel.

Mit klopfenderm Herzen als je erwartete Clemencia am folgenden Abend Sir George. Dennoch wollte sie, als er kam, ihre lebhafte Begierde, zu erfahren, was sie zu wissen wünschte, nicht blicken lassen.

Es war seltsam, wie ein und dieselbe Sache bei einer der betheiligten Personen ein so tiefes und lebendiges Interesse erregte, während sie für den andern Theil etwas so Geringfügiges war, daß er sie vergaß. Sir George wollte Clemencia zu Gefallen sein und sich in ihre Anschauungen hineinversetzen; das zu erreichen, war sein ganzes Bestreben. Es gelang ihm in Bezug auf die Feinheit im Umgange, ihren auserlesenen Geschmack und die Mannigfaltigkeit der Unterhaltung; aber es war ihm nicht

gegeben, sich in der Sphäre des Gefühls zu Clemencia's Höhe zu erheben, denn er verstand Clemencia's Gefühle nicht, noch weniger aber wäre es ihm gelungen, in seinem eigenen Namen auszusprechen, was ihm unbekannt war.

Eine halbe Stunde verging und Sir George berührte den Gegenstand, der Clemencia so sehr interessirte, nicht; da sprach diese:

„Sir George, haben Sie meinen Auftrag vollzogen?"

„Welchen?" fragte Sir George mit ungekünsteltem Schrecken.

„Also haben Sie unsere Unterhaltung vergessen?"

„Ach, jetzt fällt mir's ein. Nein, nein Señora, ich habe mein Versprechen nicht vergessen und es pünktlich erfüllt."

„Nun?" fragte Clemencia mit der Seele in den Augen.

„Nun, ich habe, wie ich es Ihnen versprach, mit eigener Hand ein Almosen gegeben. Ich bin kein Heuchler, Clemencia, und will Sie nicht belügen, da Sie die Heilige meiner Verehrung sind und mich schon um einer Lüge willen für verdammt halten würden. Frei heraus also, ich habe gar kein

Vergnügen daran gehabt. Es war ein armer, schmutziger und sehr häßlicher Mensch; Ihrem Befehle gemäß steckte ich ihm eine Unze in seine unsaubere Hand und schenkte ihm obenein auch noch meine Handschuhe, womit ich sie angerührt hatte; ich glaube er ist sofort hingegangen und hat sich auf meine Gesundheit einen Rausch getrunken."

Clemencia senkte den Kopf und zwei Thränen traten in ihre Augen.

Sir Georg bemerkte sie und fragte:

„Was fehlt Ihnen, Clemencia?"

„Nichts," antwortete sie, ihr sanftes und lächelndes Gesicht erhebend.

„So, so," rief Sir George aus und wollte ihre Hand küssen, die sie aber zurückzog, „so sind Sie ein Engel des Lichts, wenn Sie lächeln. O Clemencia, Ihnen fehlt, um auf der Höhe der Weiblichkeit zu stehen, nichts, als daß Sie liebten, wie der vollendeten Statue des Pygmalion nichts als der Strahl des Lebens! Warum lieben Sie nicht?"

„Wie!" sagte Clemencia lächelnd, „bedarf es etwa nichts als so in den Tag hinein zu lieben? Braucht man etwa nur so dem Herzen die Zügel

schießen zu lassen, ohne vorher zu wissen, wohin es uns reißt?"

„Sie Spanier," sagte Sir George, der Clemencia's ernste Gedanken durchschaute, „betrachten die Liebe als eine gefangene Sclavin und nicht als das, was sie wirklich ist, ein schöner Genius, der frei sich aufschwingt in die luftige Sphäre, und in den unnützen Fesseln der Pflicht verkümmern und seinen Glanz verlieren würde. Man braucht nur das unabhängige und launenhafte Gefühl des Glückes zu einer Pflicht zu machen, und es hört auf zu sein, was es ist."

„Ich habe nicht geglaubt," erwiederte Clemencia mit Würde, „daß Sie, Sir George, so außerordentlich gewöhnliche Dinge sagen, daß Sie die Sprache des Don Juan führen könnten, die vollständig nicht nur dem schlechten gesellschaftlichen Tone, sonderm auch dem schlechten literarischen Geschmacke überlassen worden ist; die Lächerlichkeit ist darin noch größer als die Unsittlichkeit. Sollten auch Sie vielleicht auf jener Stufe romanhafter Zügellosigkeit stehen, welche nach einem heiligen Bande mit Steinen und die ausschließliche Liebe mit Koth wirft? O, hier haben wir eine zu ernste, verständige und hohe Meinung von der Liebe, um sie so herabzuwürdigen, daß wir sie

kalt und systematisch als ein Kind der Laune und als die Mutter der Unbeständigkeit betrachten sollten. Bei uns, Sir George, ist die Liebe ernster und deshalb weniger geräuschvoll als anderswo; bei uns verliert sie nie die Pflicht aus den Augen, welche Sie verspotten; denn das heilige Band erhebt die Liebe zu ihrer ganzen Höhe, ihrer ganzen Würde."

„Sie sind in einem Kloster erzogen, nicht wahr?" fragte Sir Georg mit seinem ganzen sarkastischen Ernste.

„Thun Sie diese Frage, weil ich für die geweihete Liebe auftrete?" sprach Clemencia mit ihrem gütigen Lächeln.

„Nicht deshalb, Señora, sondern wegen der ausnehmenden Einfachheit Ihrer Grundsätze."

„Sind sie einfach?" erwiederte Clemencia; „wie freut mich das! Die Einfachheit ist die Schwester der Unschuld."

„Haben Sie nicht, wenn ich nicht irre, in Ihrem Glauben einen eigenen Ort für diese Zwillingsschwestern?"

„Ein unverdorbenes Herz; das ist, meinem Glauben nach, ihr Asyl."

„Nein, nein, der Ort, den ich meine, heißt die Vorhölle, wenn ich nicht irre.“

„Ach, Sir George!“ antwortete Clemencia gutmüthig, „ich glaube, dieser traurige Ort ohne Strafe und ohne Seligkeit ist für diejenigen, welche nicht schlecht genug sind, um es der That nach, und nicht gut genug, um es in ihren Worten zu sein.“

Sir George erkannte deutlich, daß Clemencia ihn für besser hielt, als er war; aber dies fesselte seine Aufmerksamkeit um so weniger, da er in der Betrachtung des herrlichen Armes und der wunderschönen Hand Clemencia's versunken war, welche diese in dem Augenblicke erhob, um eine losgegangene Blume in ihrem Haar zu befestigen.

Arme Frauen! Wie schmeichelhaft sind für Euer Herz bisweilen die Gründe, weshalb gewisse Männer Euch lieben!

„O, Clemencia!“ rief Sir George in plötzlicher Erregung aus, „Sie sind unwiderstehlicher als die raffinirteste Aspasia. Sie werden mich lehren, ein guter Ehemann, und ich Ihnen, eine vollkommene Lady zu sein. Welch ein schönes Leben erwartet uns!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß ich Ihnen meine Hand und mein Vermögen anbiete; ich spreche nicht von meinem Herzen, Clemencia, denn daß Sie dies besitzen, wissen Sie zur Genüge; da ich aber weiß, daß Sie mir das Ihrige nicht anders als vor dem Altare geben werden, will ich Sie dahinführen."

„Deshalb thun Sie es, Sir George?" sagte Clemencia traurig und verletzt, ohne es sich jedoch merken zu lassen.

„Deshalb, ja. Und jetzt," fuhr er heiter fort, „hoffe ich, daß Sie es nicht mehr unangemessen finden werden, meine Liebe anzunehmen, und daß Sie, um einen Ihrer gewöhnlichen hübschen Ausdrücke zu gebrauchen, nicht mehr knauserig mit ihrer Gegenliebe sein, sondern mich glücklich machen werden."

„Ich könnte es aber doch für unangemessen halten," antwortete Clemencia ruhig, „aus Furcht, daß ich nicht glücklich würde."

„Würden Sie es vielleicht mit dem Vicomte sein?" fragte Sir George mit schlecht verhehltem Hochmuth, „und habe ich mich getäuscht, indem ich Sie für aufrichtig hielt? Sollte der weibliche Instinkt vielleicht noch ein besserer Lehrer der Coketterie sein als die große Welt?"

„O nein, Sir George," erwiederte Clemencia

mit ihrer unerschütterlichen Sanftmuth und ihrem gänzlichen Mangel an Eigenliebe, „ich würde mit dem Vicomte nicht glücklich sein, auch wenn er mich liebte, was ich nicht glaube."

„Und mit mir auch nicht? Dann sind Sie unempfindlich für alle Liebe, Señora! Da sieht man es; wenn man so viele hohe Genüsse hat, wie die, von welchen Sie des Lobes voll sind, kann man unempfindlich gegen die Genüsse gegenseitiger Liebe sein. Dennoch, Señora, müßten Sie bei Ihrem zarten Sittlichkeitsgefühl begreifen, daß die Frau, welche Allen Liebe einflößt und sie für Niemand empfindet, ein Ausnahmswesen und kein sehr schöner Typus ist."

„Ich habe nicht gesagt, daß ich nicht glücklich sein würde, weil es mir nicht möglich wäre, Sie zu lieben, Sir George; ich sagte es, weil ich die Ueberzeugung hege, daß ich, mit Ihnen vereinigt, entweder nur ideal glücklich oder höchst unglücklich sein würde."

„Und weshalb unglücklich, Clemencia? Ich meines Theils begreife das Unglück an Ihrer Seite so wenig, wie die Dunkelheit, während die Sonne am Himmel strahlt. Clemencia, das Glück der Liebe ist so vorübergehend, daß wir auch nicht einen

einzigen Tag von denen, welche sie uns schenkt, mit metaphysischen Debatten verlieren sollten."

„Sie halten das Glück der Liebe für vorübergehend? Denken Sie denn, daß die Liebe aufhört?"

„Clemencia," antwortete Sir George mit jovialer Offenheit, „nur ein Student, der eben von der Universität gekommen ist, würde das Gegentheil behaupten. Die Liebe, das Allervorübergehendste im Leben, ist grade das, was die größten Ansprüche an Unsterblichkeit macht; nur gewöhnliche Liebende besitzen die romanhafte Einfalt, sich ewige Liebe zu schwören, diese utopische Idee, diesen Mythus, diesen Phönix, diese phantastische Schöpfung."

„Wenn die Liebe so ephemer, wenn sie ein Kartenhaus ist, das der erste Windstoß umwirft, was soll dann aus dem Glücke werden, das Sie auf die Liebe zu mir gründen, wenn Sie mich einmal nicht mehr lieben werden?"

„Wenn ich Sie einmal nicht mehr lieben werde," antwortete Sir George in leichtfertigem Tone, „vous m'amuserez, und zwar mit der Anmuth, dem Talente, der Originalität, dem Witz, der Heiterkeit, die Ihnen so ausschließlich eigen sind,

und die Ihnen das zauberische Vorrecht geben, mich zu interessiren, in Erstaunen zu setzen, zu unterhalten, zu erheitern."

„Bringen Sie meine Tugenden nicht mit in Anschlag, wenn Sie glauben, daß ich deren einige besitze?"

„Tugenden?.... das ist ein anderes Programm," antwortete Sir George, „vor dem ich großen Respect habe, das Sie aber, denk' ich, mir zu Gefallen, etwas verändern werden; denn es sind einige, übrigens unbedeutende Tugenden, darunter, Clemencia, die in der vornehmen Gesellschaft eine gewisse Lächerlichkeit verleihen, andere, übrigens wichtige, welche intolerant machen und die Toleranz ist das große Bedürfniß des Jahrhunderts; folglich, meine geliebte Lady Percy, wollen wir in dem Tugendbudget einige Ersparungen eintreten lassen."

„Unter diesen, vermuthe ich, wird die Beständigkeit die erste sein."

„Erinnern Sie sich, Clemencia, der Briefe über London vom Fürsten Pückler-Muskau, diesem aristokratischen Schriftsteller, wo er das Petschaft beschreibt, welches er auf dem Tische einer unserer Königinnen der Mode fand und dessen Inschrift

lautete: tout passe, tout casse, tout lasse, und wollen Sie nicht aus dem wirklichen Leben ein Idyll oder eine Heiligenlegende machen, sondern sich in die Ideen und Gefühle der Welt, in welche Sie eintreten werden, hineinversetzen."

„Welcher Welt?"

„Der großen Gesellschaftswelt von Paris und London, dem einzigen Schauplatze, auf welchem Sie nach Ihrem ganzen Werthe werden gewürdigt werden. Haben Sie etwa gedacht, immer hier zu vegetiren? Hier, wo man Sie nicht einmal versteht?"

„Wenn man mich nicht versteht, so theilt man meine Gefühle und das ist bei Weitem vorzuziehen," rief Clemencia aus. „Wenn mein unvergeßlicher Onkel Blumen in meinen Geist gesäet hat, die aufgeblüht sind, so hat er mir auch gesagt, es geschehe zu meinem eigenen Genusse, nicht um damit zu prunken, und der Duft, den sie unabsichtlich und in der Verborgenheit aushauchten, sei um so lieblicher. Sie irren sich also, wenn Sie glauben, daß ich vegetire. O nein! ich lebe, lebe mit Herz und Seele, lebe durch Alles, was durch sich selbst eine vollkommene Existenz gewährt. Nennen Sie etwa, Sir George, den Lärmen, die Eitelkeit, das Getriebe der Welt, Leben? Und wenn dem so ist, wie kommt es, daß

Sie es fliehen? Wahrscheinlich befriedigt es Sie nicht."

„Das, was Sie meinen, nenne ich nicht Leben, Clemencia; Leben nenne ich dasjenige, welches Sie genießen werden in dem hohen Kreise der Bewunderung, Sympathie und Huldigung von Seiten überlegener Geister und hochstehender Personen, wenn dieselben Sie in ihrer hohen Sphäre finden und Sie Mitglied ihres Ranges sein werden."

„Ich sehne mich nicht nach diesem Leben, Sir George, und versichere Sie, daß ich mich in demselben nicht wohl fühlen würde. Und wenn es Ihnen auch unmöglich erscheint, ist es doch nicht minder gewiß, daß mir nur ein stilles und ruhiges Leben behagt, welches ich mehr schätze als das bewegte, ein Leben, wo ich der Freundschaft genießen kann, die ich der Bewunderung, des Friedens, den ich dem Geräusch, und der Natur, die ich dem Gedränge der Welt vorziehe."

„Dann," sagte Sir George mit der Bitterkeit der Eifersucht, „würden Sie es vielleicht vorziehen à filer le parfait amour mit dem Vicomte und die Lilien der Treue mit ihm auf seinem Schlosse Belmont zu begießen."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, nein, Sir

George; und wer an meiner Wahrhaftigkeit zweifelte, würde an allen meinen übrigen Tugenden zweifeln."

In diesem Augenblicke hörte man ein eigenthümliches Klopfen an der Thür, welches Beide für das des Vicomte erkannten.

„Dieser Mensch," rief Sir George erbittert aus, „hat sich vorgenommen, meine Pläne zu durchkreuzen und es mir unmöglich zu machen, mit Ihnen allein zu sein. Sie müssen ihm ein für alle Mal zeigen, Clemencia, daß seine Gegenwart Ihnen wie mir lästig ist. Lassen Sie sich verläugnen."

„Unmöglich! Wo denken Sie hin?"

„Wählen Sie zwischen ihm und mir," sagte Sir George, seinem ganzen englischen Stolze freien Lauf lassend.

„Ich habe schon gewählt, Sir George, wie Damen von Stande es zu thun pflegen, das heißt, ohne auffällige und lächerliche Aeußerlichkeiten."

Die Schritte des Vicomte ließen sich im Vorzimmer hören.

„Clemencia," sagte Sir George wüthend, „ich dulde keine Nebenbuhler."

„Und ich keine despotischen Anforderungen,“ antwortete Clemencia fest.

„Ich glaube, daß ich nach dem, was so eben zwischen uns vorgegangen ist, Señora, ein Recht habe, Anforderungen zu machen.“

„Es ist nichts zwischen uns vorgegangen, was Sie berechtigt, von mir zu fordern, daß ich meinem Charakter und meiner gewohnten Handlungsweise zuwider handle.“

„Sie weisen mich zurück?“

„Sie sind es, der sich entfernt, ich weise Sie nicht zurück.“

In diesem Augenblicke begrüßte der Vicomte Clemencia.

„Haben Sie etwas nach Cadix zu bestellen?“ fragte Sir George mit seinem freundlichsten und feinsten Lächeln, indem er nach seinem Hute griff.

Die arme Clemencia, die sich nicht verstellen konnte, wurde bleich und empfand einen stechenden Schmerz im Herzen.

„Sie gehen?“ sagte sie mit einer Stimme, der sie sich Festigkeit zu geben bemühte.

„Ja, Señora, ich muß.“

„Glückliche Reise, Sir George!“ sagte Cle-

mencia und versuchte zu lächeln. „Werden Sie bald zurückkehren?"

„Das hängt nicht von mir ab, Señora."

Und indem er Clemencia kalt, den Vicomte stolz grüßte, ging er hinaus.

Neuntes Capitel.

Lange stand der Vicomte da und betrachtete Clemencia, während seine edeln und ausdrucksvollen Züge das tiefste Mitleid ausdrückten. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie es nicht bemerkte.

„Arme Frau!“ sagte er endlich leise für sich.

Diese Worte rissen Clemencia aus ihrer Betäubung.

„Weshalb sagen Sie das?“ fragte sie mit ihrem sanften Lächeln, welches heiter erscheinen sollte, hinter welchem jedoch, trotz ihrer Bemühungen, ein Beobachter wie der Vicomte Thränen bemerkte.

„Ich sage es, Clemencia, weil Sie, obwohl in allen Dingen den übrigen Frauen überlegen, doch in einem einzigen ihnen gleich sind.“

„Und worin, Señor?“

„Dadurch, daß Sie sich Ihr Unglück eigenhändig bereiten.“

„Was wollen Sie damit sagen? Ich? Wie so?“

„Indem Sie einen Mann lieben, der Sie am wenigsten liebt, am wenigsten zu schätzen weiß, indem Sie unter zweien denjenigen vorziehen, der Sie am wenigsten verdient; ich wage dies zu behaupten als eine einfache Wahrheit, die mir weder Eigenliebe noch Eifersucht eingeben.“

„Herr Vicomte!“ sagte Clemencia mit Würde.

„O Clemencia! nennen Sie es nicht Verwegenheit von mir, daß ich diesen tiefen Blick in Ihr Herz werfe, das offen ist wie eine Lilie und in ihre Zukunft, die vor meinen Augen aufgedeckt liegt wie die Vergangenheit. Was ich Ihnen sage, geht nicht aus Verwegenheit hervor, sondern aus einem so tiefen Interesse, einer so zärtlichen Zuneigung, daß das, was diese mir eingeben, auch das empfindlichste Zartgefühl nicht verletzen kann. Was ich vorausgesehen habe, ist eingetroffen; Sie lieben ihn! Dieser kalte, blasirte, harte und skeptische Mensch, dessen tiefer Egoismus seinen Typus nur

in England findet, dieser Mensch hat Ihnen Liebe eingeflößt .... wie? das weiß Gott!"

„Herr Vicomte," sagte Clemencia, „ich finde die Rechte, auf welche Sie sich berufen, nicht genügend, in meine Geheimnisse einzudringen, falls ich deren hätte, noch weniger, sich zu meinem Richter aufzuwerfen."

„Um Gotteswillen, Clemencia," rief der Vicomte aus, „lassen Sie gegen mich, Ihren besten Freund, diesen zurückstoßenden Ton bei Seite. Derjenige, welcher Sie anbetet, Sie ganz versteht, bedarf keines weitern Rechtes, um mit dem Herzen in der Hand zu sprechen, als der Feierlichkeit dieses Augenblicks, der über sein künftiges Geschick entscheidet, und in welchem er von Ihnen und mit Ihnen von dem Glücke Abschied nimmt ..... für immer!"

Clemencia schwieg erschüttert.

„Dieser Mensch," fuhr der Vicomte fort, „hat mir das Ideal geraubt, dessen Werth er nicht ermessen konnte und welches mir die Erde zum Paradiese gemacht hätte. Und dieses Ideal, Clemencia, welches ich suchte, war nicht das der Phantasie, sondern das der Vollkommenheit, welches jeder rechtschaffene Mann, jeder echte Edelmann in der Brust

trägt, um es zu seinem Abgott zu machen, wenn er es findet. Als solches, Clemencia, hätte ich Sie geliebt, ich hätte Ihnen einen Thron errichtet und Sie zur Königin der glücklichen Frauen gemacht. Und das, Clemencia, verstehen weder Sir George noch seines Gleichen, die das Böse bis zu seiner äußersten Grenze getrieben haben, das heißt bis dahin, wo man das Gute nicht mehr begreift, nicht mehr zugibt, nicht mehr zu schätzen weiß; Menschen, die von Jugend auf alle Laster durchgemacht haben, deren gutes Naturell zwar Widerstand leistet, deren Sittlichkeit jedoch unterliegt. Eine Verbindung Ihres Herzens, Clemencia, mit dem dieses Menschen würde der Berührung eines lebendigen und blühenden Körpers mit einem Leichnam gleichen. Gelingt es Ihnen nicht — und es wird Ihnen nicht gegeben sein — Ihr Herz zu Eisen zu machen, damit es nicht bricht, so werden Sie Ihr Leben in Thränen zubringen."

„Aber," sagte Clemencia bewegt, während sie jedoch zu lächeln versuchte, „sehen Sie nicht, daß Sie Berechnungen machen, die auf nichts begründet sind? Haben Sie nicht gehört, daß er Abschied genommen hat, weil er geht?"

„Er wird wiederkommen!“ antwortete der Vicomte bitter und höhnisch.

„Glauben Sie etwa, ich werde ihn rufen?“ sagte Clemencia, welche mit diesem Ausrufe sich selbst verrathen hätte, wenn dem Vicomte noch Zweifel übrig geblieben wären.

„O, ich glaube nicht, daß es eine einzige Spanierin gibt, welche einen Mann wieder zu sich rufen würde, der sich ohne Grund von ihr trennt; aber Sir George wird, wenn er überhaupt abreist, Vorwände suchen und Gründe finden, um wiederzukommen. Ich werde ihm einen verschaffen durch meine Abreise.“

„Wie? Auch Sie reisen ab?“

Obgleich Clemencia dies mit einem Tone des Bedauerns sprach, leuchtete doch aus ihren Augen, wie ein plötzlicher Blitz, ein Schein von Befriedigung hervor.

„Ja, Clemencia, mein Schicksal ist entschieden,“ antwortete de Brian; „wollte ich gegen dasselbe kämpfen, würde ich es nur noch härter und für mich noch drückender machen. Ich gehe nach Amerika, da dieses feige und kraftlose Europa seine Könige, die es doch liebt, nach welchen es sich, wie nach einem rettenden Brette sehnt, im Stiche läßt und ein loyaler und unverzagter Royalist keinen Ort

findet, wo er sich, nicht für die Sache der Ordnung, sondern für die Sache des Guten tödten lassen kann. Sie werden bald meinen Tod erfahren, Clemencia. Niemand wird mich beweinen! .... denn meine arme Mutter starb, da sie mir das Leben gab, mein heißgeliebter Vater fiel durch die Kugel eines Revolutionärs, mein Bruder durch einen meuchelmörderischen Dolchstoß und meine unglücklichen Großeltern bluteten auf der Guillotine. Sie aber, Clemencia, meine einzige Liebe, die ich mit in's Grab nehmen werde, ... bedauern Sie mich!"

Der Vicomte wollte fortfahren, vermochte es aber nicht und verbarg sein Gesicht mit beiden Händen.

„O Vicomte," sagte Clemencia, über deren Wangen Thränen rannen, „wie wehe thun Sie mir! Warum haben Sie mich geliebt?"

„Ja, Sie haben Recht zu sagen, warum habe ich Sie geliebt? Ich aber sage: Warum habe ich Sie kennen gelernt? Denn Sie kennen lernen und Sie lieben, war eins. Die Liebe zu Ihnen erwuchs, ohne daß der Wille den Samen ausstreute, ohne daß Hoffnungen sie pflegten, wie der Tag entsteht durch den Aufgang der Sonne; denn Sie, Clemencia, vereinigen alle Vollkommenheiten, alle Reize, die es

gibt, um Liebe einzuflößen. Ich habe Sie geliebt, weil Sie als ein Verein aller Tugenden und der schönsten weiblichen Gaben, das Glück, welches aus denselben fließt, rings um sich her verbreiten, wie eine Blume ihren Duft; ich habe Sie geliebt, weil ich nie so viel Unschuld und so viel Geistesbildung vereint gesehen habe; ich habe Sie geliebt, weil, vereint mit Ihnen, mein Leben ein Entzücken, weil an Ihrer Seite die Gegenwart so schön gewesen wäre, daß ich vergessen hätte, die Vergangenheit zu beweinen und vor der Zukunft zu bangen.

„Sie haben Unrecht gethan, Vicomte, diese Neigung zu nähren, und jetzt machen Sie mir Kummer.“

„Ich weiß es“ — antwortete de Brian den Kopf schüttelnd und seinen Schmerz bezwingend — „ich weiß es; denn Sie gehören nicht zu den Frauen, denen es Vergnügen macht, die Männer leiden zu sehen. An Ihnen, Clemencia, ist Alles redlich und offen, selbst der vertrauensvolle Glaube an die Liebe, welche Sie einflößen, eine Liebe, welche Sie erzeugen ohne es zu wünschen, welche Sie ablehnen, ohne beleidigende Verachtung hinzuzufügen, indem Sie sie erlogen nennen; denn es wäre schwer zu sagen, Clemencia, was an Ihnen schöner ist, Ihre Seele, Ihr Herz oder Ihre Per-

son. Ja! Sie sind ein bevorzugtes Wesen, das ich zu meinem Glücke kennen und würdigen gelernt, dem ich aber zu meinem Unglücke keine Liebe habe einflößen können."

Mit diesen Worten stand de Brian auf, ging auf Clemencia zu, ergriff Ihre Hand, küßte sie und ohne noch etwas Anderes hinzuzufügen als:

„Leben Sie wohl, Clemencia!" ging er fort.

Clemencia blieb in einem so heftig erregten und zugleich für sie so neuen Zustande zurück, daß sie sich in ihr Zimmer einschloß und bitterlich zu weinen anfing.

„Mein Gott!" dachte sie, „ist das die Liebe, deren Glück man so hoch preist, und welche die Frauen so begierig sind, einzuflößen? Wie? diese Männer, die meine Freunde hätten sein können, fliehen mich und werden zu Tyrannen, nur weil sie mich lieben? Ist solch eine Handlungsweise ein Erzeugniß der Zuneigung? Nicht vielmehr der Eigenliebe? Gehen bei diesen Männern diese bittern Auftritte, dieses verspritzte Gift aus dem heißen Gefühle der Liebe hervor oder vielmehr aus ihren Charakteren? Beurtheilt der Vicomte den Sir George nach Gewissen und Gerechtigkeit oder mit eifersüchtigem Uebelwollen? Sind Sir George's Aeußerungen Erzeugnisse seiner gewohnheitsmäßigen

Ironie, oder seines Herzens? Wird er mich um Verzeihung bitten oder hat er nur Liebe zu mir geheuchelt? Er geht! Wird er wiederkommen, wie der Vicomte meint?"

Nachdem sie eine sehr unruhige Nacht zugebracht, empfing sie am andern Morgen folgenden, französisch geschriebenen Brief.

(Dies Billet hatte Sir George am Abend vorher an sie geschrieben, als er unter dem Eindrucke der Wuth und Eifersucht über den Besuch des Vicomte und Clemencia's Entschiedenheit, seiner despotischen Anforderung nicht nachgeben zu wollen, nach Hause gekommen war. Seine gewöhnliche Gleichgiltigkeit oder sein Phlegma hatte ihn verlassen und alle Härte, aller Stolz seines Gemüths zeigten sich ohne den feinen und zarten Firniß, mit welchem sein ausgezeichnet guter Ton sie bedeckte.)

„Ich glaube, Señora, daß die südliche Liebe eine Erfindung der Romanschreiber ist, die sich einen dummen Spaß haben machen und die Leute anführen wollen; vielleicht aber haben sich auch die zauberischen Töchter Iberiens mit dem Dolch im Strumpfbande, *)

*) Bekanntlich wird behauptet, daß die Andalusierinnen einen kleinen Dolch im Strumpfbande tragen.

Anm. d. Uebers.

dank der Civilisation, in christliche Vestalinnen mit dem Rosenkranze in der Hand verwandelt.

Ihre Gunstbezeugungen, Señora, sind so ascetischer Natur, und Sie theilen Sie mit so vollkommner Unparteilichkeit und Anmuth aus, daß Niemand ein Recht hat, sich zu beklagen, wohl aber Jedermann Grund, dankbar dafür zu sein; Sie thun daher mit Ihrer mönchischen Reinheit dasselbe, was die Cokette mit ihren weltlichen Künsten.

In Ihrem Lande, Señora, dem wahren Vaterlande der Sprichwörter, Sinnsprüche und Schnurrpfeifereien, gibt es auch einen Spruch, welcher lautet: O César o cesar,*) und von welchem ich Sie die Anwendung zu machen bitte. Wenn Sie mich lieben, so sei es ausschließlich und entschieden, indem Sie mich zum Gatten oder zum Liebhaber annehmen; zu Beidem erbiete ich mich und überhaupt zu Allem, außer zu einem sentimentalen Tantalus.

Ihr Beichtvater wird Ihnen sagen, daß meine Forderung ganz mit dem Geiste des Evangeliums stimmt. George Percy."

Als Clemencia diesen demüthigenden, unbegreiflichen und plumpen Brief las, der hart und

*) Wörtlich: entweder Cäsar sein oder aufhören. Anm. d. Uebers.

schneidend war wie der scharfe Stahl, ergriff sie ein entsetzliches Zittern; ihre Ohren klangen, ihre Adern schlugen und sie sank bewußtlos auf ihr Sopha.

Dieser unverschämte Brief hätte wohl vorkommen können bei Damen der großen Welt, die, weil sie eine solche Sprache verdienen, sich dieselbe gefallen lassen müssen; er hätte wohl cursiren können in jener äußerlich so geschliffenen, innerlich so verdorbenen Welt, in welcher die Unfeinheit verbannt, die Unverschämtheit aber erlaubt ist und ausgeübt wird; in Clemencia's Sphäre aber war grade das Gegentheil der Fall. Clemencia, nachsichtig gegen einen harmlosen Verstoß gegen die gute Lebensart, fühlte in sich die Würde, welche keine Insolenz duldet, das heißt, sie hatte das Bewußtsein ihrer eigenen Unverwundbarkeit.

Clemencia, auf die grausamste und unerwartetste Weise verletzt durch diesen Brief, den keine spanische Feder hätte schreiben können, schützte Unwohlsein vor, schloß sich ein und brachte die schrecklichsten vierundzwanzig Stunden ihres Lebens hin. Sie ging noch einmal mit aller Anstrengung ihrer Vernunft die Gedanken und Gefühle durch, mit welchen Sir George sich über alle Gegenstände ausgesprochen,

und hob muthig den vergoldeten Schleier auf, mit welchem ihre Liebe seine Verderbniß bedeckt hatte. Mit festem und unparteiischem Willen zergliederte sie Alles.

„Wie?" dachte sie, als sie diese schreckliche Prüfung beendet hatte, „nachdem ich mit dem Vorbilde aller materiellen Laster verbunden gewesen bin, sollte ich mich, aus eigenem Willen und hingerissen durch eine Liebe, die ich mir wie einen Fehler vorwerfe, mit dem Vorbilde aller geistigen Laster verbinden? Nein! Wie Recht hatte der Vicomte, daß unsere Seelen in ihrer Berührung immer der Verbindung eines lebenden Körpers mit einem Leichnam gleichen würden!"

So erhob sich denn in diesem Kampfe auf Tod und Leben zwischen ihrer Leidenschaft und ihrer Vernunft, die weibliche Würde stark und glänzend wie ein Pharus, an dessen Füßen die Wellen ihres Herzens sich brachen; ihre edeln und natürlichen Gefühle trugen den Sieg davon, der Entschluß, welchen sie ihr eingaben, stand unwiderruflich fest und heiter und kraftvoll ging ihre Würde aus dem Kampfe hervor.

„Ja, mein Vater!" rief sie aus, indem sie eine Feder ergriff und anfing zu schreiben, „in meinem

Herzen ist mit der Erinnerung an Dich auch Dein letzter Rath eingegraben: „Im Falle eines Kampfes möge die Vernunft siegen!“ Und festen Pulses und ruhigen Gemüths schrieb sie folgenden Brief:

„Ueberzeugt von der Wahrheit des Sprichwortes, womit Sie Ihren Brief hispanisiren, ¡ó César ó cesár, wünsche ich das Letztere.

Schon seit längerer Zeit war dies eine Ahnung; gestern war es ein Vorsatz; heute ist es ein entscheidender Spruch.

Clemencia Ponce.“

Zugleich schrieb sie folgenden zweiten Brief.

„Pablo, ich wünsche Dich zu sehen; weshalb, wird Dir mündlich sagen, wenn Dir daran gelegen ist, es zu wissen, Deine Cousine

Clemencia.“

Als Sir George, der wie man denken kann, nicht abgereist war, durch seinen Kammerdiener die Abreise des Vicomte erfuhr, welche denselben Morgen stattgefunden hatte, bereute er bitter den Brief, welchen er an Clemencia geschrieben und zwar in

den Augenblicken geschrieben hatte, wo Zorn und verletzte Eigenliebe dem Menschen alle Verstellung nehmen und er sich zeigt wie er ist. Dennoch aber konnte Sir George nicht ermessen, wie tief er das Herz, von welchem er sich geliebt wußte, verwundet hatte; er war an gestählte Amazonen gewöhnt, welche der Kampf reizte. Er begriff die Verwundung jenes Herzens nicht, sondern fühlte nur die seiner Eigenliebe; mit seinem Blute hätte er die satirischen Ausdrücke „christliche Vestalinnen mit dem Rosenkranze in der Hand,“ „mönchische Reinheit“ auslöschen mögen und gewünscht, Clemencia's religiöse Grundsätze nicht dadurch verwundet zu haben, daß er von ihrem Beichtvater sprach. Nichtsdestoweniger tröstete er sich, während er seine Toilette beendete, mit dem Gedanken: „Sie liebt mich, und das Weib, das liebt, widersteht den Thränen und Bitten des Mannes ihrer Neigung nicht! — Arme Frau! Ja, die versteht zu lieben! wenn sie sich nur nicht so viel bitten ließe. O, wenn die Liebe der Frauen zu uns nicht auf die Dauer langweilig würde und nicht Zwang, Eifersucht und Anforderungen nach sich zöge, was wäre es für eine schöne Sache darum!“

Sir George eilte nach Clemencia's Hause und

erhielt zur Antwort, daß die Dame Niemand empfange, weil sie unwohl sei. Das war ihm ein Querstrich, bei genauerer Ueberlegung aber dachte er, es könnte ihm vielleicht günstig sein und es sei besser, den ersten Sturm des Unwillens vorüberzulassen.

Am Abend kam er zu seiner gewohnten Stunde wieder und empfing die nämliche Antwort.

Für Sir George war dies eine doppelte Widerwärtigkeit, einmal weil er Clemencia nicht sah, und zweitens, weil er nicht wußte, wo er den Abend zubringen sollte, ohne sich zu langweilen; er ging wieder nach Hause und fing an, die englischen Zeitungen zu lesen, worüber er einschlief.

Am folgenden Morgen empfing er Clemencia's Brief.

„Endlich!" rief er aus; „das Eis schmilzt."

Nachdem er den Brief gelesen, war er eine lange Zeit außer sich vor Erstaunen. Der Brief enthielt keine Klage, keine Thräne, kein bitteres Wort.

„Das begreife ich nicht!" sagte er. „Das ist echt spanisch! Den Brief wird ihr Beichtvater ihr aufgesetzt haben."

Sir George konnte nicht ruhen; er stieg zu Pferde, um die Stunden hinzubringen.

Um zwei Uhr ging er zu Clemencia; die Dame war ausgegangen.

Sir George konnte seinen Verdruß nicht verhehlen und fragte indiscret, wohin sie gegangen sei, denn er müsse sie sprechen. Er erfuhr, sie sei zu ihrer Tante, der Marquise von Cortegana, gegangen und eilte dorthin.

„Du siehst blaß aus,“ sagte Constancia zu Clemencia um diese Zeit, „fühlst Du Dich unwohl?“

„Nein, ich bin es nicht,“ antwortete diese; „die Gesichter haben, wie der Himmel, nicht immer dieselben Schattirungen, Constancia.“

„Ach, mein Kind, wenn Du eben so littest, wie ich!“ sagte die arme Marquise.

„Wenn ich Ihnen dadurch Linderung verschaffen könnte, liebe Tante, wie gern würde ich so leiden!“

Da öffnete sich die Thür und Pepino erschien mit seiner Diplomatenmiene.

„Da ist Jemand,“ sagte er.

„Was will er?“ fragte Constancia.

„Nun, er bittet um eine kurze Unterredung.“

„Aber wer ist es denn?“

„Der Herr Jesus Christus.“

„Ha! was für eine Lästerung!“ rief Constancia aus, sich mit beiden Händen das Gesicht bedeckend.

„Heißt er denn nicht so?“ fragte Pepino, der Sir George hatte Monte-Christo nennen hören.

„Nein, Mensch; der Herr ist Sir George, der Engländer.“

„Und was soll ich ihm sagen?“

„Willst Du ihn empfangen, Mutter?“

„Nein, mein Kind, ich fühle mich heute so krank, daß ich Niemand empfangen kann.“

„Clemencia, wenn Du ihn empfangen wolltest?“ sagte ihre Cousine bittend.

„Erlaß mir das, Constancia; in andern Dingen will ich Dir gern gefällig sein, aber laß mich hier Deiner Mutter Gesellschaft leisten; dazu bin ich gekommen.“

Constancia machte eine unwillkürliche Geberde des Verdrusses, die sie aber sogleich wieder bezwang, und begab sich mit ruhiger und ernster Miene in den Salon, wo Sir George durch Pepino eingeführt wurde, der zu ihm sagte:

„Señor Don George, Engländer, treten Sie

gefälligst hier hinein, aber treten Sie sich vorher die Füße ab. Ew. Gnaden müssen wissen," fuhr Pepino, ohne daß er gefragt wurde, fort, „daß die Señora Ihnen todtsterbenskrank ist; die verwünschten Aerzte, Señor, und die Apotheker kosten ein Heidengeld, denn Recepte verschreiben können sie wohl, aber curiren können sie sie nicht."

Die Unterhaltung zwischen Sir George und Constancia konnte nicht anders als schleppend sein. Nachdem er sich theilnehmend nach der Marquise erkundigt und Beide sich gegenseitig versichert hatten, daß es kalt sei, war das Gespräch wie mit der Scheere abgeschnitten.

Nach einer Weile stand Sir George, der die Fruchtlosigkeit dieses neuen Versuches, Clemencia zu sehen, erkannte, auf und sagte:

„Ich will Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, da Sie dieselbe wahrscheinlich ganz der Pflege der Kranken widmen."

„In der That," erwiederte Constancia, „nur das Vergnügen, Ihnen für die Theilnahme, welche Sie meiner Mutter beweisen, zu danken, hatte mich von ihrer Seite abgerufen."

Sir George empfahl sich und ging.

Von Schmerz, Aerger und Furcht gleichmäßig bewegt kam er nach Hause zurück.

Er schrieb einen leidenschaftlichen, schmerzvollen Brief, auf welchem die Spuren seiner Thränen zu sehen waren und in welchem er seine Reue und die lebhaftesten Bitten aussprach, Clemencia möge ihm das, was seiner Feder im Augenblicke der Eifersucht und des Verdrusses entschlüpft sei, verzeihen.

Clemencia las den Brief; aber Sir George hatte seinen Nimbus für sie verloren. Der Götze, den sie mit solcher Schönheit ausgestattet hatte, war von seinem falschen Piedestale gestürzt; die Ausdrücke des Briefes schienen ihr gekünstelt, die Gedanken unwahr, die Sprache hohles Geschwätz, die Thränen Wassertropfen.

Die Binde war von ihren Augen gefallen.

Clemencia antwortete nicht.

In Verzweiflung, denn er sah voraus, daß bei einer Frau von so überlegenem Charakter wie Clemencia, wie groß auch die Gewalt ihres liebenden Herzens sein mochte, doch der von der Vernunft geleitete und von weiblicher Würde getriebene Wille noch größer sein würde, schrieb Sir George am folgenden Tage abermals, und diesmal war sein

Brief aufrichtiger, natürlicher und deshalb beredter.

Aber Clemencia öffnete ihn nicht, sondern schickte ihn unter Couvert zurück.

Da ergriff Sir George tiefe Niedergeschlagenheit; nicht als ob in diesem todten Herzen eine wirkliche, innige Neigung für Clemencia erwacht wäre; das war nicht möglich, aus der Asche schlägt keine Flamme empor. Aber dieser Mann, für welchen das Leben alle seine Reize, alle seine Genüsse, alles Interesse, allen Werth, alle seine Aufregung verloren, hatte in Clemencia das einzige Wesen gefunden, deren natürliche Anlage alle seine erworbene Aristokratie des Geistes überragte, die einzige Frau, die mit ihrer eben so sinnreichen wie kindlichen Anmuth, ihrem Wissen und ihrer Unschuld, ihrer Bildung ersten Ranges und ihren erhabenen Gefühlen, ihrer Poesie des Herzens und ihrem verständig-praktischen Sinn ihn anzog, ihn interessirte ihn unterhielt, ihn in Erstaunen setzte; kurz, es war ihr gelungen, was noch Keiner gelungen war, ihn ganz einzunehmen.

Seltsame Anomalie! Seine Neigung für Clemencia und der Wunsch, sich mit ihr auszusöhnen, brachte Sir George, den Skeptiker, den

Realisten, den Stoiker, den Verächter, bis zu dem lächerlichen Punkte, wo er alle Ueberspanntheiten eines Romanhelden trieb. Er ging Nächte lang in Clemencia's Straße hin und her, schrieb Briefe über Briefe, stellte sich krank, schenkte Don Galo ein Paar Pistolen von Manton (das unnützeste Geschenk von der Welt); aber Alles war vergebens und prallte ab an dem Entschlusse, den in Folge inniger Ueberlegung Clemencia's gesunder Verstand ihr eingegeben hatte.

Sir George überredete sich oder wünschte sich zu überreden, daß diese Ueberspanntheiten Erzeugnisse eines lebendigen und kräftigen Gefühls wären und fühlte ängstlich an sein Herz, um zu sehen, wie es klopfte. Aber vergebens; die Feder dieser schönen Uhr war zerbrochen und Alles, was er that, war etwas Künstliches. Er konnte sich nicht betrügen und lachte mit bitterm Hohn über sich selbst.

„Und dabei," sagte er bitter, „gibt es Menschen, welche den Zustand, in dem ich mich befinde, affectiren! Menschen, die sich mit Gewalt zum Gegensatze des Prometheus zu machen suchen, indem sie die Flamme des Lebens nicht suchen, sondern auslöschen."

Sir George bekam hierauf einen jener Anfälle misanthropischen Spleens, die ihn um so mehr, da

er sie zu verbergen suchte, zum unglücklichsten Menschen machten, und aus welchen nur Clemencia durch den Zauber ihres Benehmens, wie David den Saul durch sein melodisches Harfenspiel, hätte herausreißen können.

Zehntes Capitel.

Gleich nach Empfang des Briefes seiner Cousine hatte sich Pablo auf den Weg gemacht. „Irgend ein Geschäft," dachte er, „eine Verlegenheit, ein Proceß, in welchen sie verwickelt sein mag. Es ist das erste Mal, daß sie mir schreibt; ein Glück für mich, wenn ich ihr nützlich sein kann."

Kaum aber war er angekommen, kaum hatten die ersten Begrüßungen stattgefunden, als Clemencia zu ihm sagte:

„Pablo, liebst Du mich noch?"

Pablo war so erstaunt und verblüfft über diese plötzliche Frage, daß er nicht antwortete.

„Antworte mir, Pablo," sagte Clemencia.

„Ich antworte nicht, Clemencia, weil Du mich nicht fragst, um meine Antwort zu erfahren," sagte er endlich.

„Nun denn, um sie zu hören.“

„Und zu welchem Zwecke willst Du sie hören?

„Damit sie mir, falls sie bejahend ausfällt, einen Anlaß und zugleich den Muth gebe, Dir zu sagen, Pablo, daß ich Deine Liebe werthschätze, verdiene, annehme und erwiedere.“

„Welchem Umstande soll ich diese Umwandlung zuschreiben?“ rief Pablo aus, dessen Stimme vor Erregung zitterte. „Ist es Ironie, ist es Hohn?“

„Nein, Pablo, nein; es ist hohe Achtung, innige Liebe und die Ueberzeugung, daß Du und nur Du der Mann bist, an dessen Seite ich das Glück finden kann, wie ich es verstehe.“

„Hast Du einen Andern geliebt, Clemencia, und beurtheilst Du vielleicht so meine Gefühle nach Vergleichung?“

„So ist's, ich leugne es nicht, und mit derselben Aufrichtigkeit und Wahrheit, womit ich Dir dies bekenne, füge ich hinzu, daß ich die Liebe des Mannes, den ich geliebt habe, nicht nur verschmähe, sondern verachte; seine Persönlichkeit ist mir nicht zuwider, aber sie ist mir gleichgiltig. Meine Liebe hat also aufgehört zu existiren, wie ein Stern der Nacht, welchen der Tag verlöscht hat. Glaube daher nicht, Pablo, daß die Liebe in mir eine Flamme

ist, welche blinde Leidenschaften anzünden und schüren; nein, sie ist ein heiliges Feuer, die nur das Gute und Schöne unterhält und nährt, wie das heilige Feuer im römischen Cultus nur von den keuschen Vestalinnen genährt wurde. Dies ist bei mir instinktmäßig, zugleich aber vernunftgemäß und vorsichtig, und es ist außerdem eine Ueberzeugung, welche gleichzeitig meine Erfahrung und die frommen Lehren meines Oheims, welche wie die Sonne noch durch die Wolken hindurchleuchten, gereift haben. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, Pablo, daß, wenn ich mich Dir, den ich schätze und verehre, zur Lebensgefährtin anbiete, ich mich rein anbiete, wie es Diejenige sein muß, welche Du Deine Gattin nennen sollst.

Ich habe Dir die Wahrheit gesagt, wie ich Dir einen Fehltritt gestanden hätte (wenn ich das schwere Unglück hätte, daß ein solcher auf meinem Gewissen lastete), im Vertrauen, daß Du ihn mir verziehen haben würdest; denn wie unser weiser Mentor sagte: Die Tugend ohne Milde ist Stolz. Zwischen uns Beiden, Pablo, darf nichts geheim sein und soll es nie sein; ein Geheimniß zwischen uns Beiden wäre eine Entweihung unsers süßen Vertrauens, ein Flecken auf der Reinheit unserer Liebe, eine Wand

von reinem und hartem Krystall, die, wenn auch unsichtbar, uns doch trennte. Ich habe gelitten, Pablo, das ist mein ganzes Geheimniß!"

„O," rief Pablo, „dann bist Du zur bösen Stunde von mir gegangen und hierhergekommen!"

„Zum Glück, Pablo, zum Glück; denn nur so habe ich schätzen und begreifen lernen, welchen Werth an Deiner Seite das wahre Glück hat und wie dies allem Andern vorzuziehen ist. Nur so habe ich ermessen können, wie leer, verderbt, erschöpft, trocken und hart jene Naturen sind, die eine hohe Cultur mit einem so zarten Firniß überzogen hat, daß sie unerfahrene Menschen, wie ich bin, besticht, und zuweilen von Denjenigen, welche das Schöne in der menschlichen Natur nicht zu schätzen wissen, dem wahren Verdienste vorgezogen wird. Ich habe diesen Firniß vergleichen lernen mit dem wahren Seelenadel, mit dem reinen und fleckenlosen Gefühle eines gesunden Herzens, mit einem graden, von den Lastern der Gesellschaft noch nicht angesteckten Verstande, mit einem offenen und redlichen Charakter, welcher muthig dem Pfade des Guten folgt, wie der Cid dem des Sieges, einem Charakter, dem Großmuth, Heldenmuth, Tugend und Zartgefühl angeboren sind. Ich habe erkennen lernen, daß

Derjenige, welcher mich verblendete, zur erstern, Du dagegen, Pablo, der Du mein ganzes Herz ausfüllst, dessen Lebensgefährtin ich mit Entzücken sein werde, zur letztern Gattung gehörst."

„Also . . . Du liebst mich, Clemencia?" fragte Pablo tief bewegt.

„Mit aller Begeisterung, womit ein zärtliches Herz das Gute liebt! Ich liebe Dich, Pablo, mit aller Ueberzeugung, womit man die Tugend, mit aller Beständigkeit, womit man das Glück, mit aller Zärtlichkeit und Hingebung, womit man Denjenigen liebt, den man freiwillig und vor Gott und Menschen zum Lebensgefährten erwählt."

„Vereint also," rief Pablo aus mit einer Stimme, die vor Bewegung halb erstickt war, „vereint für immer, unwiderruflich vereint, untrennbar auf Erden und im Himmel! . . . O, mein Gott! Ist so viel Glück möglich?"

Und von unwiderstehlichem Drange hingerissen, sank Pablo zu Clemencia's Füßen, und sein in Thränen gebadetes Gesicht in seinen Händen verbergend, lehnte er es auf die Knie Derjenigen, welche seine Gattin werden sollte.

„Pablo," sagte Clemencia nach einigem Schweigen, „befriedige eine Laune meines Herzens und

sage mir: Was hat Dich bewogen, mich zu lieben?"

„Alles; ich kann nichts einzeln angeben," antwortete Pablo, ohne aufzustehen; „ich habe Dich geliebt, weil Du Du bist."

„Aber ist es mein Aeußeres, was Dir gefällt? Sind es meine Gefühle, mit denen Du sympathisirst? Oder ist es meine Denkungsart, welche Dich anzieht?"

„Es ist nichts von dem Allen, Clemencia; Dein Aeußeres, Dein Fühlen, Dein Denken gefallen mir, ziehen mich an und reizen mich, weil sie Dein sind. Ein Unglück könnte Dir Deine Schönheit, Dein Talent, Dein lebendiges und poetisches Gefühl rauben; ich, Clemencia, würde Dich noch eben so lieben; ich würde Dich lieben, wenn Du wahnsinnig wärest, ohne daß Du mir es Dank wüßtest; ich würde Dich lieben, wenn Du todt wärest, wie ich Dich ohne Hoffnung geliebt habe."

„Das heißt geliebt werden und das ist das Glück!" sagte Clemencia gerührt, indem sie ihres Vetters redliche, männlich starke Hände zwischen ihren zarten, weißen Händchen drückte.

Pablo aß bei Clemencia, und gegen Abend kam Don Galo, um bei ihnen Kaffee zu trinken.

Clemencia strahlte vor Freude, wie die Natur, wenn nach kurzem Sturme die Sonne ihr zulächelt.

„Wie vergnügt Sie sind, Clemenzchen!“ sagte Don Galo, mit Behagen eine Tasse von dem köstlichen Liqueur schlürfend, der in Puerto de Santa Maria bereitet wird.

Und in der That, Clemencia war es. Sir George's Hochmuth und abstoßende Handlungsweise, verglichen mit der Pablo's, hatte sie nicht nur das Zartgefühl und den Edelmuth dieses Letztern kennen gelehrt, sondern in dem Maße, wie sie sich durch ein Gefühl der Furcht von dem harten Mann abgestoßen fühlte, war in ihr auch innige Hochachtung und Zuneigung zu Pablo entstanden und hatte sie zu ihm gezogen, der mit so vieler Redlichkeit des Herzens so viel zartfühlende Liebe verband. An Pablo's Seite war es ihr zu Muthe wie dem Reisenden, der des süßen Schattens und der stillen Ruhe einer schönen Eiche genießt, nachdem er keuchend unter den Strahlen der stechenden Sonne über einen rauhen, unebenen Boden dahingewandert ist. Sie antwortete daher in aufrichtiger freudiger Erregung:

„Ich bin wie die Kinder, Freund, obwohl ich nahe an sechs Olympiaden zähle. Ich will in meiner

Sprache reden, da man mir doch einmal den Vorwurf macht, eine gelehrte Frau zu sein. Ich bin so vergnügt! Wissen Sie, weshalb?"

„Ich habe keine Ahnung davon, liebe Tochter."

„Nun denn," erwiederte Clemencia, sich seinem Ohre nähernd, „weil ... ich mich verheirathe; einem so guten Freunde will ich kein Geheimniß daraus machen, und ich sehe auch nicht ein, weshalb."

Don Galo machte eine solche Bewegung des Erstaunens, daß der Liqueur in seinem Glase schwankte wie das Meer bei Ebbe und Fluth. Dies Erstaunen hatte seinen Grund nicht etwa darin, daß er an Clemencia keine besondere Vorliebe für irgend einen ihrer Anbeter bemerkt hatte, sondern darin, daß er, ohne selbst zu wissen, warum, sich eingebildet hatte, Clemencia habe auf der Erde, gleich den Sternen am Himmel, ihren guten und unveränderlichen Platz und jede Abweichung von demselben sei eine Umwälzung der einmal eingeführten Ordnung. Ueberdies war für Don Galo die Anzeige von der Heirath irgend einer Schönen dasselbe, was für den Jäger, auch wenn er noch so ungeschickt ist, die Anzeige, daß die Jagdzeit aus ist. Er antwortete daher kleinmüthig:

„Sie verheirathen sich? Wahrhaftig?"

„Und warum nicht, Señor? Haben etwa die

„gelehrten“ Frauen außer andern auch noch das Unglück, daß sie nicht zu heirathen sind?“

„Aber,“ sagte Don Galo, ohne auf Clemencia's Worte zu achten und noch immer in der Hoffnung, daß das Gesagte nur ein Scherz sei, ... „aber, wer ist denn der Glückliche?“

„Der Glückliche ... denn das soll er wahrhaftig werden! — ist Don Pablo Ladron de Guevara, mein Vetter und von nun an der Freund meiner Freunde.“

Pablo reichte lächelnd Don Galo die Hand.

„Nun denn, so wünsche ich viel Glück,“ stammelte Don Galo verlegen ... „von Herzen Glück ... ich nehme Antheil ... ich ... ich freue mich außerordentlich ... die Guevaras sind doch Glückskinder!“ Inzwischen betrachtete er aufmerksam die äußere Erscheinung Pablo's, der in seiner städtischen Tracht keineswegs aussah wie was man mit einem modernen Ausdruck einen Dandy nennt, und sagte zu sich selbst: „Wer ist im Stande, die Launen der schönen Töchter Eva's zu begreifen! Seh' Einer an! Clemenzchen, die unter den Allerbesten hätte wählen können? Ich glaubte, sie würde sich gar nicht verheirathen! Wenn ich eine Ahnung vom Gegentheil gehabt hätte! Sich zu verheirathen!

Wo in aller Welt hat sie hingedacht! Ging es ihr nicht so gut? Sie hat mir einen Streich gespielt! Ich werde nicht der Einzige sein."

„Don Galo," fügte Clemencia heiter hinzu, „dies ist ein großes Geheimniß; aber es liegt mir nichts daran, daß die ganze Welt es erfahre."

„Vielen werde ich es verschweigen," antwortete Don Galo in seiner galanten Weise und mit seinem pfiffigsten Lächeln, „denn ich mag nicht gern der Ueberbringer schlimmer Nachrichten sein.

Na," fügte er hinzu — verstohlen die Lorgnette auf Pablo richtend, der sich in diesem Augenblicke vor Clemencia's Schreibtisch gesetzt hatte, um einen Brief nach Villa-Maria zu schreiben — „über den Geschmack ist nicht zu streiten. Wenn Clemencia ihn liebt, wird er wohl gute Eigenschaften haben; nur, je mehr ich ihn ansehe, desto mehr überzeuge ich mich, daß sie nicht sichtbar sind."

Abends erschien Don Galo etwas zeitiger als gewöhnlich im Salon der Señora de la Tijera. „Ich will," sagte er, noch ehe er sich setzte, „den Herrschaften eine Nachricht mittheilen, welche Sie sicherlich noch nicht wissen und die für das Publicum so zu sagen noch ungeboren ist."

Sofort wurde Don Galo mit einer Salve von Fragen überschüttet.

„Ist sie lustig oder traurig? — Gehört sie der hohen oder niedern Politik an? — Ist's ein Glück oder ein Unglück? — Ist sie authentisch oder apokryph? — Ist sie von weit her? — Ist sie von hier? — Ist sie unzweifelhaft? — Ist sie durch den Telegraphen gekommen?"

„Sie ist," erwiederte Don Galo, indem er wartete, bis das Stillschweigen wiederhergestellt war, um seiner Antwort möglichst viel Gewicht und Feierlichkeit zu geben, „unerwartet, unvorhergesehen, überraschend und außerordentlich."

„Nun denn, so sprechen Sie," rief Lorchen aus.

Don Galo schwieg, trug sein strahlendstes Lächeln zur Schau und verlängerte so den süßen Augenblick, in welchem er der Centralpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit war.

„Don Galo," sagte einer der Anwesenden, „Sie sind wie die Uhr von Pampeluna, die, wie man sagt, zeigt, aber nicht schlägt."

„Don Galo, wollen Sie uns in Maulaffen verwandeln?" rief das neugierige Lorchen ungeduldig aus.

„Nein," meinte ein junger Student, „Pando

will Deputirter werden und versucht sich in der Kunst, Effect zu machen."

„Lassen Sie den Don Galo Pando, für den sein Name eben so schlecht paßt, wie für mich, die ich in meinem Leben auch nicht einmal Kopfschmerzen gehabt habe, der Name Dolores.*) Rojas, erzählen Sie uns, wie wurde heut Abend der „Onkel Canitas" gegeben?"

Als Rojas, der ein Musikfreund war, das modische Singspiel erwähnen hörte, fing er an zu trällern:

„Die Unvermählten sind von Gold,
Die jungen Frau'n von Silber;
Die Wittwen sind von Kupfer nur,
Von Blech die alten Weiber."

„Keine Schmeichelei für die Unvermählten!" sagte Lorchen; „der Liebreiz der Wittwen ist weit anziehender als die berühmten und nie genug gewürdigten „fünfzehn Lenze," welche die zornigen Dichter erfunden haben, weil „zwanzig Sommer" ihnen nicht in den Kram passen."

„Zur Bestätigung dessen, was Sie in Bezug

---

*) Pando heißt langsam, bedächtig. Dolores bedeutet Schmerzen. Anm. d. Uebers.

auf die Wittwen sagen, liebe Tochter," sagte Don Galo, die ihm beinahe entschlüpfte Gelegenheit, seine berühmte Nachricht der Oeffentlichkeit zu übergeben, aufgreifend, „will ich Ihnen mittheilen, daß sich eine junge Wittwe verheirathet."

Don Galo unterbrach seine Mittheilung und blickte mit Augen, in welche er alle seine angeborne Possierlichkeit zu legen suchte, um sich her.

„Wer ist die Unglückliche?" sagten die Frauen.

„Wer ist der Getäuschte?" fügten die Männer hinzu.

„Wie Sie sich nöthigen lassen!" rief Lorchen aus.

„Sie drücken sich noch sehr schonend aus . . . denn er ist langweilig," meinte Rojas.

„Nun, so lassen Sie sich Ihre Nachricht einmariniren," sagte Lola und stand auf.

Don Galo, welcher sah, daß ihm die Gelegenheit und die Aufmerksamkeit seiner Hörer zum zweiten Male entschlüpfen wollte, erwiederte:

„Nun, so wissen Sie denn, daß Clemencia sich verheirathet."

„Mit Monte Christo?" fragte das neugierige Mädchen, sich rasch umdrehend.

„Mit Karl dem Großen?" setzte eine Andere hinzu.

„Sie haben es nicht getroffen, liebe Kinder," antwortete Don Galo mit großem Wohlbehagen.

„Nun, so sagen Sie es doch, Señor; wo nicht, so geben wir Ihnen das Diplom als Major im Regimente La Posma.*) Mit wem? Mit Ihnen?"

„So viel Glück ist mir nicht bestimmt, Lorchen, liebes Kind!" antwortete Don Galo treuherzig auf die spöttische Frage; „überdies wissen Sie, daß ich Unglück habe und nur Undankbare finde; auch erlaubt mir meine Stellung nicht . . ."

„Etwa mit ihrem Vetter Cortegana, der angekommen sein soll?"

„Nein, mit einem Andern, ihrem Vetter von Villa-Maria, Pablo Guevara."

„Den Krautjunker, den ich gestern in ihrem Hause gesehen habe, der die Handschuhe trägt als wär's ein Bund Spargel? Gott steh uns bei! Der kann nicht einmal sprechen! Denk' ein Mensch an, auf wen die Gelehrte fallen mußte! Ich habe gedacht, sie würde das Lyceum heirathen!"

„Wer am wenigsten taugt, bekommt am meisten," meinte einer der Anwesenden.

„Ei, die kleine Wittwe ist nicht so dumm,"

*) Posma heißt Schwerfälligkeit, Langsamkeit.

Anm. d. Uebers.

fügte eine der ältern Damen hinzu; „Guevara, der seinen Oheim Don Martin beerbt hat und Besitzer des Majorats ist, ist eine bedeutende Partie. Die ist nicht so dumm!“

„Es ist die allerirrigste und ungerechteste Ansicht,“ sagte ein Obergerichtsrath, der ein Freund Clemencia's war, „Frauen, die einige Kenntnisse besitzen, Klugheit in dem Sinne beizumessen, welchen man diesem gewöhnlichen Ausdrucke gegeben hat, und wonach man dieselbe als ein Gemisch von Schlauheit, Berechnung und Schlichen betrachtet. Es ist allbekanntermaßen grade das Gegentheil der Fall. Diese Art von Wissen pflegt Denjenigen eigen zu sein, die nichts Anderes haben, woran sie ihre Einbildungskraft weiden, womit sie ihre Geistesfähigkeiten beschäftigen können, und sie ist ihnen sicherlich nützlicher als den Andern ihre Studien. Wenn daher die Erstern Glück haben, so verdanken sie es sicherlich andern Ursachen als ihrem Wissen in dem genannten Sinne. Wer Clemencia Berechnung zuschreibt, muß sie in der That nicht kennen.“

„Als Lobredner stehen Sie einzig in ihrer Art da,“ bemerkte die Señora de la Tijera scharf.

„Nun, er sagt doch nichts als die reine Wahrheit,“ meinte Don Galo. „Sie müssen wissen,

Lorchen, liebes Kind, daß der Herr hinter Ihrem Rücken auch mit gerechtem Lobe von Ihnen spricht."

„Das hindert nicht," antwortete Lorchen, „daß Clemencia Ponce sehr klug ist und eine Probe davon gegeben hat, indem sie sich mit dem reichen Manne verheirathet, der seine Einkünfte noch dadurch zu vermehren suchen wird, daß er die meiste Zeit auf seinem Dorfe zubringt, während sie dieselben hier in aller Freiheit verzehrt."

„Clemencia ist wirklich keine Verschwenderin," antwortete Don Galo.

„Ja, wie sollte sie denn das auch sein, da sie nicht die nöthigen Mittel dazu hat?" sagte die Señora de la Tijera. „Ihr Schwiegervater hat nicht für gut befunden, ihr etwas zu hinterlassen, nicht einmal ein Witthum; sie besaß daher nichts, als was ihr der Abt hinterlassen hat."

„Und das war viel," erwiederte Don Galo.

„Und außerdem ein großes Witthum, das ihr zwar nicht ihr Schwiegervater, aber der Erbe des Hauses ausgesetzt hat."

„Er glaubte offenbar, daß sie es nicht lange genießen würde," sagte eine andere Dame.

„Das Witthum hat sie nie annehmen wollen,"

bemerkte Don Galo, „das weiß ich bestimmt; ich weiß es von ihrer Tante."

„Das war die Wurst nach der Speckseite geworfen," erwiederte eine andere alte Dame.

„Eine herrliche Speckseite!" rief Lorchen laut auflachend.

Der Art sind die Urtheile, welche die Welt fällt! Das ist die unbegreifliche und böswillige Leichtfertigkeit, womit man über Personen abspricht, Thaten beurtheilt, Beweggründe unterschiebt. Das ist der abscheuliche Mangel an Gewissenhaftigkeit, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, womit man das Kostbarste, was der Mensch hat, seinen Ruf, bilden will. Man wirft der gegenwärtigen Zeit vor, daß die Menschen zu wenig Werth auf den Ruf legen, dessen sie genießen; das ist aber die unausbleibliche Folge davon, daß Bosheit und Verleumdung der Wahrheit und Gerechtigkeit ihre Mission, den Leumund der Menschen zu bilden, aus den Händen gewunden haben, sei es nun, daß sie in der Presse durch die politischen Leidenschaften oder in der Gesellschaft durch den feindseligen Geist, der in derselben lebt und herrscht, geleitet werden.

Elftes Capitel.

Am folgenden Tage besuchte Don Galo, wie gewöhnlich, Sir George. Er sah diesen Besuch für eine Pflicht an, seitdem die Pistolen von Manton die innige Freundschaft noch durch innige Dankbarkeit vermehrt hatten. Don George empfing ihn mit einem „geliehenen" Lächeln, wie die Franzosen sagen, was bei dem stolzen Gentleman der Ausdruck höchster Zerstreutheit war, wie sie Wesen von solcher Nichtigkeit, die er selbst für seine Verachtung zu schlecht hielt, in ihm erregten.

Don Galo war, wie man wohl denken kann, voll von der großen Neuigkeit. Der Verdruß, den er anfangs über dieselbe empfunden, war aufgewogen worden durch das Vergnügen, welches ihm Clemencia gemacht hatte, indem sie ihn zu ihrem ersten

Vertrauten und zum würdigen Verbreiter ihrer vertraulichen Mittheilung machte.

Kaum hatte er sich daher nach seines Freundes Gesundheit erkundigt, als er mit einem kolossalen Lächeln sagte:

„Gott Hymen bereitet seine Kränze, Señor Don George.“

„Ah! Und welches sind die schönen Schläfe, auf welchen sie glänzen werden?“ fragte dieser.

„Die einer Freundin von Ihnen,“ antwortete Don Galo, dem es nicht entfernt in den Sinn kam, daß Sir George ein Interesse daran nehmen könnte.

Don Galo bemerkte es jedesmal, wenn irgendwo die Cour gemacht wurde. Ein Contretanz oder ein Walzer, den irgend eine Schöne mit demselben Tänzer tanzte, war für ihn etwas Wichtiges und Bedeutungsvolles; der innere Sturm der Leidenschaften in der menschlichen Gesellschaft aber entging seiner wohlwollenden und oberflächlichen Beobachtung.

„Was für eine Freundin?“ fragte Sir George; „ich habe deren so viele; denn ich bin, wie Sie, Señor Pando, ein großer Verehrer der Schönen. Sollte es vielleicht die tapfere Obristin Matamoros sein?“

„Nein, Señor, nein, Señor; sie ist jung,

schön, elegant, klug und vor Allem gut wie keine Andere.“

„Es gibt so viel junge, schöne, elegante, kluge und gute Damen in Sevilla, daß es mir schwer werden würde, aus den Anzeichen herauszubekommen, wer es sein kann.“

„Nun, dann will ich es Ihnen sagen“ — Don Galo nahm eine halb wichtige, halb zufriedene Miene an — „es ist unser schätzbares und geliebtes Clemenzchen.“

„Das ist eine Lüge!“ rief Sir George wild aufspringend und den Tisch von sich stoßend.

Don Galo's Ueberraschung und Schrecken, als er Sir George hoch aufgerichtet, mit glühendem Gesicht und funkelnden Augen vor sich sah, ohne zu wissen, welchem Umstande er diesen plötzlichen Wuthanfall beimessen sollte, sind schwer zu beschreiben.

„Was ficht ihn denn an?“ dachte er. „Sollte das eine Wirkung jenes unglückseligen Spleens der Engländer sein, weswegen sich Andere schon eine Kugel durch den Kopf geschossen haben? Sollte er es auf ein Duell absehen? Jesus! Die Pistolen von Manton, die er mir geschenkt hat . . . sollte das schon mit dem Gedanken gewesen sein? . . . da

bin ich schön dran! Was für ein gefährlicher Mensch! Ziehe sich einmal Einer heraus aus einem Streite mit solchen Bären!... Aber nein," fügte er, zu seinen ruhigen, friedfertigen Gedanken zurückkehrend, hinzu; „sein verändertes Gesicht scheint darauf zu deuten, daß er krank ist; ich will ihn zu beruhigen suchen, denn ich habe doch nichts gesagt, was ihn verdrießen könnte." Er erwiederte daher:

„Ich lüge nicht, mein lieber Señor, und glauben Sie auch nicht, daß ich fähig wäre, das zu thun, am wenigsten mit der Absicht, einem Manne wie Sie, den ich so hoch schätze, etwas aufzubinden; wenn ich es gesagt habe, so geschah es, weil ich es aus Clemencia's eigenem Munde weiß, welche noch hinzufügte, es sei kein Geheimniß; ohne dazu ermächtigt zu sein, wäre ich nicht im Stande, es zu veröffentlichen."

„Sie hat es Ihnen gesagt?"

„Und ich darf mir schmeicheln," antwortete Don Galo, der sich allmälig erholte und wieder heiter wurde, „daß ich der erste ihrer Freunde bin, den Clemencia mit ihrem Vertrauen beehrt hat. Ich habe auch in der That in Cadix schon ein Notizbüchelchen von Filigran und emaillirtem Vermeille aus Manilla bestellt, um es ihr zu schenken. Aber

ich bitte Sie, thun Sie mir einen Gefallen, Don George."

Don Galo hielt inne.

„Nun, und was für einen Gefallen?" fragte Sir George rasch, der die Unterredung abkürzen wollte.

„Sagen Sie es ihr nicht!"

„O, rechnen Sie auf meine Verschwiegenheit, Señor Don Galo," antwortete Sir George, der wieder Herr seiner selbst geworden war und schon wieder sein gewöhnliches Lächeln, kalt wie eine Blume von Marmor, auf den Lippen hatte; „jetzt will ich Sie auch um eine Gefälligkeit bitten."

„Sie haben nur zu befehlen; was ist's für eine?"

„Daß Sie gehen!"

Don Galo, der keinen Begriff von der Grobheit, noch weniger von der Impertinenz der englischen Aristokratie hatte, sah Sir George mit großen Augen an und war im Begriffe, nach seiner Lorgnette zu greifen.

Sir George war ganz ruhig geblieben, nur wurde das Lächeln, welches den Sturm in seinem Innern verbarg, immer eisiger.

„Gewiß," dachte Don Galo, „ist der arme Mensch krank und will deshalb allein sein; ich glaube, ein paar Aderlässe . . ."

„Herr Don George," sagte er laut, „wie mir scheint, ist Ihr Gesicht etwas aufgeregt; ich sehe wohl, daß Sie nicht vollständig im rechten Geleise sind; hier zu Lande ist das Blut sehr unruhig, besonders beim Herannahen des Frühlings. Haben Sie Kopfschmerzen? Ich glaube, eine kleine Blutentleerung und einige Tassen Eibischthee (lateinisch Althea) würden Ihnen sehr gut thun."

Don Galo meinte diesen Rath herzlich gut; Sir George aber, dem es nicht so erschien, sagte, ohne lauter zu sprechen:

„Señor Don Galo, ziehen Sie es vor, durch die Thür zu gehen oder durch's Fenster?"

Don Galo sprang auf, als ob ihn Jemand mitten durch den Sitz seines Stuhles mit einem Degen gestochen hätte.

„Ich empfehle mich Ihnen, Señor Don George," sagte er, seinen Hut ergreifend, „und wünsche gute Besserung."

„Und ich wünsche . . . daß Dich der Teufel hole!" brummte Sir George auf Englisch.

Kaum war Don Galo, immer zwei Stufen

auf einmal nehmend, die Treppe hinunter und sah sich auf der Straße in Sicherheit, als er zu sich selbst sprach:

„Sieh, sieh! Und daran dachte ich nicht! Ich Dummkopf! Sieh, sieh! So sind ja die Engländer. Ein tüchtiger Haarbeutel! Er hat sicher mit einem Landsmanne gefrühstückt und sie haben ein paar Dutzend Flaschen Jerez getrunken! Ich habe das nicht bemerkt! Welche Dummheit! Ja freilich . . . wir hier in Spanien sind bei feinen Leuten dergleichen Streiche nicht gewohnt."

Don Galo ging sofort zu Clemencia, die er allein fand.

„Jesus!" sagte er, kaum eingetreten. „Sie können sich nicht denken, wie schlecht mir's gegangen ist."

„So? Das thut mir leid. Warum denn und wo?"

„Ihretwegen und bei Sir George. Jesus!"

„Aber weßhalb denn, lieber Freund," fragte Clemencia, die Farbe ein wenig wechselnd.

„Weßhalb . . . Clemenzchen?"

Don Galo lächelte mit jener pfiffigen Miene, die er gewöhnlich annahm, auch wenn das, was er sagte, gar nichts Besonderes war.

„Nun, so reden Sie doch, Don Galo," sagte Clemencia, welche Don Galo's Antwort beunruhigte.

„Nur Ihnen, Clemencia, sage ich es und im Vertrauen."

„Sie wissen, daß ich verschwiegen bin, Don Galo."

„Ja, ja, deswegen will ich es Ihnen auch sagen. Ich ging also diesen Morgen zu ihm; ein Höflichkeitsbesuch."

„Gewiß. Nun?"

„Nun, denken Sie sich, Sir George war . . ."

Don Galo öffnete die Hand und legte den Daumen an die Lippen, zwinkerte mit dem Auge, lächelte gewaltig und fügte hinzu: „Sie verstehen mich schon."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiederte Clemencia.

„Nun denn, unser Engländer war . . ." sagte Don Galo, und sich Clemencia's Ohr nähernd, fügte er hinzu: „betrunken!"

„Betrunken!" rief Clemencia entsetzt aus.

„Wie ein Faß," erwiederte Don Galo.

Don Galo erzählte hierauf Clemencia die vorgefallene Scene mit allen Details und diese verstand Alles. Sie dachte zwar nicht so gemein, sich über Sir George's Aerger zu freuen, wohl aber dachte

sie zartfühlend genug, daß sein grobes und beleidigendes Betragen gegen den gutmüthigsten und harmlosesten Menschen, der überdies ihr Freund war, sie empörte. So trug auch diese Scene dazu bei, ihr die ganze Rohheit und Härte jener Natur zu zeigen, welche die Intelligenz hatte erheben, die ausgewählte Gesellschaft glätten, der aber nichts ein Herz hatte geben können; und ohne dieses sind alle übrigen Gaben nur schöne Kleider und glänzende Kränze, die ein Skelett bedecken.

Während dieser Unterhaltung ging Sir George, der allein geblieben war, im heftigsten Zorn und der größten Erbitterung in seinem Zimmer auf und nieder und sprach zu sich selbst:

„Joué! Hintergangen! . . . wie ein dummer Junge! Und von wem? Von einer Frau, welche die Hälfte ihres Lebens in einem Kloster und die andere Hälfte auf dem Dorfe zugebracht hat! Von einem Naturkinde, das ein sentimentaler, frömmelnder Mönch erzogen hat! Und ich glaubte, sie liebe mich! O was für Anomalien lernt man bei den Spanierinnen kennen! Diejenigen von ihnen, die etwas werth sind, sind unzähmbare Schlangen. Ich habe sie beleidigt, das gesteh' ich ein; aber ich habe sie um Verzeihung bitten wollen und habe sie nicht

einmal sehen können! Diese Weiber sind süße Blumen mit Stengeln von Stahl. Sie kennen die Eitelkeit nicht, wenn sie mit ihrem angeborenen und unzähmbaren weiblichen Stolz in Conflict geräth. — Einen Andern zu heirathen, da ich ihr anbot, meine Frau zu werden! Welche Unverschämtheit! Und wen? Vielleicht ihren kürzlich angekommenen Vetter Cortegana, den zudringlichen Narren, den französirten Affen? Nein; vielleicht irgend einen Pastor fido, der unschuldig ist wie seine Lämmer. Und der Dummkopf, der Pando, hat mir das nicht gesagt! Es thut mir leid, daß ich ihn nicht zum Fenster hinausgeworfen habe! Und diese Frau kann es über sich gewinnen, sich in diesen gewöhnlichen und jämmerlichen Kreis einzuschließen! O, es ist eine unbegreifliche Frau! Alles weiß sie durch Instinkt, wie die Nachtigall ihre Melodie! Sie machte mich wieder jung — an ihrer Seite lebte ich — wurde ich wieder frisch und froh! . . . Wie die Morgenröthe verstand sie über Alles eine rosige Färbung auszugießen. — Aber . . . wer ist denn der Gatte, der wie durch einen Zauberschlag zu ihren Füßen hervorgekommen ist, grade im günstigsten Augenblicke? Sollte sie ihn schon in petto gehabt haben? Ah, nein! Arglistig war diese Frau nicht

— nein; aber sie ist voll von Aberglauben — sie hätte mich zum Papisten machen mögen ... Nun! Die Sache hat sich am Ende doch noch besser entwickelt, als wenn ich mich hätte hinreißen lassen zu heirathen und mir so selbst das Zeugniß eines Spießbürgers auszustellen."

Sir George machte es sich bequem in seinem Sessel am Kamin und steckte sich eine Cigarre an; gleich darauf aber warf er sie wieder fort und rief wüthend aus:

„Aber hol's der Teufel! Was soll ich thun? Bleiben? Nein; ohne sie ist Sevilla mir zum Ekel. Ich will nach dem Kaukasus gehen, den ich noch nicht gesehen habe. Schnüre Dein Bündel, ewiger Jude, die Bewegung verjüngt den Körper und zerstreut das Gemüth. Das Bekannte wird langweilig, ich will das Unbekannte suchen. — Ach!" fügte er hinzu, „nur Eins habe ich gefunden, das mir unbekannt war, und das Eine war sie! Ein flüchtiges Licht, welches die Dunkelheit durchbrach, um wieder in dieselbe zurückzukehren! Glauben Sie aber nicht, daß ich mich darum härme, Señora; es gibt eine Dame, die schöner und liebenswürdiger ist als Sie und die ich mehr liebe, und das ist die süße, zauberische Freiheit. Nein, den Reizen dieser Freundin

kommen die Ihrigen nicht gleich; hätte ich Sie um den Preis meiner Freiheit erkaufen müssen, so ist doch eine Täuschung besser als eine Kette. Also, all's well, that ends well."

Zwölftes Capitel.

„Pablo," sagte am folgenden Tage Clemencia zu ihrem Vetter, „sorge doch dafür, daß sobald als möglich alle meine Sachen nach Santa Maria gebracht werden."

„Wie?" fragte Pablo erstaunt, „meinst Du denn nicht, daß wir hier in Sevilla wohnen sollen?"

„Nein, Pablo; denn das würde nicht nach Deinem Geschmack sein und Du würdest es nur aus Gefälligkeit für mich thun. Ueberdies, glaube mir, ich sehne mich wieder nach Villa-Maria, wo ich ein so glückliches Leben geführt, ein Leben, an das ich mich so gewöhnt habe; denn die Plätze, die Wände, alle Gegenstände, die uns umgeben, lieben wir durch längere Gewohnheit wie Freunde. Alles drückt seine Spur in ein Herz, das nicht hart, und läßt sie

zurück in einem Herzen, das nicht veränderlich ist. Ich sehne mich, Pablo, die Plätze wiederzusehen, welche Euer aller Liebe für mich ganz mit Süßigkeit erfüllt, die der Frieden, dessen ich dort genossen, gleichbedeutend mit dem Glücke gemacht hat. Ueberdies, Pablo, hält mich keine Lockung, kein Band der Liebe hier zurück. Das Haus meiner armen Tante, welche nicht mehr lange zu leben hat, wird sich bald auflösen. Meine geliebte Constancia gedenkt, wenn ihre Mutter sterben sollte, sich von allem Umgange zurückzuziehen; mein Vetter will nach Madrid zurückkehren und der Umgang mit Alegria sagt mir nicht zu. Sage, Pablo, ist meine Wohnung noch, wie ich sie verlassen habe?"

„Du wirst nichts verändert finden, nichts vermissen an dem, was während Deiner Abwesenheit mein Heiligthum geworden ist, Clemencia; wenn Du vielleicht etwas mehr findest, so sind es die Spuren meiner Thränen."

„Und meine Blumen?"

„Blühen in Deiner Abwesenheit. Begreifst Du das? Ich nicht."

„Und meine Vögel?"

„Singen; aber ich glaube, mit ihrem feinen Instinkt ahneten sie Deine Rückkehr."

„Die des verlornen Sohnes!" sagte Clemencia lachend und die Hand ihres Vetters mit Wärme drückend.

„Um Dich gebührend zu empfangen," antwortete Pablo in demselben heitern Tone, „muß ich morgen abreisen."

„Nichts dergleichen, Pablo; laß uns Alles ohne Geheimniß, aber auch ohne Prunk thun."

„Aber schnell, Clemencia; denn sieh, mein Glück erscheint mir dergestalt wie ein Traum, daß ich in fortwährender Angst lebe, zu erwachen."

„Pablo, an mir soll die Verzögerung nicht liegen; wenn alle nöthigen Vorbereitungen getroffen sind, soll unser Bund unter den Augen meiner armen Tante, die Mutterstelle an mir vertreten hat, gesegnet werden und dann wollen wir gleich zu unserm süßen häuslichen Herde abreisen. An ihm wollen wir die Tugenden seiner frühern Besitzer nachzuahmen und ihr Glück zu finden suchen."

Clemencia beeilte sich, der Marquise und ihren Cousinen ihre bevorstehende Verbindung mitzutheilen.

„Ich freue mich, mein Kind," sagte ihre Tante, „denn da Dir Dein Schwiegervater und Dein Onkel

zu dieser Heirath gerathen haben, so wird sie Dir ersprießlich sein."

„Ja, ja," fügte Alegria hinzu, „da Du Dich einmal verheirathest, so halte Dich an das Solide und lehre Deinem Manne von Anfang an, nicht lächerlich eifersüchtig und albern mißtrauisch zu sein."

„In Villa-Maria gibt es nicht viele Anlässe, die der Entwicklung dieser Neigungen förderlich sein könnten, auch wenn Pablo sie besäße."

„Wie? Du willst in Villa-Maria wohnen?" rief Alegria erschrocken aus.

„Die Häupter des Hauses Guevara haben immer dort gewohnt," antwortete Clemencia; „aus welchem Grunde sollte ich eine Veränderung des Wohnortes verlangen, die ich nicht wünsche und die meinem Manne nicht angenehm sein würde, besonders da ich das Landleben leidenschaftlich liebe?"

„Das heißt ja aber, sich lebendig begraben!" rief Alegria schaudernd aus.

„Wenn die Frau sich begräbt, welche sich vornimmt, am Herde ihrer Vorfahren, an der Seite ihres Gatten, welchen sie liebt, zu leben und sich dort der Erziehung der Kinder, die Gott ihr etwa schenken mag, zu widmen, dann, Alegria, glaube

ich, daß jede gute Gattin freudig sich in das Leichentuch eines solchen Grabes hüllen wird. Glaubst Du denn etwa, daß eine Frau, die sich verheirathet, dem natürlichen und richtigen Pfade folgt, wenn sie, anstatt sich auf ihr Haus zu beschränken und sich den heiligen und süßen Pflichten einer Gattin und Mutter zu widmen, dieselben verleugnet und nur daran denkt, sich den Vergnügungen, den Zerstreuungen, dem Weltgetriebe hinzugeben? So verkehrt sind Deine Ansichten und so entwürdigst Du die heilige Mission des Weibes?"

„Moralische Romanideen," erwiederte Alegria. „Mit fünfundzwanzigtausend Piaster Einkünfte in einem elenden Dorfe zu leben, das ist nicht nur ungehörig, sondern dumm, und so etwas kommt nur bei uns vor."

„Du irrst, Alegria; überall, und besonders in Deutschland, leben die adligen Familien auf ihren Gütern und bringen nur einige Zeit in den Hauptstädten, in Badeörtern oder auf Reisen zu; auch wir werden zeitweilig anderwärts, in der heiligen Woche in Sevilla, im Sommer in Bädern zubringen. Aber unser Stammhaus verlassen, niemals; das wäre ein Mangel an Hochachtung und kindlicher Liebe gegen die Familie, eine Entäußerung unsers

Adels, denn wer aus der Art schlägt, ist nicht adlig."

„Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend; Du hast Geschmack am Leben in Sevilla bekommen, wir werden sehen, was nach den Flitterwochen*) geschieht und ob Du alsdann noch so unsinnig bist, zu glauben, daß man aus der Art schlägt, wenn man nicht in einem elenden Neste lebt. — Sieh, sieh! und ich habe geglaubt, die Bücher dienten dazu, langjährige Vorurtheile auszurotten, nicht sie zu nähren."

„Die gut geleitete Lectüre, Cousine, dient dazu, jedes Ding an seinen rechten Ort zu setzen, alberne Eitelkeit zu verbannen, und den Personen den Anstand und die Würde zu geben, welche ihnen gebühren. Ueberdies," fügte Clemencia mit inniger Befriedigung hinzu, „wird bei uns das Brot täglich in großer Menge im Hause selbst für uns, für die Diener und Untergebenen des Hauses und für die Armen gebacken und jedes Jahr gibt Gott eine neue Ernte; ich denke daher, daß es lange vorhalten wird, Alegria."

---

*) Spanisch el pan de la boda, wörtlich: das Brot der Hochzeit. Daher das Wortspiel in Clemencia's Antwort.
Anm. d. Uebers.

„Sahra,“ erwiederte Alegria mit schwülstiger Ironie, „Gott schenke Dir zwanzig Jakobs, Deinem Abraham eben so viele Lebensjahre, wie dem andern, und bewahre Dich vor einer Hagar.“

„Ich wünsche Dir nicht, daß Du glücklich werden mögest,“ sagte Constancia, „denn ich weiß, Du wirst es werden, so weit es in dieser Welt möglich ist, weil Du Deine Vergangenheit eben so gut und fromm zu machen, wie Dir Deine Zukunft zu bereiten verstanden hast. Dein Gewissen und Deine Hoffnungen, beide rein und fromm, lächeln Dir gleichzeitig zu; somit bitte ich Gott nur, daß er einem Glücke, welches ihm angenehm sein muß, eine lange Dauer verleihen möge.“

„Nun,“ sagte Alegria, „bei diesem mystischen und lobpreisenden Glückwunsche brauchst Du kein Hochzeitsgedicht weiter. Apollo kann nur hingehen und sich auf dem Parnaß Affen braten, denn hier ist man für den Berg Zion. Ich meinestheils will Dir Glück wünschen mit der eleganten Modephrase und sagen: Da Du Dich verheirathest, „so sei das heilige Joch Dir leicht;“ da Du Nachkommenschaft haben wirst, „sei Dir die Kinderlast leicht“ und da Du Dich lebendig begräbst, „sei Dir die Erde leicht!“

Einige Tage nachher kam Pablo zurück und der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Am Tage nachher traf Sir George Don Galo auf der Straße. Letzterer, welcher sich von dem Schrecken, den Sir George ihm an dem erwähnten Morgen eingejagt, noch nicht ganz wieder erholt hatte, wollte seine Begegnung vermeiden und in eine Straßenmündung einbiegen; aber Sir George beschleunigte seinen Schritt, holte ihn ein und hielt ihn auf.

„O, Señor Don George!“ rief Don Galo etwas verwirrt aus, „ich hatte Sie nicht gesehen; das ist nicht zu verwundern, denn Sie wissen ja, wie kurzsichtig ich bin.“

„Ich wünschte sehr, Sie zu sehen,“ erwiederte Sir George; „ich wollte Sie bitten, bei mir zu speisen; ich habe mit dem letzten Dampfschiffe einige Fasanen und eine Sendung auserlesener Weine bekommen; da ich aber jetzt nicht das Vergnügen habe, Sie zu sehen ....“

„Das Vergnügen und die Ehre sind ganz auf meiner Seite, Señor Don George,“ erwiederte mit einem nicht sehr natürlichen Lächeln Don Galo, dessen Unruhe die Sendung auserlesener Weine wieder wach gerufen hatte; „da ich aber so viel zu thun habe ....“

„Und da ich Sie jetzt nicht mehr bei Clemencia sehe . . . ."

„Natürlich, sie nimmt keinen Besuch an, weil ihre Tante schlimmer geworden ist und sie dort den ganzen Abend und die Nacht zubringt."

„Haben Sie mir nicht gesagt, daß sie sich verheirathet?"

Don Galo, der sich allmälig wieder beruhigte, antwortete in seinem natürlichen Tone:

„Freilich habe ich es Ihnen gesagt; ich war ja der Erste, der es erfuhr, jetzt aber weiß es die ganze Welt."

„Ich habe gehört, ihr Bräutigam wäre ein Dorftölpel."

„Da sind Sie falsch berichtet, ganz falsch, Don George; ich, der ich ihn kennen gelernt habe, kann Ihnen sagen, daß es ein sehr schöner Mann ist, mit engelgleichem Charakter, viel Talent und vielen Kenntnissen, denn er hat denselben Lehrer gehabt, wie Clemenzchen, den gelehrten Abt von Villa-Maria. Er ist edel und wohlthätig wie Wenige und an Muth thut es ihm Keiner gleich. Man erzählt Thaten von ihm, die in Verwunderung und in Erstaunen versetzen, besonders eine Geschichte mit fünf Räubern, die ihn auf seinem Gute angriffen . . . ."

„O, Señor Don Galo, erzählen Sie mir keine Heldenstücke von Räubern; ich habe sie bis zum Ueberdruß in Romanzen von Ihren Blinden singen hören.“

„Das Heldenstück, welches ich erzählen wollte, Don George, war auch nicht auf Seiten der Räuber, sondern auf Seiten Don Pablo's de Guevara, der dem ersten Adel Andalusiens angehört und überdies mehr als ein halbes Milliönchen Einkünfte besitzt, was denn doch auch nicht zu verachten ist.“

Dabei entfaltete Don Galo sein breitestes Lächeln.

„Dieser Musterbräutigam ist, wie ich gehört habe, aus Las Batuecas gekommen,“ sagte Sir George mit dem ernstesten Gesichte.

„Wie? Nein, Señor,“ antwortete Don Galo, der den Spott nicht merkte und nicht daran dachte, daß ein Fremder den Sinn, welchen man im gemeinen Leben mit dieser Redensart verbindet, vollständig verstehen könnte; „er ist aus Villa-Maria. Sie sehen, Señor Don George, daß unsere junge Wittwe das Beste zu wählen verstanden hat, wie es von ihrem Talente und ihrem Verstande zu erwarten war.“

Sir George warf einen argwöhnischen und forschenden Blick auf Don Galo, der mit einem Witz

und einer Possierlichkeit, die ihn selbst in Erstaunen setzten, fortfuhr: „Unter uns, Señor Don George, Cortegana, der nicht wenig Lust*) hatte, der Glückliche zu sein, ist angeführt; er wird nicht der Einzige sein.“

Sir George, der nur mit Mühe sein Gelüst bezwang, Don Galo zu allen Teufeln zu schicken, sagte nichtsdestoweniger sehr sanft:

„Ich habe Nachrichten erhalten, die mich nöthigen, abzureisen, und da es nicht möglich ist, unsere Freundin zu sehen und von ihr Abschied zu nehmen, so möchte ich Sie um eine Gefälligkeit bitten.“

„Ich bin immer und für Alles, was Sie von mir verlangen mögen, zu Ihren Befehlen, Señor Don George,“ antwortete Don Galo artig.

„Da bei dem freudigen Anlaß einer Verheirathung ein Freund einer Freundin wohl ein Andenken anbieten darf, so wünschte ich, daß Sie es übernähmen, Clemencia in meinem Namen ein solches zu überreichen.“

„Grade in dieser Beziehung ist es mir unmöglich, Ihnen gefällig zu sein, Señor Don George!

---

*) Wortspiel: Corta gana heißt wenig Lust.
Anm. d. Uebers.

Es thut mir wirklich leid; aber Guevara hat von Clemencia verlangt, daß sie von Niemand irgend ein Geschenk annehme. Eine einzige Ausnahme hat man gemacht," fuhr Don Galo mit inniger Befriedigung und großem Stolze fort, „eine, eine einzige .... und diese ist .... mit meinem Notizbüchelchen, Señor Don George."

Don Galo zupfte sich an den Zipfeln seiner Weste.

Sir George schwieg ein Weilchen und sagte dann:

„Dann sagen Sie ihr wenigstens, daß es meine Absicht gewesen sei, ihr einen Brillant, an den sich für mich eine traurige Erinnerung knüpft, zu schicken, mit dem Wunsche, daß derselbe ihr eine angenehme Erinnerung an einen Freund gewähre. Sagen Sie ihr, daß, wenn sie Andenken verschmäht, ich dies beklage, weil es mich bei meiner Abreise des Trostes beraubt, eins von mir in ihren Händen zu wissen."

„Das will ich ihr Alles wörtlich sagen, Señor Don George; verlassen Sie sich auf mich, ich habe ein gutes Gedächtniß und noch bessern Willen; was die andere Fähigkeit betrifft, so kann ich in der Beziehung nicht mit Ihnen noch mit Clemencia in die

Schranken treten, das weiß ich; indessen ist sie am Ende auch bei dieser Gelegenheit nicht nöthig."

„Nein, nein," erwiederte Sir George, „sie ist nicht nöthig und würde auch vollkommen überflüssig sein."

Sir George hatte diesen Schritt keineswegs aus Herzensdrang oder aus einem Gefühle der Rührung und des Schmerzes gethan.

Die Beweggründe, welche ihn bei dieser Gelegenheit leiteten, waren: erstlich, über den Mann, den Clemencia gewählt hatte, genauere Auskunft zu bekommen, die ihm Niemand geben konnte, als Don Galo, der unparteiischste und gerechteste Richter in der Sache, weil er niemals log, weder zu Ungunsten seiner Feinde, noch zu Gunsten seiner Freunde. Sein zweiter Zweck war, demjenigen, welcher etwas von seiner Liebe zu Clemencia argwöhnen möchte, zu beweisen, daß er, weit entfernt Verdruß zu empfinden, der Erste war, welcher seine Freude über die Verbindung seiner Freundin durch eine Huldigung aussprach. Endlich geschah, was er that, aus einer Art von Eitelkeit; er wollte den Eindruck seines groben Briefes verwischen und im Gedächtniß einer Frau von Clemencia's Werthe sein Andenken schön, poetisch und interessant hinterlassen,

wie den Schmerz einer unglücklichen Liebe oder die Reue einer edeln Brust.

An demselben Abend reiste Sir George nach Cadix ab.

Am folgenden Morgen, nach der Zurückkunft aus der Kirche, wurden Clemencia und Pablo im Hause ihrer Tante getraut und reisten nach Villa-Maria ab.

Bei ihrer Ankunft daselbst fanden sie nicht nur die vielen Diener des Hauses, sondern fast das ganze Dorf versammelt, welches sie mit den unverkennbarsten und aufrichtigsten Beweisen der Anhänglichkeit und Liebe empfing. Juana weinte vor Freude. Ihre Enkelinnen stürzten auf Clemencia zu und küßten ihr Kleid. Miguel Gil und die übrigen Diener segneten gerührt das junge Paar und wiederholten immer:

„Die sind für einander gemacht; das konnte nicht anders kommen."

Selbst die Tante Latrana drängte sich durch, um Clemencia zu bewillkommnen und sie um ein Stück Hochzeitskuchen zu bitten.

Ueberglücklich betrat Clemencia die Zimmer, welche sie früher bewohnt hatte und welche sie noch in demselben Zustande fand, wie sie sie verlassen.

Ihre Blumen verbreiteten ihre süßesten Düfte, die Vögel ließen ihre muntersten Lieder ertönen, wie um sie zu bewillkommnen. Für Alles das hatte Pablo gesorgt mit jenem Eifer, womit die Liebe die Erinnerungen bewahrt und pflegt.

Clemencia setzte sich, so voll ruhigen Glückes wie der Seefahrer, der, nachdem er einen Sturm bestanden, in welchem er fast Schiffbruch gelitten, wieder das Land betritt und sich an seinen Herd setzt. Sie sah Alles an, liebkoste Alles mit den Augen, prüfte Alles, berührte Alles mit Liebe. Sie öffnete ihren Schreibtisch und als sie eins der Schubfächer aufzog, rief sie aus:

„Ach, Pablo, sieh doch, was ich hier gefunden habe; das Zettelchen, welches mir das Zigeunermädchen gab, die mir wahrsagte. Jetzt erinnere ich mich, daß sie mir anempfahl, es an meinem Hochzeitstage zu öffnen, um mich zu überzeugen, ob ihre Prophezeihung eingetroffen sei oder nicht. Schneide doch den Zettel mit Deinem Federmesser auf, Pablo, ich möchte ihn sehen.“

„Wenn ich Dir einen Gefallen damit thun kann, gern, Clemencia; es ist eine Kinderei, aber ihre Reinheit erhält Deinem Herzen die Kindlichkeit.“

Clemencia näherte sich ihrem Gatten, um das Papier zu lesen. Pablo entfaltete es und las:

„Die Rose weiß sehr gut,“

„In wessen Hand sie ruht!“ rief Clemencia aus, den Satz, dessen sie sich noch erinnerte, vollendend und ihr rosiges Antlitz an die edle Brust ihres Gatten lehnend.

Epilog.

Einige Monate nachher saßen eines Abends Clemencia und Pablo am Tische beim Kamin.

Der Pfarrer und einige Freunde, die bei ihnen gewesen waren, hatten sich entfernt, nur der alte Arzt war noch da. Clemencia, strahlend vor Glück, war mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Pablo las verschiedene Zeitungen, die eben angekommen waren.

„Hier," sagte Pablo, die französische Zeitung L'Univers in der Hand haltend, „ist die Rede von einem Manne, den ich, wie ich glaube, von Dir habe nennen hören."

„Wer?" fragte Clemencia.

„Der Vicomte Charles de Brian."

„Ja, sehr viel; er war ein ausgezeichneter Mann; was sagt man von ihm?"

Pablo las:

„In New-Orleans ist der Vicomte Charles de Brian in einem Duell mit einem wüthenden Demokraten gefallen. Er war ein Mann von edelm Charakter und ungemeinem Verdienst. Nachdem er seinen einzigen Bruder durch den Dolch eines Meuchelmörders in Rom, wo er bei dem Hilfscorps des Papstes stand, verloren und seinen Vater in den Februartagen von 1848 hatte fallen sehen, verließ er tief gebeugt und verzweifelnd sein Vaterland und begab sich auf Reisen. Umstände, welche unbekannt geblieben sind, bewogen ihn, Europa zu verlassen und nach den Vereinigten Staaten zu gehen, wo er den Tod gefunden hat. Mit ihm erlischt eins der ältesten und berühmtesten Häuser Frankreichs. Sein Verdienst, seine Tugenden, die Festigkeit seines Charakters machen seinen Verlust doppelt schmerzlich für Alle, die das Glück hatten, ihn zu kennen."

„Armer Vicomte!" sagte Clemencia traurig. „Welch' ein Verhängniß ruhte auf seinem Geschlechte! Sein Tod geht mir sehr nahe."

„Sieh," fügte Pablo hinzu, indem er eine spanische Zeitung durchlief, „heute ist ein Tag, wo lauter Dir bekannte Namen in den Zeitungen glänzen; hier ist die Rede von Sir George Percy,

der, glaub' ich, auch zu den Besuchern Deiner Abendgesellschaften gehörte."

„Gewiß," erwiederte Clemencia, „und was sagt man von ihm?"

Pablo las:

„Am 15. dieses hat der sehr ehrenwerthe Sir George Percy, welcher von seinem Onkel, Lord Wilfrid, die Peerswürde geerbt, seinen Sitz im Oberhause eingenommen. Er hat debütirt mit der schneidendsten und bittersten Rede gegen die Katholiken, die jemals gehalten worden ist. In Folge dessen hat der Ministerpräsident ihn für wohlverdient um das Vaterland erklärt, und in einem protestantischen Meeting ist beschlossen worden, ihm schon bei Lebzeiten, wie dem Lord Wellington, mehrere Bildsäulen von verschiedener Größe zu errichten."

„Pablo, Pablo, wie Du erdichtest!" rief Clemencia lachend aus. „Mit welchem ernsten Gesichte Du dummes Zeug erfindest und aussprichst!"

„Nein, nein, Señora, das ist kein dummes Zeug," sagte der Doctor; „es ist sehr wahrscheinlich, daß es sich so verhält. Nach dem, was dort vorgegangen, nachdem man gesehen, wie dort öffentlich die Bilder des heiligen Vaters und anderer ehrwürdigen Geistlichen spottweise in Procession auf-

geführt und nachher verbrannt wurden, wie in den schönen Zeiten der Reformation, ohne daß die aufgeklärteste, toleranteste und in der Freiheit des Cultus unbeschränkteste Regierung diesen irreligiösen Bacchanalien, diesen anglicanischen Orgien Hindernisse in den Weg gelegt hätte, woran kann man da noch zweifeln?"

„Zeigen Sie einmal Ihren Puls, Señora," fügte er hinzu, indem er aufstand, um zu gehen. „Immer ruhig," sagte er, nachdem er Clemencia an den Puls gefühlt hatte; „Ihr Puls, Señora, ist wie Ihre Seele. Señor Don Pablo, wenn Sie diesen Sommer die schöne Ernte einbringen, womit Gott Ihr Haus segnen zu wollen scheint, so sei die schönste Frucht, womit er Sie beglücken mag, ein Sohn so schön wie seine Mutter, so kräftig wie sein Vater und so gut wie Beide."

Druck von George Westermann in Braunschweig.